luno! Diaz
Das kurze
wundersame Leben
des Oscar Wao

Roman

Aus dem Amerikanischen von Eva Kemper

S. Fischer

Elizabeth de Le6n

»Was scheren kurze, namenlose Leben *Galactus*?!«

Die Fantastischen Vier Stan
Lee und Jack Kirby (Bd. 1,
Nr. 49, April 1966)

Gott, erbarm dich der schlafenden Welt!
Vom verrottenden Hund in der Wrightson Road
bis zu den Straßen, durch die ich schlich wie ein Hund.
Wenn das Leben mir diese Inseln zu lieben gebot,
ist es Fäulnis, aus der meine Seele Flügel erhält.
Doch langsam vergifteten sie meine Seele
mit ihren Häusern und Autos und Riesenbohboh!
Kulis, Nigger, Syrer und Franko-Kreolen
lass ich mit an dem Theater zurück.
Ich schwimme im Meer, bin diesen Weg schon gegangen, ich
kenne diese Inseln von Monos bis Nassau,
bin ein rothaariger Seemann mit meergrünem Blick
Shabine ruft man mich, so heißt im Patois
jeder rote Nigger, und ich, Shabine, sah
diesen Slum des Empire als Paradies.
Bin nur ein roter Nigger mit Liebe zum Meer,
hab sie gut gelernt, meine koloniale Lektion, ich
hab Holländer, Nigger und Brite in mir Und bin
entweder niemand oder eine Nation.

Derek Walcott

In den Schreien der Sklaven sei es aus Mrika heriibergereist, sagt man; es sei der Todesfluch der Taino, der in dem Augenblick ausgestoßen wurde, in dem eine Welt unterging und eine andere entstand; es sei als Dämon in die Schöpfung geschlüpft, als in den Antillen die Tür zum Albtraum aufgetreten wurde. *Fuku americanus*, oder kurz fuku, meint immer einen Fluch oder drohendes Unheil, besonders aber den Fluch und das Unheil der Neuen Welt. Es wird auch das fuku des Admirals genannt, weil der Admiral es erst zeugte und ihm dann ins Messer ging; obwohl der Admiral die Neue Welt »entdeckte«, starb er jämmerlich und syphilisgeplagt, ein großes europäisches Opfer, das im Tod göttliche Stimmen hörte. Heute steht in Santo Domingo, dem Land, das er am meisten liebte (und das Oscar schließlich den Ground Zero der Neuen Welt nannte), der Name des Admirals für beide Arten des fuku, das kleine und das große; wer den Namen ausspricht oder auch nur hört, zieht damit Unheil auf sich und die Seinen.

Wie man es auch nennt oder woher es auch kommt, die Ankunft der Europäer auf Hispaniola soll das fuku auf die Welt losgelassen haben, und seitdem sitzen wir in der Scheiße. Santo Domingo mag der Nullmeridian des fuku sein, sein Portal, aber wir alle sind seine Kinder, ob wir es wissen oder nicht.

Aber das fukli ist mehr als leeres Gerede, mehr als eine Geistergeschichte, die niemandem mehr Angst macht. Meine Eltern haben das fukli noch als etwas verdammt Reales erlebt, jeder hat daran geglaubt. Jeder kannte jemanden, den das fukli verschlungen hatte, genauso, wie jeder jemanden kannte, der oben im Palacio arbeitete. Es lag sozusagen in der Luft, aber wie bei allen wirklich wichtigen Dingen auf der Insel wurde eigentlich nicht darüber gesprochen. Doch es ging dem fukli gut zu jener Zeit, es besaß sogar eine Art Hypeman, einen Hohepriester, wenn man so will. Unseren damaligen Diktator auf Lebenszeit Rafael Leónidas Trujillo Molina.¹ Niemand wusste, ob

¹ Für diejenigen unter euch, die ihre zwei Pflichtsekunden dominikanischer Geschichte verpasst haben: Trujillo, einer der berühmtesten Diktatoren des zwanzigsten Jahrhunderts, herrschte von 1930 bis 1961 mit unerbittlicher, schonungsloser Brutalität über die Dominikanische Republik. Er war ein korpulenter, sadistischer, schweinsäugiger mulato, der sich die Haut bleichte, Plateauschuhe trug und eine Vorliebe für Mode und Accessoires aus der Zeit Napoleons hegte. Trujillo (auch El Jefe, der Verhinderte Viehdieb und Fickfresse genannt) kontrollierte beinahe jeden Aspekt des politischen, kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens in der DR mit Hilfe einer wirksamen (und wohlbekannteren) Mischung aus Gewalt, Einschüchterung, Kooptation und reinem Schrecken - Massaker und Vergewaltigungen inbegriffen; er ging mit dem Land um, als wäre es eine Plantage und er der Besitzer. Auf den ersten Blick wirkte er wie der Prototyp des lateinamerikanischen caudillo, aber seine Macht war auf eine Weise tödlich, die nur wenige Historiker oder Schriftsteller wirklich erfasst oder, wie ich behaupten würde, sich auch nur vorgestellt haben. Er war unser Sauron, unser Arawn, unser Darkseid, unser einstiger und künftiger Diktator, eine so haarsträubende, perverse, schauerhafte Personage, dass sie nicht einmal ein Science-Fiction-Autor hätte erfinden können. Berühmt dafür, dass er ALLE NAMEN ALLER WAHRZEICHEN der Dominikanischen Republik sich selbst zu Ehren änderte (aus Pico Duarte wurde Pico Trujillo, aus Santo Domingo de Guzmán, der ersten und ältesten Stadt der Neuen Welt, wurde Ciudad Trujillo).

Trujillo Diener oder Herr des Fluchs war, Befehlsempfänger oder Befehlender, aber es lag auf der Hand, dass er und das fuku zu einer Übereinkunft gekommen, dass die beiden richtig *dicke* waren. Sogar in gebildeten Kreisen glaubte man, dass jeder, der sich gegen Trujillo verschwor, ein mächtiges fuku auf sich ziehen würde, bis in die siebte Generation und darüber hinaus. Wenn du auch nur schlecht über Trujillo dachtest, *ftd*, dann fegte ein Hurrikan deine Familie ins Meer, *ftd*, ein Felsblock aus heiterem Himmel machte dich platt, *ftd*, die Shrimps von heute brachten dich morgen um. Das erklärte auch, warum jeder, der ein

jillo); dafür, dass er das komplette nationale Erbe in üble Monopole umwandelte (was ihn bald zu einem der reichsten Männer der Erde machte); für eine der größten Armeen der Hemisphäre (Scheiße, der Kerl besaß ganze Bombergeschwader); dafür, dass er jede scharfe Braut vögelte, die er sah, sogar die Ehefrauen seiner Untergebenen, Tausende und Abertausende von Frauen; dafür, dass er von seinem pueblo erwartete, nein, *verlangte*, ihn grenzenlos zu verehren (bezeichnenderweise lautete die Parole im ganzen Land •• Dios y Trujillo«); berühmt dafür, dass er das Land wie ein Ausbildungslager der Marines führte, dass er Freunden wie Verbündeten vollkommen grundlos ihre Posten und ihren Besitz wegnahm und schließlich für seine beinahe *übernatürlichen* Fähigkeiten.

Zu seinen herausragenden Leistungen zählen: der Genozid von 1937 an der haitianischen und haitianisch-dominikanischen Gemeinde; eine der langlebigsten und verheerendsten Diktaturen der westlichen Hemisphäre mit Unterstützung der USA (und wenn wir Latinos etwas können, dann von den USA unterstützte Diktatoren tolerieren; was auch zeigt, wie hart erarbeitet dieser Sieg ist, die chile nos und argentinos beschwerten sich immer noch); die Errichtung der ersten modernen Kleptokratie (Trujillo war schon Mobutu, bevor Mobutu überhaupt Mobutu war); die systematische Bestechung von amerikanischen Senatoren und last but not least die Vereinigung der dominikanischen Volksgruppen zu einem modernen Staat (etwas, das seinen Lehrmeistern von den Marines während der Besatzung nicht gelungen war).

Attentat auf ihn plante, irgendwann draufging, und warum die Typen, die ihn am Ende abknallten, einen so entsetzlichen Tod starben. Und was war mit dem verdammten Kennedy? 1961 gab er grünes Licht für das Attentat auf Trujillo, und er befahl der CIA, waffen auf die Insel zu schaffen. Schlechter Schachzug, Käpt'n. Denn Kennedys Geheimdienstexperten hatten ihm eine Sache vorenthalten, die jedem einzelnen Dominikaner, vom reichsten jabao in Mao bis zum ärmsten güey in El Buey, vom ältesten anciano sanmacorisano bis zum kleinsten carajito in San Francisco, völlig klar war: Wer Trujillo tötete, dessen Familie würde ein so schreckliches fuku ereilen, dass das fuM des Admirals dagegen jojote wirkte. Ihr wollt eine endgültige Antwort auf die Frage der Warren-Kommission: Wer hat JFK ermordet? Dann lasst mich, euren demütigen Beobachter, ein für allemal die reine Wahrheit verkünden: Es war weder die Mafia noch Lyndon B. Johnson noch der bekackte Geist von Marilyn Monroe. Es waren weder Außerirdische noch der KGB, noch ein einsamer Schütze. Es waren auch nicht die Gebrüder Hunt aus Texas oder Lee Harvey oder die Trilaterale Kommission. Es war Trujillo, es war das fuM. Was zum cofiazo glaubt ihr denn, woher dieser sogenannte Fluch der Kennedys kommt?² Was war denn mit Vietnam? Warum wohl hat die größte Weltmacht ausgerechnet gegen ein Dritte- Welt- Land wie Vietnam ihren ersten

² Für die unverbesserlichen Verschwörungstheoretiker unter euch: An dem Abend, an dem John F. Kennedy jr., Carolyn Bessette und ihre Schwester Lauren in ihrer Piper Saratoga abstürzten, bereitete Providencia Paredes, dominicana und Lieblingsangestellte von John-Johns Vater, auf Martha's Vineyard für John-John sein Lieblingsgericht zu: chicharrón de pollo. Aber fuku isst immer zuerst, und es isst allein.

Krieg verloren? Ich meine, negros, mal *ernsthaft*. Vielleicht interessiert es euch ja, dass zur gleichen Zeit, als die USA ihre Aktivitäten in Vietnam verstärkten, LBJ eine illegale Invasion der Dominikanischen Republik befahl (am 28. April 1965). (Santo Domingo war der Irak, bevor der Irak der Irak wurde.) Die USA erzielten damit einen bombigen Erfolg in militärischer Hinsicht, und viele Einheiten und Geheimdienstler, die an der »Demokratisierung« von Santo Domingo mitgewirkt hatten, wurden anschließend sofort nach Saigon verfrachtet. Was glaubt ihr woW, was die Soldaten, Techniker und Spitzel von dort mitnahmen, in ihren Rucksäcken, Koffern und Hemdtaschen, auf den Härchen ihrer Nasen, im Dreck ihrer SchuhsoWen? Nur ein kleines Geschenk meines Volkes an Amerika, eine kleine Vergütung für einen ungerechten Krieg. Genau, Leute. Fuku.

Deshalb darf man nicht vergessen, dass fuku nicht immer wie der Blitz einschWägt. Manchmal übt es sich in Geduld und macht einen erst nach und nach fertig, wie den Admiral oder die Amerikaner in den Reisfeldern vor Saigon. Manchmal wirkt es langsam, und manchmal wirkt es schnell. Schon das macht es so verhängnisvoll, weil es dadurch schwerer zu erkennen ist, man sich schwerer dagegen wappnen kann. Aber ihr könnt sicher sein: Egal, wie viele Kehrtwenden oder Umwege das Scheißzeug macht, genau wie Darkseids Omegastrahlen, wie Morgoths Fluch³

³ »Der Älteste König bin ich. Ich bin Melkor, der erste und mächtigste aller Valar, der bereits vor der Welt da war und der sie erschuf. Der Schatten meines Trachtens liegt auf Arda, und alles, was in ihr ist, beugt sich langsam und unabwendbar meinem Willen. Über allen, denen deine Liebe gilt, wird mein Gedanke liegen wie eine Wolke des Unheils, die sie in Finsternis und Verzweiflung stürzen wird. Wo immer sie auch gehen, wird das Böse sich erheben. Wann immer sie spre-

findet es immer - und ich meine wirklich immer - sein Ziel.

Ob ich an das glaube, was viele als das Große Amerikanische Unheil bezeichnen, ist im Grunde egal. Wenn man so lange wie ich im tiefsten fuM-Land gelebt hat, hört man ständig solche Geschichten. In Santo Domingo spukt durch jede Familie eine fuku-Story. Mein Onkel in Cibao hat zwölf Töchter und glaubt, eine frühere Geliebte hätte ihn verflucht, damit er nie einen Sohn bekommt. Fuku. Eine meiner Tanten ist davon überzeugt, dass sie nie ihr Glück gefunden hat, weil sie bei der Beerdigung einer Rivalin gelacht hat. Fuku. Mein abuelo väterlicherseits glaubt, die Diaspora sei Trujillos Rache an dem Volk, das ihn verraten hat. Fuku.

Es ist völlig in Ordnung, wenn ihr dieses ~abergläubische Zeug« nicht ernst nehmt. Tatsächlich ist es sogar mehr als in Ordnung, es ist perfekt. Denn egal, was ihr glaubt, fuM glaubt an euch.

Vor ein paar Wochen, als ich gerade mit diesem Buch fertig wurde, habe ich im Forum von DRI den Thread *fuku* eröffnet, aus reiner Neugier. So ein Nerd bin ich mittlerweile. Das Thema schlug ein wie eine verdammte Bombe. Ihr solltet mal sehen, wie viele Antworten ich bekommen habe. Und es kommen immer noch mehr. Und nicht nur von Domo. Die Puertorocks wollen über fufu sprechen, und die Haitianer haben auch so einen Scheiß. Geschichten über fuku gibt es ohne Ende. Sogar meine Mutter, die fast nie über Santo Domingo spricht, erzählt mir mittlerweile die eine oder andere.

ehen, werden ihre Worte scWimme Folgen haben. Was immer sie tun, es wird sich gegen sie selbst richten. Sie werden ohne Hoffnung sterben, und sie werden ihr Leben und ihren Tod verfluchen!«

Wahrscheinlich habt ihr längst erraten, dass auch ich eine Geschichte über fuku zu erzählen habe. Ich würde gerne sagen, sie ist die beste - SuperfukU -, aber das kann ich nicht. Meine Geschichte bereitet weder die größte Furcht noch den größten Schmerz, sie ist weder die reinste noch die schönste.

Sie ist nur zufälligerweise die Geschichte, die mich an der Kehle gepackt hält.

Ich bin nicht ganz sicher, ob Oscar diese Bezeichnung gefallen hätte. Eine Geschichte über fuku. Er war ein HardcoreFan von Science-Fiction und Fantasy und glaubte, in so einer Art von Geschichte würden wir leben. Er fragte mal:

Was ist schon mehr Sci-Fi als Santo Domingo? Mehr Fantasy als die Antillen?

Aber weil ich jetzt weiß, wie alles ausgeht, muss ich fragen: Was ist schon mehr fukU?

Noch eine allerletzte Bemerkung, Toto, bevor Kansas verschwindet: Wenn man in Santo Domingo den Namen des Admirals sagte oder hörte, oder wenn ein fukU seine vielen Häupter erhob, gab es von jeher nur eine Möglichkeit, sich das Unglück vom Leib zu halten, nur einen todsicheren Gegenzauber, der einen selbst und die eigene Familie immun machte. Wenig überraschend bestand er aus einem Wort. Einem einfachen Wort (auf das man besser ein energisches Kreuzen der Zeigefinger folgen ließ).

Zafa.

Früher war es beliebter, war heißer in Macondo als in McOndo, könnte man sagen. Allerdings gibt es immer noch Leute wie meinen tio Miguel in der Bronx, der zu allem zafa sagt. Da ist er altmodisch. Wenn die New York Yankees in

einem der letzten Innings einen Fehler machen, gibt's zafa;
wenn jemand vom Strand Muscheln mitbringt, gibt's zafa;
wenn man jemandem parcha vorsetzt - zafa. Zafa rund um
die Uhr in der Hoffnung, dass dem Pech keine Zeit bleibt,
sich zu verdichten. Und während ich dies schreibe, frage ich
mich, ob dieses Buch nicht auch eine Art von zafa ist. Mein
ganz persönlicher Gegenzauber.

Eins

Ein Ghettonerd und das
Ende der Welt 1974-1987

DAS GOLDENE ZEITALTER

Unser Held war keiner dieser coolen Dominikaner, von denen immer alle reden - er war kein toller Baseballspieler, kein brillanter Bachatero und auch kein Aufreißer mit tausend scharfen Bräuten im Schlepptau.

Und bis auf eine kurze Ära in jungen Jahren hatte der Typ nie viel Glück bei den Frauen (und das geht *gar* nicht nur einen Dominikaner).

Sieben war er damals.

In jener gesegneten Phase seiner Jugend war Oscar ein ziemlicher Draufgänger. Ein richtiger Kindergarten-Casanova, der den Mädchen ständig Küsse abluchste, sich beim Merengue von hinten an sie rantanzte und dann rhythmisch sein Becken vorschob, und der erste Nigger, der den Perrito lernte und ihn dann bei jeder Gelegenheit aufs Parkett brachte. Weil er in dem Alter (noch) ein »normaler« dominikanischer Junge war, der in einer »typischen« dominikanischen Familie aufwuchs, wurde sein aufkeimendes Macho-Ego von Freunden und der eigenen Sippe unterstützt. Bei Partys - und damals in den Siebzigern, bevor Washington Heights zu Washington Heights wurde, bevor man auf der Bergenline Avenue beinahe hundert Blocks lang nur Spanisch hörte, gab es reichlich Partys - schubste unweigerlich irgendein betrunkenere Verwandter Oscar auf ein Mäd-

chen zu, und dann grölten alle, wenn die Kinder den Hüftmotismus der Erwachsenen nachahmten.

Ihr hättet ihn sehen sollte, seufzte seine Mutter während ihrer letzten Tage. Er war ein richtiger kleiner Porfirio Rubirosa.⁴

Die anderen Jungs in seinem Alter mieden Mädchen, als wären sie ein schlimmer Fall von Captain Trips. Nicht so Oscar. Der Kleine liebte die Mädels und hatte tonnenweise »Freundinnen«. (Als Kind war er kräftig mit deutlicher Tendenz zum Fettsein, aber seine Mutter achtete auf einen ordentlichen Haarschnitt und anständige Kleidung, und bevor

⁴ In den Vierzigern und Fünfzigern war Porfirio Rubirosa - die Zeitungen nannten ihn Rubi - der drittbekannteste Dominikaner der Welt (nach dem Verhinderten Viehdieb und Maria Montez, der Schlangenspriesterin höchstpersönlich). Rubirosa war ein großer, lässiger Schönling, dessen »enormer Phallus in Europa und Nordamerika großes Chaos anrichtete«, der Inbegriff des Polo spielenden JetsetPlayboys, der Autorennen fuhr und die »fröhliche Seite« des Trujillato verkörperte (tatsächlich gehörte er zu Trujillos bekanntesten Lakaien). Dass der frühere Teilzeit-Dressman und blendend aussehende Lebemann Rubirosa 1932 Trujillos Tochter Flor de Oro heiratete, ist legendär, und obwohl die Ehe fünf Jahre später, im Jahr des Haitianisehen Genozids, geschieden wurde, gelang es unserem Freund, sich während der ganzen, langen Diktatur mit ElJefe gutzustellen. Anders als sein ehemaliger Schwager Ramfis (mit dem er oft in Verbindung gebracht wurde) schien es Rubirosa nicht gegeben, viele Morde zu verüben. 1935 reiste er nach New York, um El Jefes Todesurteil gegen den ExilfUhrer Angel Morales zu vollstrecken, aber noch bevor er dessen Ermordung verstümpern konnte, floh er. Rubi war der Urtyp des dominikanisehen Aufreißers und trieb es mit allen möglichen Frauen - Barbara Hutton, Doris Duke (zufälligerweise die reichste Frau der Welt), der französischen Schauspielerin Danielle Darrieux und Zsa Zsa Gabor, um nur einige zu nennen. Genau wie sein Kumpel Ramfis starb Porfirio bei einem Autounfall; 1965 schlitterte sein Ferrari Zwölf zylinder im Bois de Boulogne von der Straße. (Man kann nicht genug betonen, welche Rolle Autos in unserer Geschichte spielen.)

sein Gesicht aus der Form geriet, hatte er diese wunderbar blitzenden Augen und Wangen zum Anbeißen, wie man auf den Fotos noch sehen kann.) Alle Mädchen - die Freundinnen seiner Schwester Lola, die seiner Mutter, sogar ihre Nachbarin Mari Colon, eine Postangestellte Mitte dreißig mit knallroten Lippen und einem Gang, als wäre ihr Hintern eine Glocke - waren von ihm hingerissen. Ese muchacho esta bueno! (Schadete es, dass er ein ernster Junge war, der offensichtlich nach Aufmerksamkeit lechzte? Nicht im Geringsten!) Wenn er über den Sommer in die DR fuhr und seine Familie in Bani besuchte, benahm er sich schrecklich. Er stellte sich vor Nena Incas Haus und rief den vorbeigehenden Frauen zu: ~ Tu eres guapa! Tu eres guapa!«, bis eine Adventistin des Siebten Tages ~ich bei seiner Großmutter beschwerte und diese Oscars Hitparade kurzerhand ein Ende bereitete. Muchacho del diablo! Wir sind doch nicht im Zirkus!

Es war wahrlich ein goldenes Zeitalter für Oscar, das seinen höchsten Glanz im Herbst seines siebten Jahres erreichte, als er zwei kleine Freundinnen gleichzeitig hatte, seine erste und einzige Menage à trois: mit Maritza Chacon und Olga Polanco.

Maritza war Lolas Freundin, langhaarig und brav und so hübsch, dass sie die junge Dejah Thoris hätte spielen können. Olga andererseits war keine Freundin der Familie. Sie wohnte in dem Haus am Ende des Blocks, über das sich seine Mutter ständig beschwerte - dort würden nur PuertoRicaner wohnen, die den ganzen Tag auf der Veranda herumlungerten und Bier tranken. (Das hätten sie ja wohl auch in Coamo machen können, meinte Oscars Mom bissig.) Olga hatte um die neunzig Cousins und Cousinen, die offenbar alle Hector oder Luis oder Wanda hießen. Und weil

ihre Mutter una maldita borracha war (noch ein Zitat von Oscars Mom), roch Olga manchmal wie ein Klo, und die Kinder fingen irgendwann an, sie Olga Popolanco zu nennen.

Popolanco hin oder her, Oscar mochte ihre ruhige Art, ihm gefiel, dass sie sich von ihm zu Boden werfen ließ und mit ihm rang, und dass sie sich für seine Star-Trek-Figuren interessierte. Maritza war einfach nur schön, das reichte ja auch, und außerdem war sie immer zur Stelle. Nur durch einen wahren Geniestreich war es ihm gelungen, mit beiden gleichzeitig etwas anzufangen. Zuerst hatte er so getan, als wollte sich sein größter Held Shazam mit den beiden treffen, aber als sie einwilligten, ließ er den Schwindel auffliegen. Nicht Shazam wollte sie sehen, sondern Oscar.

Es waren unschuldigere Zeiten, und so beschränkte sich ihre Beziehung auf enges Nebeneinanderstehen an der Bushaltestelle, heimliches Händchenhalten und zwei sehr ernsthafte Küsse auf die Wangen von erst Maritza, dann Olga, während sie sich hinter den Büschen neben der Straße versteckten. (Nun seht euch den kleinen Macho an, sagten die Freundinnen seiner Mutter. ~e hombre.)

Der Dreier hielt eine einzige, wunderbare Woche. Eines Tages nach Schulschluss stellte Maritza Oscar hinter den Schaukeln und verlangte eine Entscheidung: Entweder sie oder ich! Oscar hielt Maritzas Hand und sprach sehr ernsthaft und ausführlich von seiner Liebe zu ihr und erinnerte sie daran, sie seien sich einig gewesen zu teilen. Maritza wollte nichts davon hören. Sie hatte drei ältere Schwestern und wusste genau, wie weit einen das Teilen brachte. Sprich mich ja nicht mehr an, solange du dieses Mädchen nicht los bist! Maritza mit ihrer schokoladenbraunen Haut und den schmalen Augen versprühte bereits die Voodoo-Energie, die

sie ihr Leben lang jedem um die Ohren hauen sollte. Missmutig ging Oscar nach Hause zu seinen Zeichentrickserien, die noch nicht aus koreanischen Ausbeuterschuppen stammten, zu *Herculoids* und *Space Ghost*. Was ist los mit dir?, fragte seine Mutter. Sie machte sich gerade fertig, um zu ihrem zweiten Job zu gehen; der Ausschlag auf ihren Händen hatte etwas von angetrockneten Essensresten. Als Oscar winselte: Mädchen, explodierte Mama de Leon beinahe. Tu ta llorando por una muchacha? Sie zerrte Oscar am Ohr auf die Füße.

Mami, hör auf, rief seine Schwester, hör auf!

Sie stieß ihn zu Boden. Dale un galletazo, schnaubte sie. Und dann wollen wir mal sehen, ob die kleine puta Respekt vor dir hat.

Ein anderer Nigger hätte sich die Sache mit der Ohrfeige vielleicht überlegt. Aber Oscar fehlte nicht nur die Vaterfigur, die ihm hätte zeigen können, wie Männer die Dinge regeln, er hatte auch überhaupt keinen Hang zu Aggression und Gewalt. (Anders als seine Schwester, die sich mit Jungs und ganzen Rudeln von morena- Mädchen prügelte, die sie wegen ihrer schmalen Nase und dem glatten Haar hassten.) Oscars Kampfstärke war gleich Null, sogar Olga mit ihren bleistiftdünnen Armen hätte ihn locker fertiggemacht. Aggressionen und Einschüchterungsversuche kamen einfach nicht in Frage, also überdachte er die Angelegenheit. Er brauchte nicht lange, um sich zu entscheiden. Schließlich war Maritza hübsch und Olga nicht; Olga roch manchmal nach Pipi und Maritza nicht. Maritza durfte ihn zu Hause besuchen, Olga nicht. (Eine Puerto-Ricanerin in meinem Haus?, höhnte seine Mutter. Jamas!) Seine Überlegungen kamen der Ja/Nein-Logik einer Stubenfliege so nah wie nur möglich. Am nächsten Tag auf dem Spielplatz machte er,

Maritza an seiner Seite, mit Olga Schluss. Wie Olga weinte! In ihren abgelegten Klamotten und den Schuhen, die ihr vier Nummern zu groß waren, schlotterte sie wie ein Lumpentuch. Der Schnodder lief ihr aus der Nase, das volle Programm!

Später, als Olga und er zu übergewichtigen Freaks mutiert waren, konnte Oscar gelegentliche Gewissensbisse nicht unterdrücken. Wenn er Olga die Straße entlangschlurften oder sie mit leerem Blick auf den Bus nach New York warten sah, fragte er sich unwillkürlich, wie viel sein stumpfes Schlussmachen zu ihrem kaputten Leben beigetragen hatte. (Er erinnerte sich daran, dass er nichts gefühlt hatte, als er Schluss machte; sogar als sie angefangen hatte zu weinen, hatte ihn das nicht berührt. Er hatte nur gesagt: Jetzt sei kein Baby.)

Weh tat es dann, als Maritza mit ihm Schluss machte. Am Montag, nachdem er Olga den Hunden zum Fraß vorgeworfen hatte, kam er mit seiner geliebten *Planet-der-Affin-* Brotdose an die Bushaltestelle und musste sehen, wie die schöne Maritza mit dem scheißhässlichen Nelson Pardo Händchen hielt. Mit Nelson Pardo, der aussah wie Chaka aus *Im Land der Saurier!* Mit Nelson Pardo, der so dämlich war, dass er den Mond für einen Flecken hielt, den Gott nicht wegge wischt hatte. (Das macht er bestimmt bald, versicherte er seiner versammelten Klasse.) Mit Nelson Pardo, der zum Einbrecherkönig des Viertels aufstieg, bevor er zu den Marines ging und im ersten Golfkrieg acht Zehen verlor. Zuerst dachte Oscar, er würde sich vertun, die Sonne würde ihn blenden, er hätte zu wenig geschlafen. Er stand neben ihnen und bewunderte seine Brotdose und wie realistisch und teuflisch Dr. Zaius doch aussah. Aber Maritza ließ sich nicht einmal zu einem Lächeln herab! Tat einfach so, als wäre er gar nicht da. Wir sollten heiraten, sagte sie zu Nelson, und

Nelson grinste blöd, bevor er die Straße hinaufblickte und nach dem Bus sah. Oscar war so tief getroffen, dass er nicht mal sprechen konnte; er setzte sich auf den Bordstein, spürte etwas Überwältigendes in sich aufsteigen und bekam eine Scheiß angst. Bevor er wusste, wie ihm geschah, brach er in Tränen aus. Als seine Schwester Lo1a herüberkam und fragte, was los sei, schüttelte er nur den Kopf. Guckt euch mal diesen mariconcito an, spottete jemand. Ein anderer trat gegen seine geliebte Brotdose und zog einen Kratzer genau über General Urkos Gesicht. Als Oscar immer noch weinend in den Bus stieg, sagte der Fahrer, ein bekanntermaßen geläuterter PCP-Abhängiger: Mein Gott, jetzt sei kein verdammtes Baby!

Was hatte das Schlussmachen für Olga bedeutet? Dabei lautete die eigentliche Frage: Was hatte das Schlussmachen für Oscar bedeutet?

Oscar hatte den Eindruck, seit Maritza ihn - Shazam! ab serviert hatte, ging sein Leben den Bach runter. Während der nächsten paar Jahre wurde er immer fatter. Die beginnende Pubertät traf ihn besonders hart und verwandelte sein Gesicht in etwas, das man wirklich nicht mehr süß nennen konnte; seine Haut war mit Pickeln übersät, was ihn befangen machte, und seine Begeisterung für Sci-Fi, die vorher keinen interessiert hatte, stempelte ihn auf einmal zum totalen Versager. Er konnte ums Verrecken keine Freunde finden, war zu unbeholfen, zu schüchtern und (wenn man den Kindern aus seinem Viertel glauben konnte) zu *seltsam* (einer, der ständig schwierige Wörter benutzte, die er am Tag zuvor auswendig gelernt hatte). Den Mädchen ging er jetzt aus dem Weg, weil sie ihn bestenfalls ignorierten; scWimmstenfalls fingen sie an zu kreischen und nannten ihn gordo asqueroso! Er vergaß den Perrito, er vergaß, wie stolz er war,

wenn die Frauen in seiner Familie ihn *hombre* nannten. Er küsste sehr, *sehr* lange kein Mädchen mehr. Als hätte er fast alles, was er in Sachen Mädchen erleben sollte, in dieser einen verdammten Woche verheizt.

Nicht, dass es seinen »Freundinnen« viel besser ergangen wäre. Welches Keine-Liebe-Karma Oscar auch traf, sie erwischte es offenbar ebenfalls. Olga war bis zur siebten Klasse massig und furchteinflößend geworden -- sie besaß wohl eine Art Troll-Gen -, trank Bacardi 151 direkt aus der Flasche und wurde schließlich von der Schille genommen, weil sie mitten in der Orga-Stunde immer *NATAS!* schrie. Sogar die Brüste, die ihr irgendwann wuchsen, wirkten schlaff und abschreckend. Im Bus nannte Olga Oscar einmal einen Fresssack, und er hätte beinahe geantwortet: *Musst du gerade sagen, puerca*. Aber er hatte Angst, sie würde sich auf ihn stürzen und ihn plattwalzen; seinem Coolness-Level, ohnehin schon niedrig, hätte eine solche *paliza* den Todesstoß versetzt, er wäre auf der gleichen Stufe gelandet wie die behinderten Kinder und wie Joe Locorotundo, der berühmt dafür war, dass er in der Öffentlichkeit masturbierte.

Und die bezaubernde Maritza Chacón? Der Hypotenuse unseres Dreiecks, wie war es ihr ergangen? Nun, bevor man auch nur *0 große Isis* rufen konnte, war Maritza zur schärfsten *guapa* in Paterson aufgeschossen, zu einer der Königinnen von New Peru. Weil sie Nachbarn blieben, sah Oscar sie häufig. Sie war eine Mary Jane des Ghettos, mit Haar so schwarz und üppig wie eine Gewitterwolke, den wildesten Locken, die er je bei einer Peruanerin gesehen hatte (er hatte noch nie von Mro- Peruanern gehört, oder von der Stadt Chincha Alta), mit einem so umwerfenden Körper, dass er alte Männer ihre Zipperlein vergessen ließ, und seit der sechsten Klasse ging sie mit Männern aus, die doppelt oder

dreimal so alt waren wie sie. (Maritza war vielleicht nicht in vielen Dingen gut - nicht beim Sport, in der Schule oder bei der Arbeit-, aber sie hatte ein Talent für Männer.) Hieß das, sie war dem Fluch entkommen? War sie glücklicher als Oscar oder Olga? Das durfte man bezweifeln. So weit Oscar sehen konnte, schien Maritza sich gerne von ihren Freunden verprügeln zu lassen. Schließlich passierte ihr das andauernd. Wenn *mich* ein Typ schlagen würde, erklärte Lola großspurig, würde ich ihm ins Gesicht beißen.

Und Maritza? Knutschte auf der Veranda vor ihrem Haus herum, stieg zu irgendeinem Schlägertypen in den Wagen oder wurde auf dem Gehweg zu Boden gestoßen. Seine ganze freudlose, sex10se Pubertät über beobachtete Oscar, wie sie herumknutschte, in Autos stieg oder geschubst wurde. Was hätte er sonst machen sollen? Von seinem Fenster aus konnte er die Vorderseite ihres Hauses sehen, also beobachtete er sie heimlich, wenn er seine D&D- Figuren anmalte oder den neuesten Stephen King las. Das Einzige, was sich während dieser Jahre änderte, waren die Wagentypen, die Größe von Maritzas Hintern und die Musik, die aus den Autoboxen dröhnte: Erst Freestyle, dann Hip-Hop der IllWill-Ära und am Ende für eine kurze Zeit Hector Lavoe und andere Salsasänger.

Er sagte ihr fast jeden Tag voll gespielter Fröhlichkeit hallo, und sie sagte gleichgültig auch hallo, und damit hatte es sich. Er glaubte nicht, dass sie sich noch an ihre Küsse erinnerte, aber er selbst vergaß sie natürlich nie.

DER IDIOTEN KREIS DER HÖLLE

Zur Highschool ging er in die Don Bosco Tech, und weil die Don Bosco Tech eine katholische Jungenschule in der Innenstadt und bis unter die Dachsparren vollgepackt mit mehreren hundert unsicheren, hyperaktiven Pubertierenden war, stellte sie nur einen dicken, Science-Fiction lesenden Nerd wie Oscar einen nie versiegenden Quell der Pein dar. Für Oscar bildete die Highschool das Pendant zu einem mittelalterlichen Spectaculum, als würde er an den Pranger gestellt und müsste sich von einem Mob aus geistesgestörten Schwachköpfen beschimpfen und bewerfen lassen. Er vermutete, diese Erfahrung hätte ihn zu einem besseren Menschen machen sollen, aber so funktionierte das nicht - und falls ihn diese leidvollen Jahre etwas lehren sollten, dann kam er nie recht dahinter, was eigentlich. Jeden Tag ging er als der dicke, einsame Außenseiter zur Schule, der er nun einmal war, und konnte an nichts anderes denken als an den Tag, der ihm die Freiheit bringen und ihn endlich von diesem unaufhörlichen Schrecken erlösen würde. He, Oscar, gibt's auf dem Mars auch Schwuchteln? - He, Flachpfeife, fang. Als er zum ersten Mal den *Begriff Idiotenkreis der Hölle* hörte, wusste Oscar genau, wo er lag und wer ihn bewohnte.

In seinem zweiten Jahr an der Highschool wog Oscar satte einhundertzehn Kilo (knappe hundertzwanzig, wenn er deprimiert war, und das kam oft vor), und allen, insbesondere seiner Familie, war klar, dass er zum *parigüayo*⁵ des Vier-

⁵ Die Beobachter sind sich einig, dass die abschätzigste Bezeichnung *parigüayo* eine Verballhornung des englischen Neologismus »party watcher« darstellt. In den allgemeinen Sprachgebrauch ging das Wort während der Ersten Amerikanischen Besatzung der DR ein, die von 1916 bis 1924 dauerte. (Ihr wusstet gar nicht, dass wir im zwanzigsten

teils geworden war. Er besaß nicht die besonderen Kräfte normaler Dominikaner und konnte ums Verrecken kein Mädchen abschleppen. Er war eine Vollniete im Sport, im Domino genauso, grobmotorisch wie ein Klotz und warf wie ein Mädchen. Hatte keinen Sinn für Musik oder Deals oder Tanzen, keinen Biss, keinen Stil, keine Chance bei den Frauen. Und das Allerschlimmste: Er sah einfach nicht gut aus. Zu einem schlappen puerto-ricanischen Mro trug er eine riesige Section-8-Brille - seine einzigen Freunde Al und Miggs nannten sie seinen »Muschivertreiber« -, auf der Oberlippe wuchs ihm ein unansehnliches und dazu spärliches Bärtchen, und seine engstehenden Augen ließen ihn etwas zurückgeblieben wirken. Er hatte Augen wie Mingus. (Diesen Vergleich stellte er selbst einmal an, als er die Plattensammlung seiner Mutter durchsah; sie war die einzige dominicana alter Schule, von der er wusste, dass sie mit einem moreno ausgegangen war, bis Oscars Vater diesem be-

Jahrhundert zwei Mal besetzt waren? Keine Sorge, eure Kinder werden später auch nicht wissen, dass die USA den Irak besetzt haben.) Während der ersten Okkupation erzählte man sich, dass Mitglieder der amerikanischen Besatzungsmacht oft dominikanische Partys besuchten, aber statt sich ins Vergnügen zu stürzen, blieben die Ausländer am Rande stehen und *sahen nur zu*. Das muss natürlich absolut verrückt gewirkt haben. Wer geht denn zu einer Party, um zuzusehen? Danach wurden die Marines *parigüayos* genannt - mit diesem Wort bezeichnet man heute jemanden, der außen vor bleibt und zuguckt, während die anderen sich die Mädchen schnappen. Der Junge, der nicht tanzt, der nicht mitmisch, der sich zum Affen machen lässt - er ist ein *parigüayo*.

Wenn man in einem Lexikon der dominikanischen Welt nachschlagen würde, fände man unter dem Eintrag für *parigüayo* einen Holzschnitt von Oscar. Dieser Name sollte ihn sein Leben lang verfolgen, und er sollte ihn zu einem anderen Beobachter führen, jenem, der in der blauen Region des Mondes lebt.

sonderen Kapitel afrikanischer Völkerfreundschaft ein Ende bereitet hatte.) Du hast die gleichen Augen wie dein abuelo, hatte ihm Nena Inca bei einem seiner Besuche in der DR erzählt, und das hätte ihm ein Trost sein sollen - wem schmeichelt eine gewisse Ähnlichkeit mit seinen Vorfahren schließlich nicht? -, allerdings hatte dieser spezielle Vorfahr sein Leben im Gefängnis beschlossen.

Oscar war schon als Kind ein Nerd gewesen, einer dieser Jungs, die Tom Swift lasen, auf Comics versessen waren und *Ultraman* schauten, aber bis zur Highschool war er diesen einschlägigen Genres vollends verfallen. Während wir anderen lernten, wie man Wandball oder Münzen werfen spielte, mit den Autos unserer großen Brüder fuhren und versuchten, leere Flaschen verschwinden zu lassen, ohne dass unsere Eltern es merkten, verschlang er in einem steten Strom Lovecraft, Wells, Burroughs, Howard, Alexander, Herbert, Asimov, Bova und Heinlein, und sogar die Altvorderen, die schon langsam in der Versenkung verschwanden - E. E. »Doc« Smith, Stapledon und den Typen, der die ganzen Doc-Savage-Bücher schrieb. Gierig stürzte er sich auf Buch um Buch, Autor um Autor, Zeitalter um Zeitalter. (Zu seinem Glück waren die Büchereien von Paterson so unterfinanziert, dass sie noch stapelweise die Absonderlichkeiten vorangegangener Generationen in Umlauf hielten.) Wie angewurzelt saß er vor jedem Film, jeder Serie und jeder Zeichentrickgeschichte, in der Monster, Raumschiffe oder Mutanten, apokalyptische Waffen, Schicksal, Magie oder boshafte Schurken eine Rolle spielten. Einzig auf diesem Gebiet zeigte Oscar die geniale Begabung, die seine Großmutter hartnäckig zum Familienerbe erklärte. Er konnte Elbisch schreiben, Chakobsa sprechen, auch die kleinsten Unterschiede zwischen einem Slan, einem Dorsai und einem

Lensträger ausmachen, wusste mehr über das Marvel-Universum als Stan Lee und war ein glühender Fan von Rollenspielen. (Wäre er auch noch gut in Videospiele gewesen, hätte er komplett abgeräumt, aber obwohl er eine Atari-Konsole und ein Intellivision besaß, fehlten ihm einfach die nötigen Reflexe.) Wenn er den ükatu in sich hätte verbergen können, so wie ich, dann wäre der ganze Scheiß vielleicht nicht so schlimm gewesen, aber er konnte es nicht. Der Kleine trug seine Spinnerhaut wie ein Jedi sein Lichtschwert oder eine Lensträgerin ihre Lens. Er wäre selbst dann nicht als normal durchgegangen, wenn er es versucht hätte.⁶

⁶ Was diese übergroße Liebe zur Genreliteratur geweckt hat, weiß offenbar niemand so recht. Vielleicht rührte sie daher, dass er von den Antillen stammte (wer ist mehr Sci-Fi als wir?), oder dass er, nachdem er die ersten Jahre seines Lebens in der DR verbracht hatte, plötzlich nach New Jersey verfrachtet wurde - eine einzige Green Card hat ihn nicht nur in eine ganz andere Welt (von der Dritten in die Erste) transportiert, sondern auch in ein anderes Jahrhundert (eben noch eine Seltenheit, gab es Fernsehen und Strom plötzlich im Überfluss). Wahrscheinlich konnten ihm nach einem solchen Wechsel nur noch extreme Szenarien genügen. Hatte er vielleicht in der DR zu oft *Spiderman* gesehen, war zu oft in Kung-Fu-Filme von Run Run Shaw geschleppt worden, hatte zu viele unheimliche Geschichten von seiner abuela über El Cuco und La Ciguapa gehört? War sein erster Bibliothekar in den USA schuld, der ihn zur Leseratte gemacht hatte, oder war es dieses elektrisierende Gefühl, als er zum ersten Mal ein DannyDunn-Buch berührte? Lag es vielleicht nur am Zeitgeist (dämmerte nicht in den frühen Siebzigern das Zeitalter der Nerds herauf?) oder an der Tatsache, dass er den größten Teil seiner Kindheit über keinen einzigen Freund hatte? Oder lagen die Gründe tiefer, schon bei seinen Ahnen?

Wer weiß.

Eines aber ist sicher: Ein Bücher-Fanboy zu sein (was wohl die passendste Bezeichnung wäre), half Oscar, seine harte Jugend zu überstehen, aber gleichzeitig machte es ihn in der rauen Gegend von Paterson

Oscar war ein introvertierter Junge, der während des Sportunterrichts vor Angst zitterte und sich abgedrehte britische Serien wie *Doctor Who* und *Blake's 7* ansah, der einem den Unterschied zwischen einem Veritech-Fighter und einem Zentraedi-Walker erklären konnte und hochtrabende Streberwörter wie *nimmermüde* und *allgegenwärtig* benutzte,

noch auffälliger, als er ohnehin schon war. Die anderen Jungs schikanierten ihn - sie schlugen und schubsten und zogen ihm die Unterhose in die Kimme, sie zerbrachen seine Brille und rissen vor seinen Augen nagelneue Bücher von Scholastic, das Stück für fünfzig Cents, in zwei Teile. Du magst wohl Bücher, was? Da hast du zwei! Ha, ha! Bedauerlicherweise unterdrückt keiner so gut wie die Unterdrückten. Sogar seine Mutter fand verrückt, womit er sich beschäftigte. Geh raus spielen!, befahl sie mindestens einmal täglich. Portate como un muchacho normal.

(Nur seine Schwester, die selbst viel las, unterstützte ihn. Sie brachte ihm Bücher aus ihrer Schule mit, an der es eine bessere Bibliothek gab.)

Wollt ihr wirklich wissen, wie sich ein X-Man fühlt? Versucht es mal mit einem Leben als kluger, schwarzer Bücherwurm in einem amerikanischen Ghetto von heute. Mamma mia! Als hätte man Fledermausflügel oder ein paar Tentakeln, die einem aus der Brust wachsen.

Pa' fuera!, schrie seine Mutter. Und dann ging er hinaus, wie ein Verurteilter, um sich ein paar Stunden lang von den anderen Jungs quälen zu lassen - Bitte, ich will hier bleiben, flehte er seine Mutter an, aber sie schob ihn nach draußen - Du bist doch keine Frau, dass du ständig im Haus hockst -, ein, zwei Stunden harter aus, bis er sich endlich unbemerkt wieder hineinschleichen konnte und sich oben im Schrank versteckte; dort las er im schmalen Lichtstreif, der durch die fast angelehnte Tür fiel. Irgendwann stöberte seine Mutter ihn dann wieder auf: Was zum carajo ist nur los mit dir?

(Schon damals fing er an, auf Papierfetzen, in Notizbücher oder auf die Rückseite seiner Hand Sachen zu kritzeln, noch nichts Ernsthaftes, nur den ein oder anderen groben Abklatsch seiner Lieblingsgeschichten. Noch gab es keine Anzeichen dafür, dass diese dilettantischen Nacherzählungen sein Schicksal werden sollten.)

wenn er mit Niggern sprach, die nur knapp die Highschool schaffen würden. Er war einer dieser Nerds, die sich ständig in der Bibliothek versteckten, er verehrte Tolkien und später die Romane von Margaret Weis und Tracy Hickman (seine Lieblingsfigur war natürlich Raistlin) und wurde im Laufe der Achtziger immer besessener vom Ende der Welt. (Es gab keine Filme, Bücher oder Spiele über die Apokalypse, die er nicht gesehen, gelesen oder gespielt hätte - Wyndham und Christopher und Gamma World waren seine absoluten Favoriten.) Ihr könnt es euch sicher vorstellen. Seine pubertäre Verschrobenheit pulverisierte auch die geringste Chance auf eine junge Liebe. Alle anderen durchlebten den Schrecken und die Freude ihrer ersten Verliebtheit, der ersten Verabredungen, der ersten Küsse, während Oscar in der Klasse auf der letzten Bank hinter seinem DM Screen saß und zusah, wie seine Jugend an ihm vorüberglitt. Ziemlich mies, seine Teenagerzeit zu verpassen; etwa so, als würde man auf der Venus in einen Schrank gesperrt, wenn zum ersten Mal seit hundert Jahren die Sonne aufgeht. Hätte er sich, wie einige der Nerds, mit denen ich aufgewachsen bin, einfach nicht für Mädchen interessiert, dann hätte die Sache anders ausgesehen, doch leider war er noch immer der leidenschaftliche enamora, der sich ständig von jetzt auf gleich unsterblich verliebte. In der ganzen Stadt hatte er heimliche Auserwählte, kräftige Mädchen mit lockigem Haar, die zu einem Verlierer wie ihm nicht mal buh gesagt hätten, und trotzdem konnte er nicht aufhören, von ihnen zu träumen. Seine Zuneigung - diese geballte Masse aus Liebe, Angst, Sehnsucht, Verlangen und Lust, die er absolut jedem Mädchen in der Nähe entgegenschleuderte, egal, wie alt, hübsch oder hässlich oder wie vergeben sie war - brach ihm jeden Tag von neuem das Herz. Für ihn war diese Zu-

neigung eine gewaltige, berstende Macht, aber im Grunde glich sie eher einem Geist, denn kein Mädchen schien sie je zu bemerken. Manchmal schauderten sie oder verschränkten die Arme, wenn er nahe an ihnen vorbeiging, aber damit hatte es sich auch schon. Er weinte oft, weil er dieses oder jenes Mädchen liebte. Weinte im Badezimmer, wo ihn niemand hören konnte.

Überall sonst wäre seine Trefferquote von null Komma gar nichts einfach ignoriert worden, aber wir reden hier über einen dominikanischen Jungen in einer dominikanischen Familie: Der Typ hätte es hammermäßig draufhaben, er hätte zehn Weiber an jedem Finger haben müssen. Jeder merkte, dass er es nicht draufhatte, und weil sie Dominikaner waren, sprachen sie alle darüber. Die halbe Verwandtschaft gab ihm Ratschläge. Sein *tio* Rudolfo (der gerade erst seinen jüngsten und letzten Aufenthalt auf Staatskosten hinter sich hatte und jetzt bei ihnen in der Main Street wohnte) versorgte ihn besonders großzügig mit Unterweisungen. Hör zu, palomo: Du musst dir einfach eine muchacha greifen, y meteselo. Dann ist alles klar. Fang mit einer fea an. Schnapp dir eine Hässliche, eine fea, y meteselo! *Tio* Rudolfo hatte vier Kinder von drei verschiedenen Frauen, damit war der Nigger ohne Frage der Familienexperte in Sachen meteselo.

Der einzige Kommentar seiner Mutter lautete: Kümmer dich lieber um deine Noten. Und wenn sie in selbstkritischer Stimmung war: Sei bloß froh, dass du nicht mein Glück geerbt hast, hijo.

Welches Glück?, prustete sein *tio*.

Das meine ich ja, sagte sie.

Und seine Freunde Al und Miggs? Weißt du, Alter, du bist schon ganz schön fett.

Seine abuela, La Inca? Hijo, ich kenne niemanden, der mehr buenmoso ist als du!

Oscars Schwester Lola war da wesentlich pragmatischer. Nachdem sie ihre wilden Jahre hinter sich hatte - und welches dominikanische Mädchen hätte die nicht? -, war sie zu einer dieser zähen dominicanas aus Jersey mutiert, einer Langstreckenläuferin, die ihr eigenes Auto fuhr, ihr eigenes Scheckbuch besaß, Männer Schlampen nannte und ohne die leiseste vergüenza in der Öffentlichkeit doppelte Fat-Cat-Burger verdrückte. Als sie in die vierte Klasse ging, hatte sich ein älterer Bekannter an ihr vergangen, das wusste in ihrer Familie jeder (und damit auch ein beträchtlicher Teil von Paterson, Union City und Teaneck), und diesen urilcin aus Schmerz, Ächtung und bochinche zu überleben, hatte sie härter als Adamantium gemacht. Neulich hat sie sich das Haar kurzschneiden lassen - und ihre Mutter einmal mehr zum Ausrasten gebracht; ich schätze, auch deshalb, weil sie als Kind das Haar so lang tragen musste, dass es ihr bis über den Hintern reichte. Bestimmt war es auch diese stolze Mähne, die die Aufmerksamkeit und Bewunderung ihres Angreifers erregt hatte.

Oscar, warnte Lola ihn mehrfach, du stirbst noch als Jungfrau, wenn du dich nicht endlich änderst.

Glaubst du, das weiß ich nicht? Ich wette, wenn das noch fünf Jahre so weitergeht, benennt irgendwer eine Religion nach mir.

Geh zum Friseur, lass die Brille weg und fang an mit Sport. Und schmeiß diese Pornohefte weg. Sie sind widerlich, sie ärgern Mami, und mit den Dingen kriegst du nie eine Verabredung.

Gute Ratschläge, die er am Ende nicht beherzigte. Er unternahm ein paar Anläufe, Sport zu treiben, er machte Knie-

beugen, Sit-ups, lief frühmorgens eine Runde um den Block, solche Sachen, aber dann sah er, dass alle außer ihm eine Freundin hatten, verlor den Mut und stürzte sich verzweifelt von neuem in alte Gewohnheiten - Essen, *Penthouse*-Magazine, Rollenspielpläne und Selbstmitleid.

Ich bin gegen konstantes Training offenbar allergisch; worauf Lola sagte: Ha. Du bist schon dagegen allergisch, es nur zu versuchen.

Es wäre alles halb so wild gewesen, wenn Paterson und die umliegenden Viertel eher der Don Bosco geähnelten hätten, oder diesen Szenarien in feministischen Sci-Fi-Romanen, die er manchmal las - eine abgeschlossene Männerzone. Aber Paterson bedeutete Mädchen, so wie NYC Mädchen bedeutete, wie Santo Domingo Mädchen bedeutete. In Paterson gab es ohne Ende Mädchen, und wenn einem das an guapas nicht reichte, dann Scheiße nochmal, dann musste man nur nach Süden fahren, nach Newark, Elizabeth, Jersey City, in die Oranges, nach Union City, West New York, Weehawken, Perth Amboy - ein breites Band aus Städten, das Nigger allerorten als Große Negrapolis kannten. Oscar sah also Mädchen - Spanisch sprechende, karibische Mädchen -, wohin er auch blickte.

Nicht mal zu Hause war er in Sicherheit, ständig hingen die Freundinnen seiner Schwester dort rum, quasi als Dauer Gäste. Wenn sie in der Nähe waren, brauchte er keinen *Penthouse*. Lolas Mädels waren nicht gerade schlau, aber dafür zum Umfallen hübsch; hammergeile Latinas, die nur mit schwarzen Bodybuildern oder coolen Latinos ausgingen, die in ihrer Bude Waffen liegen hatten. Sie gehörten alle zum Volleyballteam und waren so groß und fit wie junge Fohlen, und wenn sie gemeinsam laufen gingen, bekam man eine Vorstellung davon, wie das Sprinterteam im Paradies für

Terroristen aussehen könnte. Sie waren die cigüapas von Bergen County: Die primera war Gladys, die sich ständig darüber beklagte, ihre Brüste wären zu groß, und dass sie vielleicht normale Jungs kennenlernen würde, wenn sie kleinere hätte; dann Marisol, die am MIT landete und Oscar regelrecht hasste, aber die Oscar selbst am meisten mochte; Leticia, gerade mal fünf-Minuten im Land, halb Haitianerin, halb Dominikanerin, diese besondere Mischung, die laut dominikanischer Regierung *no existe*; sie sprach mit einem kehligen Akzent und war so anständig, dass sie sich bei *drei Freunden hintereinander* weigerte, mit ihnen zu scWafen! Es wäre alles nicht so scWimm gewesen, hätten die Mädchen Oscar nicht wie einen taubstummen Haremswächter behandelt. Sie kommandierten ihn herum, ließen ihn Besorgungen für sich erledigen und machten sich ständig über ihn und sein Aussehen lustig; aber die Krönung war, dass sie ungeniert und detailliert von ihrem Sexleben erzählten, ohne Rücksicht auf Oscar, der sich in der Küche an der neuesten Ausgabe von *Dragon* festhielt. He, rief er dann, falls ihr es noch nicht mitbekommen habt, hier ist ein Mann anwesend.

Wo?, fragte Marisol trocken. Ich seh keinen.

Und wenn sie darüber sprachen, dass alle Latinos offenbar nur mit weißen Mädchen ausgehen wollten, und er einwarf: *Ich mag spanische Mädchen*, reagierte Marisol mit purer Herablassung. Toll, Oscar. Das Problem ist nur, dass keine Latina sich mit dir verabreden würde.

Lass ihn in Ruhe, sagte Leticia. Ich finde dich süß, Oscar. Ja, genau, sagte Marisollachend und verdrehte die Augen. Jetzt schreibt er wahrscheinlich ein Buch über dich.

Sie waren Oscars Furien, sein persönliches Pantheon, die Mädchen, von denen er am häufigsten träumte, zu deren Vorstellung er sich am häufigsten einen runterholte und die

es schließlich bis in seine kleinen Geschichten schafften. In seinen Träumen rettete er sie entweder vor Außerirdischen, oder er kehrte reich und berühmt in sein Viertel zurück - Er ist es! Der dominikanische Stephen King! -, und dann kam Marisol mit einem Exemplar von jedem seiner Bücher zu ihm, damit er sie signierte. Bitte, Oscar, heirate mich! Darauf Oscar trocken: Tut mir leid, Marisol, ich heirate keine ungebildeten Schlampen. (Aber natürlich tat er es dann doch.) Maritza beobachtete er immer noch aus der Ferne; eines Tages, wenn die Atombomben fielen (oder die Pest ausbrach oder die dreibeinigen Herrscher einfielen) und die ganze Zivilisation ausgelöscht würde, würde er sie vor einer Hord~strahlenverseuchter Ghuls retten, und dann würden sie zusammen durch das verwüstete Amerika fahren, auf der Suche nach einer besseren Zukunft. In diesen apokalyptischen Tagträumen war er immer eine Art phitano Doc Savage, ein Supergenie, das neben hervorragenden Nahkampf Techniken auch den meisterhaften Umgang mit Schusswaffen beherrschte. Nicht schlecht für einen Nigger, der nie auch nur mit einem Luftgewehr geschossen, jemanden geschlagen oder mehr als 1000 Punkte beim Eignungstest fürs College abgeräumt hatte.

OSCAR ZEIGT MUMM

Sein Abschlussjahr begann Oscar aufgedunsen, magenkrank und, was das Grausamste war, als Einziger ohne Freundin. Eine vollkommen verrückte Fügung des Schicksals hatte seinen beiden Loserfreunden Al und Miggs Freundinnen beschert. Nichts Besonderes, ziemliche Schlampen sogar, aber immerhin Mädchen. Al hatte seine in Menlo

Park kennengelernt. Sie hatte *ihn* angemacht, prahlte er, und als sie ihm erzählt hatte - natürlich erst, nachdem sie ihm einen geblasen hatte -, dass ihre Freundin ganz verzweifelt auf der Suche nach jemandem war, hatte Al Miggs von seiner Atari-Konsole weg und ins Kino gezerrt, und der Rest war, wie man so schön sagt, Geschichte. Am Ende der Woche bekam auch Miggs es besorgt, und erst an diesem Punkt erfuhr Oscar von der ganzen Sache. Sie bereiteten gerade in seinem Zimmer alles nur ein »alpträumhaftes« Champions-Abenteuer gegen die todbringenden Destroyer vor. (Oscar musste seine berühmte *Aftermath!*- Kampagne einmotten, weil außer ihm niemand in den postapokalyptischen Ruinen eines virenverseuchten Amerikas spielen wollte.) Als er von diesem Doppelcoup hörte, sagte Oscar erst mal nicht viel. Er würfelte nur immer wieder mit seinen WIOern. Und sagte: Ihr Jungs habt echt Glück. Es brachte ihn fast um, dass sie ihn nicht in ihre Mädchenoffensive mit eingebunden hatten; er hasste Al dafür, dass er Miggs eingeladen hatte und nicht ihn, und er hasste Miggs dafür, dass er ein Mädchen abbekommen hatte, Punkt. Dass Al eine Freundin abbekam, konnte Oscar noch verstehen; Al (eigentlich hieß er Alok) war einer dieser großgewachsenen, adretten Inder, denen man nie im Leben den Rollenspielfan angesehen hätte. Aber dass Miggs nun eine Freundin hatte, konnte Oscar einfach nicht fassen, es machte ihn sprachlos und krank vor Eifersucht. Oscar hatte Miggs immer nur einen noch größeren Freak gehalten als sich selbst. Blühende Akne, eine idiotische Lache und miese, graue Zähne, weil er irgendein Medikament bekommen hatte, als er noch zu klein dafür war. Und, ist deine Freundin hübsch?, fragte er Miggs. Der sagte: Alter, du müsstest sie sehen, sie sieht echt toll aus. Und hat Riesentitten, stimmte Al ihm zu. An diesem Tag wurde das

kleine bisschen Vertrauen in die Welt, das Oscar besaß, von einer SS-N-17-Rakete weggeblasen. Als er es schließlich nicht länger aushielt, fragte er jämmerlich: Haben die beiden keine anderen Freundinnen?

Al und Miggs warfen sich über ihre Charakterbögen hinweg einen Blick zu. Ich glaub nicht, Alter.

In diesem Moment erfuhr Oscar etwas über seine Freunde, das er vorher nicht gewusst (oder sich zumindest nicht eingestanden) hatte. In diesem Moment kam ihm eine Erleuchtung, die sein ganzes fettes Selbst durchdrang. Ihm wurde klar, dass seine Freunde, diese beschissenen Sportverweigerer mit ihren Comics und Rollenspielen, sich für ihn schämten.

Das riss ihn glatt von den Beinen. Er brachte das Spiel zu einem schnellen Ende, die Exterminators fanden das Versteck der Destroyer auf Anhieb - so'n Beschiss, nörgelte Al. Nachdem Oscar sie zur Tür gebracht hatte, schloss er sich in seinem Zimmer ein, lag wie betäubt stundenlang auf seinem Bett und ging dann ins Badezimmer, das er jetzt für sich allein hatte, weil seine Schwester die Rutgers besuchte. Dort zog er sich aus und betrachtete sich im Spiegel. Dieses Fett! Die ewig langen Dehnungsstreifen! Sein Körper war das geschwollene Grauen. Er sah aus wie eine Comicfigur von Daniel Clowes. Oder wie der fette, dunkelhäutige Junge in Beto Hernandez' *Palomar*.

Großer Gott, flüsterte er. Ich bin ein Morlock.

Am nächsten Morgen beim Frühstück fragte er seine Mutter: Bin ich hässlich?

Sie seufzte. Na ja, hijo, von mir hast du auf jeden Fall nicht viel.

Dominikanische Eltern! Man muss sie einfach lieben. Eine Woche lang betrachtete er sich im Spiegel, sah sich

von allen Seiten an, zog standhaft Bilanz und beschloss am Ende, es Roberto Dunin gleichzutun: No mas. Am folgenden Sonntag ging er zum Friseur und ließ sich von Chucho seinen karibischen Mro abrasieren. (Warte mal, sagte Chuchos Partner, *du bist Dominikaner?*) Als Nächstes wurde er sein Oberlippenbärtchen und dann seine Brille los; mit dem Geld, das er im Holzlager verdient hatte, kaufte er Kontaktlinsen und versuchte, das aufzupolieren, was an ihm noch dominikanisch war, und mehr wie seine fluchenden, großmäuligen Cousins zu sein, weil ihm langsam der Verdacht gekommen war, in ihrem übertriebenen Machogehabe könnte ein Ausweg liegen. Aber in Wahrheit war sein Fall schon zu hoffnungslos für eine schnelle Lösung. Als er Al und Miggs das nächste Mal sah, hatte er drei Tage lang gehungert. Miggs fragte: Alter, was ist denn mit dir los?

Zeit für Veränderungen, deutete Oscar geheimnisvoll an.

Bist du auf einmal so'n Guru?

Er schüttelte bedächtig den Kopf. Ich beginne eine neue Phase meines Lebens.

Hör dir den an. Der klingt, als wär er schon auf dem College.

Im Sommer dieses Jahres schickte seine Mutter ihn zusammen mit seiner Schwester nach Santo Domingo, und dieses Mal sträubte er sich nicht wie sonst in den letzten Jahren. Es gab ja auch nur wenig, was ihn in den Staaten hielt. Er fuhr nach Bani mit einem Stapel Notizbücher und dem Vorsatz, sie alle zu füllen. Weil seine Zeit als Rollenspielleiter vorbei war, wollte er sich als echter Autor versuchen. Die Reise wurde zu einer Art Wendepunkt für ihn. Statt zu versuchen, ihn vom Schreiben abzubringen, und ihn aus dem Haus zu jagen, wie seine Mutter es immer tat, ließ seine abuela, Nena

Inca, ihn in Ruhe. Er durfte so lange hinten im Haus sitzen, wie er wollte, ohne dass sie ihn »raus in die Welt« scheuchte. (Sie hatte ihn und seine Schwester immer überfürsorglich behandelt. Unsere Familie hat zu viel Pech, erklärte sie bitter.) Sie machte keine Musik an und brachte ihm jeden Tag genau zur gleichen Zeit sein Essen. Seine Schwester zog mit ihren scharfen Freundinnen von der Insel durch die Gegend, sprang jeden Tag im Bikini aus dem Haus, fuhr überall herum und übernachtete woanders, aber er blieb, wo er war. Wenn Verwandte kamen, verscheuchte seine abuela sie mit einer einzigen, majestätischen Geste. Seht ihr nicht, dass der muchacho arbeitet? Was macht er denn?, fragten seine Cousins verständnislos. Er ist ein Genie, antwortete La Inca stolz. Und jetzt vayanse. (Als er später darüber nachdachte, wurde ihm klar, dass genau diese Cousins ihm wahrscheinlich eine heiße Nummer verschafft hätten, wenn er sich nur mit ihnen abgegeben hätte. Aber es bringt nichts, das Leben zu bereuen, das man nicht geführt hat.) Nachmittags, wenn er kein weiteres Wort zu Papier bringen konnte, saß er mit seiner abuela vor dem Haus, sah sich das Leben auf der Straße an und hörte den lautstarken Diskussionen der Nachbarn zu. Eines Abends, kurz bevor er zurückfuhr, vertraute ihm seine abuela an: Deine Mutter hätte Ärztin werden können, genau wie dein Großvater.

Was ist denn dazwischengekommen?

La Inca schüttelte den Kopf. Sie betrachtete ihr Lieblingsfoto von seiner Mutter, das sie an ihrem ersten Tag auf der Privatschule zeigte; eines dieser typischen, ernsthaften Bilder aus der DR. Was immer dazwischenkommt. Un maldito hombre.

In diesem Sommer schrieb er zwei Bücher, in denen jeweils ein junger Mann nach dem Weltuntergang gegen Mu-

tanten kämpft (keiner der beiden überlebt). Außerdem machte er sich wahnsinnig viele Notizen und schrieb die Namen von allen möglichen Sachen auf, die er später in seine Sci-Fi- und Fantasygeschichten einbauen wollte. (Etwa zum tausendsten Mal hörte er vom Familienfluch, fand ihn aber seltsamerweise nicht interessant genug, um auch über ihn zu schreiben - ach Scheiße, welche Latinofamilie glaubt nicht, sie wäre verflucht?) Als er und seine Schwester nach Paterson zurückfahren sollten, war er beinahe traurig. Beinahe. Seine abuela legte ihm die Hand auf den Kopf, um ihn zu segnen. Cuidate, mucho, mi hijo. Vergiss nicht, dass es auf dieser Welt jemanden gibt, der dich immer lieben wird.

Am JFK - Flughafen erkannte ihn sein Onkel kaum wieder. Na toll, meinte sein tio, als er skeptisch Oscars Teint betrachtete, jetzt siehst du aus wie ein Haitianer.

Nach seiner Rückkehr traf er sich weiter mit Miggs und Al, ging mit ihnen ins Kino, diskutierte mit ihnen über Los Brothers Hermindez, Frank Miller und Alan Moore, aber unterm Strich fanden sie nie wieder zu der Freundschaft zurück, die sie vor Santo Domingo verbunden hatte. Oscar hörte ihre Nachrichten auf dem Anrufbeantworter ab und unterdrückte den Impuls, sofort zu ihnen rüberzulaufen. Traf sich nur noch ein, zwei Mal in der Woche mit ihnen und konzentrierte sich aufs Schreiben. Machte ein paar verdammte einsame Wochen durch, in denen er nichts hatte außer seinen Spielen, seinen Büchern und seinen Wörtern. Jetzt ist mein Sohn zum Einsiedler geworden, beklagte sich seine Mutter bitterlich. Nachts konnte er nicht schlafen und sah sich stattdessen lauter schlechtes Zeug im Fernsehen an. Auf zwei Filme schoss er sich besonders ein: *Zardoz* (den er mit seinem Onkel gesehen hatte, bevor der zum zweiten Mal in den Bau wanderte) und *Overkill* (den japanischen

Weltuntergangsfilm mit der scharfen Schnecke aus *Romeo und Julia*). Gerade bei Overkill brach er jedes Mal in Tränen aus, wenn am Ende der japanische Held an der Forschungsstation am Südpol ankommt, nachdem er von Washington aus über sämtliche Andengipfel gewandert ist, um zu seiner großen Liebe zu gelangen. Ich arbeite an meinem fünften Roman, erzählte er den Jungs, wenn sie fragten, wo er blieb. Die Geschichte ist wirklich beeindruckend.

Siehst du? Hab ich's nicht gesagt? Unser Mr College. Wenn seine sogenannten Freunde ihn früher verletzt oder sein Vertrauen mit Füßen getreten hatten, war er jedes Mal freiwillig zurückgekrochen, hatte sich aus Angst und Einsamkeit weiter schlecht behandeln lassen und sich dafür gehasst. Aber dieses Mal nicht. Wenn er auf irgendeinen Moment in seiner Highschoolzeit stolz war, dann auf diesen. Er erzählte sogar seiner Schwester davon, als sie das nächste Mal zu Besuch kam. Sie sagte, weiter so, O! Er hatte endlich Rückgrat bewiesen, und damit auch etwas Stolz, und obwohl es wehtat, war es doch ein verdammt gutes Gefühl.

ZUM GREIFEN NAHE

Im Oktober, nachdem seine ganzen Collegebewerbungen verschickt waren (Fairleigh Dickinson, Montclair, Rutgers, Drew, Glassboro State, William Paterson; er hatte sich auch an der NYU beworben, mit einer Chance von eins zu einer Million, und so schnell, wie er ihre Absage bekam, wunderte er sich, dass der Scheißbrief nicht mit dem Ponyexpress gekommen war) und der Winter seinen trüben, fahlen Hintern auf das nördliche New Jersey gepflanzt hatte, verliebte Oscar sich in ein Mädchen aus dem Vorbereitungskurs für die Col-

legeprüfung. Der Kurs fand in einem dieser »Lernzentren« in der Nähe statt, weniger als eine Meile von seinem Haus entfernt, deswegen ging er zu Fuß hin; eine gesunde Art abzunehmen, dachte er. Er hatte nicht damit gerechnet, im Kurs jemand Besonderes zu treffen, aber dann sah er diese Schönheit in der letzten Reihe und war wie vom Blitz getroffen. Sie hieß Ana Obregón und war eine hübsche, großmü- llige gordita, die Henry Miller las, statt sich der Lösung ihrer Logikaufgaben zu widmen. In der fünften, sechsten Stunde fiel ihm auf, dass sie *Sexus* las, was ihr wiederum auffiel, und als sie sich zu ihm neigte, um ihm einen Abschnitt zu zeigen, bekam er eine hammermäßige Erektion.

Du hältst mich bestimmt für ziemlich abgedreht, oder?, fragte sie in der Pause.

Du bist nicht abgedreht, antwortete er. Glaub mir, ich bin auf dem Gebiet absoluter Experte.

Ana redete pausenlos, besaß die wunderschönen Augen karibischer Mädchen, reines Anthrazit, und die Art von fül- ligem Körper, auf die fast jeder Nigger von den Inseln abfuhr, von dem man einfach wusste, dass er an- wie ausgezogen klasse aussah; sie schämte sich auch nicht für ihr Gewicht, sondern trug enge, schwarze Steghosen wie alle Mädchen im Viertel und die aufreizendste Unterwäsche, die sie sich leisten konnte. Dazu schminkte sie sich ständig akribisch genau nach, für Oscar ein komplexes Beispiel von Multitasking, das nie seinen Zauber verlor. Sie verkörperte diese besondere Mischung von knallharter Göre und kleinem Mädchen - noch bevor er sie zu Hause besucht hatte, war für Oscar völlig klar, dass ihr Bett unter einem Berg von Stofftieren begraben sein würde -, und so nahtlos, wie sie zwischen beiden Rollen hin- und herwechselte, war Oscar überzeugt, dass beide nur Masken waren, hinter denen eine

dritte Ana existierte, eine versteckte Ana, die entschied, welche Maske sie bei welcher Gelegenheit aufsetzte, die aber sonst im Verborgenen und unerkant blieb. Auf Miller war sie gekommen, weil ihr Exfreund Manny ihr seine Bücher geschenkt hatte, bevor er zur Army gegangen war. Er hatte ihr immer daraus vorgelesen: Ich fand das so was von geil. Sie war dreizehn, als sie zusammenkamen, er vierundzwanzig und ein ehemaliger Kokser - Ana erzählte davon, als wäre das alles gar nichts.

Du warst dreizehn, und deine Mutter hat dir ernsthaft erlaubt, dich mit so einem Methusalem zu treffen?

Meine Eltern fanden Manny richtig großartig, antwortete sie. Meine Mom hat abends immer für ihn gekocht.

Er sagte: Das erscheint mir ausgesprochen unkonventionell, und später zu Hause fragte er seine Schwester, die sie über die Weihnachtsferien besuchte: Sag mal, nur rein theoretisch, würdest du deiner pubertierenden Tochter eine Beziehung mit einem Vierundzwanzigjährigen erlauben?

Den würd ich eher umbringen.

Erstaunt merkte er, wie erleichtert er war, das zu hören.

Lass mich raten: Du kennst da jemanden.

Er nickte. Sie sitzt neben mir im Vorbereitungskurs. Ich finde sie, sie gleicht einer Orchidee.

Lola bedachte ihn mit einem langen Blick aus ihren Tigeraugen. Sie war seit einer Woche wieder zu Hause, und offensichtlich machte ihr das College ordentlich zu schaffen, denn das Weiße ihrer sonst großen Mangan-Augen war von roten Äderchen durchzogen. Weißt du, sagte sie schließlich, wir Schwarzen erzählen immer so viel Scheiß darüber, wie sehr wir unsere Kinder lieben, aber wir tun's gar nicht. Sie atmete schwer aus. Wir tun's nicht. Wir tun's nicht.

Er wollte seiner Schwester eine Hand auf die Schulter le-

gen, aber sie wehrte sie mit einem Achselzucken ab. Leier dir mal lieber ein paar Sit-ups aus den Rippen, Mister.

So nannte sie ihn immer, wenn sie sich verletzlich oder ungerecht behandelt fühlte. Mister. Später würde sie das auf seinen Grabstein schreiben wollen, aber keiner ließ sie, nicht einmal ich.

Wie dumm.

AMOR DE PENDEIO

Er und Ana im Collegevorbereitungskurs, er und Ana danach auf dem Parkplatz, er und Ana bei McDonald's, er und Ana werden Freunde. Jeden Tag rechnete Oscar mit ihrem adiós, jeden Tag war sie noch da. Sie gewöhnten sich an, ein paar Mal in der Woche miteinander zu telefonieren und redeten im Grunde über gar nichts, die Worte entsponnen sich ihrem Alltag; beim ersten Mal rief sie bei ihm an und fragte, ob sie ihn zum Kurs mitnehmen sollte; in der folgenden Woche rief er sie an, einfach um es auszuprobieren. Sein Herz hämmerte so wild, dass er dachte, er würde sterben, aber als sie abnahm, sagte sie einfach, Oscar, du glaubst nicht, was meine Schwester wieder für einen Mist angestellt hat, und schon machten sie sich daran, einen neuen Wörterberg zu errichten. Bei seinem fünften Anruf rechnete er nicht mehr mit der großen Abfuhr. Sie war das einzige Mädchen außerhalb seiner Familie, das zugab, eine Periode zu haben, und sie erzählte ihm sogar: Ich blute wie ein Schwein; er wälzte diese erstaunliche Vertraulichkeit wieder und wieder im Kopf herum, überzeugt, dass sie etwas zu bedeuten hatte, und wenn er daran dachte, wie sie lachte, so, als würde ihr die Luft um sie herum gehören, hämmerte ihm das Herz in der Brust wie ein einsamer Radar. Im Gegensatz zu allen an-

deren Mädchen in seiner geheimen Kosmologie verliebte er sich in Ana Obregón, während sie einander kennenlernten. Weil sie ganz plötzlich in seinem Leben aufgetaucht war, weil sie seinen Radar unterflogen hatte, blieb ihm keine Zeit, seinen üblichen Wall aus Unsinn zu errichten oder wirre Erwartungen an sie zu stellen. Vielleicht war er einfach müde, nachdem er sich vier Jahre lang gewünscht hatte, endlich zu vögeln, vielleicht hatte er auch endlich die richtige Schiene für sich gefunden. So unvorstellbar es war, er machte sich nicht zum Idioten, wie man es hätte erwarten können angesichts der unschönen Tatsache, dass sie das erste Mädchen war, mit dem er sich richtig unterhielt, sondern er nahm alles, wie es kam. Redete einfach und geradeheraus mit ihr und merkte, dass es ihr enorm gefiel, wie er sich ständig selbst mit Dreck bewarf. Ihr Verhältnis war erstaunlich; wenn er etwas Offensichtliches und Geistloses sagte, meinte sie: Scheiße, Oscar, du hast es echt drauf. Wenn sie sagte: Ich steh total aufMännerhände, spreizte er affektiert beide Hände vor seinem Gesicht und fragte mit gespielter Gelassenheit: Ach, *wirklich*? Sie fand das zum Brüllen.

Sie sprach nie aus, was sie beide waren; sie sagte nur: Mann, bin ich froh, dass ich dich kennengelernt hab.

Und er sagte: Ich bin froh, dass ich es bin, der dich kennenlernen durfte.

Eines Abends, als er zur Musik von New Order *Clay's Ark* durchschmäkern wollte, klopfte seine Schwester an die Zimmertür.

Du hast Besuch.

Echt?

Ja. Lola lehnte sich in den Türrahmen. Sie hatte sich den Kopf kahl geschoren, wie Sinead, und jetzt war jeder, inklu-

sive ihrer Mutter, davon überzeugt, dass sie eine lesbiana geworden war.

Du solltest vielleicht ein bisschen aufräumen. Sanft berührte sie sein Gesicht. Und rasier dieses Mösenbärtchen ab.

Es war Ana. Sie stand mit ihrem langen Ledermantel im Flur, die triguena-Haut von der Kälte gerötet, hinreißend zurechtgemacht mit Eyeliner, Mascara, Foundation, Lippenstift und Rouge.

Eiskalt draußen, sagte sie. Sie hielt ihre Handschuhe in einer Hand, wie einen zerknautschten Blumenstrauß.

Hi, sagte er; mehr brachte er nicht heraus. Oben hörte er seine Schwester, die lauschte.

Was machst du grade?, fragte Ana.

Hm, nichts.

Hm, wie wär's dann mit Kino?

Hm, okay, sagte er.

Oben sprang seine Schwester auf seinem Bett herum und kreischte leise: Er hat ne Verabredung, er hat ne Verabredung, und dann sprang sie ihm auf den Rücken, sodass sie fast zusammen durch das Fenster seines Zimmers gestürzt wären.

Ist das so was wie ne richtige Verabredung?, fragte er, als er in ihren Wagen stieg.

Sie lächelte leicht. So könnte man das nennen.

Ana fuhr einen Cressida, und statt zu dem Kino in seiner Nähe zu fahren, steuerte sie das Amboy Multiplex an.

Ich liebe dieses Kino, sagte sie, während sie einen Parkplatz suchte. Mein Vater hat uns immer hierher mitgenommen, als es noch ein Drive-In war. Warst du damals auch mal hier?

Er schüttelte den Kopf. Aber ich hab gehört, dass hier jetzt ständig Autos gestohlen werden.

Dieses Baby klaut keiner.

Was gerade geschah, war so schwer zu glauben, dass er es einfach nicht ernst nehmen konnte. Den ganzen Film - *Manhunter* - wartete Oscar darauf, dass gleich irgendwelche Nigger mit Kameras aus ihrem Versteck sprangen und riefen: Überraschung! Junge, sagte er, um nicht ganz von ihrem Radar zu verschwinden, was für ein Film. Ana nickte; sie roch nach einem Parfüm, das er nicht kannte, und als sie sich an ihn schmiegte, wirkte die Wärme ihres Körpers schwindelerregend.

Auf der Rückfahrt beklagte Ana sich über Kopfschmerzen und schwieg lange. Er wollte das Radio andrehen, aber sie sagte: Nicht, mein Kopf bringt mich wirklich fast um. Er witzelte: Willst du etwas Crack? Nein, Oscar. Also lehnte er sich zurück und sah das Hess Building und den Rest von Woodbridge zwischen einem Gewirr an Überführungen vorbeigleiten. Er merkte plötzlich, wie müde er war; die Nervosität, die den ganzen Abend in ihm getobt hatte, hatte ihn völlig erschöpft. Je länger sie ohne ein Wort weiterfuhr, desto missmutiger wurde er. Es war nur ein Film, sagte er sich. Ist ja nicht so, als wäre es eine Verabredung gewesen.

Ana wirkte merkwürdig traurig, sie biss sich auf die Unterlippe, eine echte Bombe, bis fast ihr ganzer Lippenstift auf den Zähnen verschmiert war. Er wollte schon etwas dazu sagen, ließ es dann aber sein.

Liest du zurzeit was Gutes?

Nee, sagte sie. Du?

Ich lese *Der Wüstenplanet*.

Sie nickte. Ich hasse dieses Buch.

Sie erreichten die Ausfahrt Elizabeth, an der es das gab, wofür New Jersey wirklich bekannt ist: Industrieabfälle auf beiden Seiten der Autobahn. Er hielt gerade die Luft an, um

die fürchterlichen Dämpfe nicht einzuatmen, als Ana einen Schrei ausstieß, bei dem er sich vor Schreck gegen die Beifahrertür warf. Elizabeth!, brüllte sie. Hör auf, deine verfuckten Beine zu spreizen!

Dann sah sie zu ihm herüber, warf den Kopf in den Nacken und lachte.

Zu Hause angekommen fragte ihn seine Schwester: Und?

Was und?

Hast du sie *gevögelt*?

Mein Gott, Lola, sagte er und wurde rot.

Und lüg mich ja nicht an.

Es ist nicht meine Art, derart überstürzt vorzugehen. Er unterbrach sich und seufzte. Anders gesagt habe ich ihr nicht mal den Schal ausgezogen.

Klingt irgendwie verdächtig. Ich kenne euch Dominikaner doch. Sie hob die Hände und krallte in einer gespielten Drohgebärde die Finger. *Son pulpos*.

Am nächsten Morgen wachte er auf und fühlte sich, als wäre er von seinem Fett befreit und reingewaschen von seinem Elend; für einen langen Moment konnte er sich nicht erinnern, warum er sich so fühlte, und dann sagte er ihren Namen.

OSCAR IST VERLIEBT

Wenn da an gingen sie jede Woche einmal entweder ins Kino oder in die Mall. Sie redeten. Er erfuhr, dass ihr Exfreund Manny sie immer verprügelt hatte, was, wie sie zugab, ein Problem war, weil sie es mochte, wenn die Kerle im Bett etwas grober waren; er erfuhr, dass ihr Vater in Macoris bei einem Autounfall gestorben war, als sie klein war, und dass ihr Stiefvater sich einen feuchten Dreck um sie scherte, was

aber egal war, denn wenn sie erst mal zur Penn State ging, würde sie nie wieder nach Hause fahren. Im Gegenzug zeigte er ihr ein paar seiner Geschichten und erzählte ihr, wie er einmal von einem Auto angefahren und ins Krankenhaus gebracht worden war, und von seinem tío, der ihn früher ständig verprügelt hatte; er erzählte ihr sogar davon, dass er in Maritza Chacón verknallt gewesen war, und sie rief: Maritza Chacón? Die cuero kenn ich! Mein Gott, Oscar, ich glaub, sogar mein Stiefvater hat mit ihr geschlafen!

Ja, sie kamen sich wirklich nah, aber haben sie sich jemals in ihrem Auto geküsst? Hat er ihr jemals die Hand unter den Rock geschoben? Hat er jemals mit dem Daumen an ihrem Kitzler gespielt? Hat sie sich je an ihn gedrängt und mit kehliger Stimme seinen Namen gesagt? Hat er ihr je über das Haar gestrichen, während sie ihm einen blies? Haben sie jemals gevögelt?

Armer Oscar. Ohne es auch nur zu merken, war er in die »lass uns Freunde sein«-Falle getappt, den Fluch, der Nerds allerorten heimsucht. Solche Beziehungen sind in der Liebe das Äquivalent zu einer Strafe im Stock, einmal drin, ist reichlich Kummer inbegriffen, und was man außer Bitternis und einem gebrochenen Herzen davon hat, weiß niemand. Vielleicht ein Fünkchen Erkenntnis über sich selbst und über die Frauen.

Vielleicht.

Im April bekam er den zweiten Satz Ergebnisse von seinem Vorbereitungskurs für das College (mittelprächtige 1020 Punkte nach dem alten System), und eine Woche später erfuhr er, dass er an die Rutgers in New Brunswick gehen würde. Du hast es geschafft, hijo, sagte seine Mutter, die so erleichtert wirkte, dass es schon unhöflich war. Dann werde ich doch kein Staubsaugervertreter, stimmte er zu. Es wird

dir gefallen, versprach ihm seine Schwester. Das weiß ich. Ich bin fürs College geboren. Ana war mittlerweile auf dem Weg an die Penn State, samt Begabtenprogramm und vollem Stipendium. Jetzt kann mich mein Stiefvater mal am Arsch lecken! Im April kehrte auch ihr Exfreund Manny von der Army zurück - Ana erzählte Oscar während einer ihrer Fahrten zur Yaohan Mall davon. Sein plötzliches Auftauchen und Anas Freude darüber machten Oscars Hoffnungen zunichte. Wie, bleibt er jetzt für immer?, fragte Oscar. Ana nickte. Offenbar hatte Manny wieder Ärger, es ging um Drogen, aber dieses Mal, davon war Ana überzeugt, war ihm das angehängt worden, von diesen drei cocolos; diesen Ausdruck hatte Oscar noch nie von ihr gehört, also nahm er an, dass sie ihn von Manny übernommen hatte. Der arme Manny, sagte sie.

Ja, armer Manny, murmelte Oscar tonlos.

Armer Manny, arme Ana, armer Oscar. Die Dinge änderten sich schnell. Zuerst war Ana nicht mehr ständig zu Hause, und Oscar hinterließ ihr eine Nachricht nach der anderen auf dem Anrufbeantworter: Ich bin's, Oscar, gerade frisst ein Bär meine Beine auf, ruf mich bitte zurück; ich bin's, Oscar, sie verlangen eine Million Dollar, sonst ist es aus mit mir, bitte ruf mich an; ich bin's, Oscar, ich habe gerade einen merkwürdigen Meteoriten entdeckt und will mir das mal aus der Nähe ansehen. Nach ein paar Tagen rief sie ihn immer zurück und war auch nett dabei, aber trotzdem. Dann sagte sie dreimal hintereinander am Freitag ab, und er musste sich mit dem deutlich schlechteren Termin am Sonntag nach der Kirche zufriedengeben. Sie holte ihn dann ab, fuhr zum Boulevard East und parkte dort, und zusammen starteten sie auf die Skyline von Manhattan. Sie war nicht das Meer und auch keine Bergkette, aber zumindest Oscar

gefiel sie sogar besser, und sie regte ihre besten Gespräche an.

Bei einer dieser kleinen Plaudereien rutschte Ana heraus: Mein Gott, ich hatte ganz vergessen, wie groß Mannys Schwanz ist.

Ich muss echt nicht alles wissen, zickte er.

Tut mir leid, sagte sie zögerlich. Ich dachte, wir können über alles reden.

Mannys anatomische Ausmaße kannst du gerne für dich behalten.

Also können wir nicht über alles reden?

Er antwortete ihr nicht einmal.

Mit Manny und seinem *großen Schwanz* auf dem Plan träumte Oscar wieder von der atomaren Vernichtung, und davon, wie er durch einen wundersamen Zufall als Erster von dem Angriff hörte, ohne zu zögern das Auto von seinem tio klaute, zu ein paar Läden fuhr, um Vorräte zu bunkern (und unterwegs vielleicht ein paar Plünderer zu erschießen) und dann Ana zu holen. Was ist mit Manny?, würde sie heulen. Wir haben keine Zeit mehr!, würde er fest behaupten, während er mit quietschenden Reifen losfuhr, dabei noch ein paar Plünderer erschoss (die mittlerweile leicht mutiert waren) und sich dann auf den Weg zu ihrem bald schweißdampfenden Liebesnest machte, wo Ana seiner tatkräftigen Genialität und seiner mittlerweile ektomorphen Gestalt nicht lange würde widerstehen können. Wenn er bessere Laune hatte, ließ er Ana Manny finden, wie dieser in seiner Wohnung mit heruntergelassener Hose an einer Lampe aufgeknapft hing, die Zunge nur noch ein aufgedunsener, purpurner Klumpen. Im Fernsehen liefen Berichte über den bevorstehenden Angriff, und an seiner Brust steckte ein kaum lesbarer Zettel. *Ich pak das nich*. Und dann würde Oscar Ana

mit der knappen Einsicht trösten, dass Manny nicht stark genug war für diese harte neue Welt.

Sie hat also einen Freund, was?, fragte Lola unvermittelt.

Ja, antwortete er.

Du solltest eine Zeitlang auf Abstand gehen.

Hörte er auf sie? Natürlich nicht. Er war immer zur Stelle, wenn Ana stundenlang jammern wollte. Und er bekam sogar - Welch Freude - die Gelegenheit, den berühmten Manny kennenzulernen, was in etwa so lustig war, wie während einer Schulversammlung als Schwuchtel bezeichnet zu werden. (Was ihm passiert war. Zwei Mal.) Er traf ihn vor Anas Haus. Manny war ein überspannter, ausgemergelter Kerl mit Beinen wie ein Marathonläufer und gierigen Augen; als sie sich die Hand gaben, war Oscar überzeugt, der Nigger würde ihm gleich eine verpassen, so gereizt wirkte er. Manny war muy kahl und rasierte sich den ganzen Schädel, um diese Tatsache zu verbergen, beide Ohren zierten Ringe, und mit seiner ledernen, sonnengegerbten Haut ähnelte er einem übellaunigen, alten Streuner, der nach Jugend lechzt.

Du bist also Anas kleiner Freund, sagte Manny.

Stimmt, sagte Oscar mit einer derart fröhlichen Harmlosigkeit in der Stimme, dass er sich dafür am liebsten erschossen hätte.

Oscar schreibt großartige Geschichten, warf Ana ein. Dabei hatte sie ihn nie gebeten, etwas lesen zu dürfen.

Manny schnaubte. Was hast du schon zu erzählen?

Ich beschäftige mich mit den eher spekulativen Genres.

Ihm war klar, wie absurd er klang.

Die eher spekulativen Genres. Manny sah aus, als würde er ihm gleich ein Steak aus dem Körper schneiden. Du klingst voll peinlich, Alter, weißt du das?

Oscar lächelte in der vagen Hoffnung, ein Erdbeben würde ganz Patersan vernichten.

Ich hoffe bloß, du willst meine Alte nicht anmachen. Oscar sagte: Ha, ha. Ana wurde rot und blickte zu Boden. Welch Freude.

Jetzt, da Manny zurück war, lernte er eine völlig neue Seite von Ana kennen. Wenn sie sich überhaupt mal sahen, sprachen sie nur noch über Manny und die schlimmen Dinge, die er ihr antat. Manny schlug sie, Manny trat sie, Manny nannte sie eine fette Fotze, Manny betrog sie, da war sie sich sicher, mit dieser kubanischen Schlampe aus der Mittelstufe. Das erklärt natürlich, warum ich damals keine Mädels abbekommen habe, das lag alles an Manny, witzelte Oscar, aber Ana lachte nicht. Sie konnten sich keine zehn Minuten unterhalten, ohne dass Manny sie anpiepste und sie ihn zurückrufen musste, um ihm zu versichern, dass sie mit keinem anderen zusammen war. Und eines Tages kam sie zu Oscar nach Hause mit einem blauen Auge und einer zerrissenen Bluse, und seine Mutter sagte: Ich will hier keinen Ärger haben!

Was soll ich nur machen?, fragte sie immer wieder, und Oscar hielt sie unbeholfen in den Armen und sagte: Na ja, wenn er dich so schlecht behandelt, solltest du mit ihm Schluss machen, aber sie schüttelte den Kopf und sagte: Ich weiß, aber ich kann nicht. Ich *liebe* ihn doch.

Liebe. Oscar war klar, dass er sich genau jetzt hätte ausklinken sollen. Er machte sich selbst gerne vor, dass er nur aus kühler, anthropologischer Neugier an der Sache festhielt, weil er sehen wollte, wie alles ausging, aber in Wahrheit kam er einfach nicht von ihr los. Er war vollkommen und unwiderruflich in Ana verliebt. Was er nur die Mädchen empfunden hatte, die er nicht einmal richtig kannte, war

nichts im Vergleich zu der amor, die er für Ana in seinem Herzen trug. Sie hatte die Dichte eines verdammten Weißen Zwergs, und manchmal war er felsenfest davon überzeugt, sie würde ihn wahnsinnig machen. Das Einzige, was dem nahe kam, waren seine Empfindungen für seine Bücher; allein die Liebe für alles, was er je gelesen hatte, und für alles, was er je zu schreiben hoffte, kam dem auch nur nahe.

Jede dominikanische Familie hat ihre Geschichten über verrückte Lieben und über Nigger, die im Namen der Liebe zu weit gegangen sind, und Oscars Familie bildete da keine Ausnahme.

Sein toter abuelo war bei irgendeiner Sache (keiner sagte genau bei welcher) stur geblieben und im Gefängnis gelandet, wo er erst den Verstand verlor und dann sein Leben; seine abuela Nena Inca hatte ihren Mann ein halbes Jahr nach der Hochzeit verloren. Er war während der Semana Santa ertrunken, und sie hatte nie wieder geheiratet, nie wieder einen anderen Mann berührt. Ich werde früh genug bei ihm sein, hatte Oscar sie sagen hören.

Deine Mutter, hatte ihm da Rubelka einmal zugeflüstert, war eine loca, was die Liebe angeht. Sie hat sie fast umgebracht.

Und jetzt war die Reihe offenbar an Oscar. *Willkommen in der Familie*, sagte seine Schwester in einem Traum zu ihm. *Der wahren Familie*.

Was geschah, war offensichtlich, aber was konnte er schon tun? Seine Gefühle ließen sich nicht leugnen. Raubte ihm die Sache den Schlaf? Ja. Raubte sie ihm wertvolle Stunden der Konzentration? Ja. Hörte er auf, die Bücher von Andre Norton zu lesen, verlor er sogar das Interesse an den letzten Ausgaben von *Watchmen*, deren Geschichte sich aufs

Übelste entwickelte? Ja. Borgte er sich den Wagen von seinem tío, fuhr die lange Strecke zum Jersey Shore und parkte am Sandy Hook, wohin sie immer mit ihrer Mutter gefahren waren, bevor sie krank wurde, bevor Oscar zu fett wurde, bevor sie aufhörten, überhaupt an den Strand zu gehen? Ja. Verlor er durch seine jugendliche, unerwiderte Liebe an Gewicht? Das allein bewirkte sie unglücklicherweise nicht, und er begriff beim besten Willen nicht, warum. Nach der Trennung von ihrem Freizeit-Tyson hatte Lola zehn Kilo abgenommen. Was sollte diese genetische Diskriminierung, und welcher miese, kleine Gott hatte sie ihm eingebrockt?

Wundersame Dinge geschahen. Einmal fiel er mitten auf einer Kreuzung in Ohnmacht und fand sich von einem Rugbyteam umringt, als er wieder zu sich kam. Ein anderes Mal machte Miggs sich über ihn lustig und zog über seine Versuche her, Rollenspiele zu schreiben - eine komplizierte Geschichte, denn der Verlag, für den Oscar am liebsten geschrieben hätte, Fantasy Games Unlimited, und der vielleicht eines seiner Module für Psi World übernehmen wollte, hatte kurz zuvor die Tore geschlossen und damit Oscars Traum, der nächste Gary Gygax zu werden, zunichte gemacht. Tja, sagte Miggs, das war wohl nichts, und zum allerersten Mal, seit sie sich kannten, verlor Oscar die Beherrschung und verpasste Miggs eine, ohne Kommentar. Der Schlag fiel so heftig aus, dass Miggs Blut aus dem Mund spritzte. Mein Gott, sagte Al, reg dich ab. Das wollte ich nicht, meinte Oscar wenig überzeugend. Das war ein Unfall. Miftkerl, sagte Miggs. Du Miftkerl! Es wurde so schlimm, dass er eines Abends, nachdem Ana ihm am Telefon wieder einmal von Mannys miesem Verhalten vorgeheult hatte, verzweifelt sagte: Ich muss jetzt in die Kirche, das Telefon weglegte, in das Zimmer seines tios ging (Rudolfo besuchte ge-

rade die Tittenbar) und dessen antike Virginia Dragoon stahl, diesen berühmt-berüchtigten .44er Colt aus den Indianerkriegen, schwerer als Unglück und doppelt so hässlich. Oscar steckte sich den beeindruckenden Lauf vorn in den Hosenbund, fuhr zu Mannys Haus und blieb fast die ganze Nacht davor stehen. Die Aluminiumverkleidung des Hauses wurde ihm richtig vertraut. Komm raus, du Scheißkerl, sagte er seelenruhig. Ich hab hier eine hübsche Elfjährige für dich. Es war ihm egal, dass man ihn höchstwahrscheinlich für immer wegsperren würde oder dass Nigger wie er im Knast in den Arsch *und* in den Mund gefickt wurden oder dass die Cops, wenn sie ihn aufgriffen und die Waffe fanden, seinen tio wegen Verstoßes gegen die Bewährungsauflagen in den Knast schicken würden. In dieser Nacht scherte er sich um nada. Sein Kopf war vollkommen leer, ein perfektes Vakuum. Seine gesamte Zukunft als Schriftsteller blitzte vor seinen Augen auf; er hatte erst einen Roman geschrieben, der überhaupt was taugte, über einen australischen Hungergeist, der es auf ein paar Kleinstadt jugendliche abgesehen hatte, und er würde keine Gelegenheit bekommen, etwas Besseres zu schreiben - seine Karriere war vorbei. Zum Glück für die Zukunft der amerikanischen Literatur kam Manny in dieser Nacht nicht nach Hause.

Es war schwer zu erklären. Er dachte nicht nur, Ana wäre seine letzte Chance, glücklich zu werden - den Gedanken hatte er ganz offensichtlich -, er hatte außerdem in seinen jämmerlichen achtzehn Lebensjahren nie auch nur annähernd so empfunden wie in der Nähe dieses Mädchens. Ich habe ewig darauf gewartet, mich zu verlieben, schrieb er seiner Schwester. Wie oft habe ich gedacht: *Ich werde das nie erleben.* (Als in *Robotech Macross*, seinem zweitliebsten Anime aller Zeiten, Rick Hunter endlich mit Lisa zusammen-

kam, brach er weinend vor dem Fernseher zusammen. Sag nicht, der Präsident wurde erschossen, rief sein tio aus dem hinteren Zimmer, wo er in aller Stille ihr wisst schon was schnieft.) Es ist, als hätte ich ein Stück vom Himmel verschluckt, schrieb er seiner Schwester. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sich das antUht.

Zwei Tage später knickte er ein und beichtete Lola, die auf Stippvisite zum Wäschewaschen gekommen war, die Sache mit der Waffe, und sie rastete aus. Sie mussten zusammen vor dem Altar niederknien, den sie tUr ihren toten abue10 errichtet hatte, und er musste ihr bei der Seele ihrer Mutter schwören, dass er so was nie wieder machen würde, solange er lebte. Sie weinte sogar, solche Sorgen machte sie sich um ihn.

Du musst damit aufhören, Mister.

Ich weiß, antwortete er. Aber ich bin nicht mal sicher, ob ich wirklich hier bin.

An diesem Abend schliefen er und seine Schwester auf dem Sofa ein, sie zuerst. Lola hatte gerade zum etwa zehnten Mal mit ihrem Freund Schluss gemacht, aber sogar Oscar in seiner Situation wusste, dass sie bald wieder zusammen sein würden. Irgendwann vor dem Morgengrauen träumte er von all den Freundinnen, die er nie gehabt hatte, Reihe um Reihe um Reihe um Reihe, wie die Ersatzkörper der Miraclegruppe in Alan Moores *Miracleman*. *Du schaffst das*, sagten sie.

Da wachte er auf, frierend und mit trockener Kehle.

Sie trafen sich in der Yaohan, der japanischen Mall an der Edgewater Road, die er auf einer seiner ausgedehnten Langeweilefahrten entdeckt hatte, und die er jetzt als Teil ihrer besonderen Landschaft betrachtete, als etwas, von dem sie

ihren Kindern erzählen würden. Hier holte er seine Animevideos und seine Mech-Modelle. Er bestellte für sie beide Katsu-Curry mit Huhn, dann setzten sie sich in die große Cafeteria mit Blick auf Manhattan, als einzige gaijin im ganzen Laden.

Du hast wunderbare Brüste, begann er das Gespräch.

Verwirrung, Beunruhigung. Oscar. Was ist denn mit dir los?

Er blickte durch die Glasscheibe auf Manhattans westliche Flanke, mit einem betont tiefsinnigen Blick. Dann sagte er es ihr.

Es gab keine Überraschungen. Ihr Blick wurde sanft, sie berührte seine Hand, rückte ihren Stuhl heran, zwischen ihren Zähnen steckte etwas Gelbes. Oscar, sagte sie behutsam, ich habe schon einen Freund.

Sie fuhr ihn nach Hause; dort angekommen dankte er ihr für ihre Zeit, ging hinein, legte sich aufs Bett.

Im Juni machte er an der Don Bosco seinen Abschied.

Da sind sie alle bei der Feier: Seine Mutter wirkt schon magerer (der Krebs sollte sie bald packen), Rudolfo zum Umfallen high, nur Lola sieht wirklich gut aus, strahlend und glücklich. Du hast es geschafft, Mister. Du hast es geschafft. Im Vorübergehen bekam er mit, dass aus ihrem ganzen Viertel von P-town nur er und Olga - die arme, abgefückte Olga - keinen einzigen Schulball besucht hatten. Alter, witzelte Miggs, vielleicht hättest du *die* einladen sollen.

Im September ging er nach New Brunswick an die Rutgers; von seiner Mutter bekam er hundert Dollar und den ersten Kuss in fünf Jahren, von seinem tio eine Packung Kondome: Benutz die alle, sagte er, und als Nachsatz: Mit Mädchen. Sich allein am College wiederzufinden, von allem befreit, völlig auf sich gestellt, erfüllte ihn mit Euphorie,

und voller Optimismus glaubte er, dass er unter den Tausenden junger Menschen schon jemanden finden würde, der so war wie er. Doch das tat er nicht. Die weißen Studenten sahen seine schwarze Haut und seinen Afro und begegneten ihm mit unmenschlicher Fröhlichkeit. Die dunkelhäutigen hörten ihn reden und sahen, wie er sich bewegte, und schüttelten den Kopf. Du bist kein Dominikaner. Und er sagte immer wieder: Doch, bin ich. Soy dominicano. Dominicano soy. Nach einer Reihe von Partys, die ihm nichts eingebracht hatten außer Drohungen von ein paar betrunkenen weißen Jungs, und Dutzenden von Kursen, in denen ihn nicht ein einziges Mädchen angesehen hatte; verflog sein Optimismus, und bevor er auch nur wusste, wie ihm geschah, hatte er sich in etwas vergraben, was der Collegevariante seines Hauptfachs an der Highschool gleichkam: Leben ohne Muschis. Seine glücklichsten Augenblicke erlebte er mit seinen Genregeschichten, etwa als *Akira* erschien (1988). Ziemlich traurig. Zwei Mal pro Woche aß er zusammen mit seiner Schwester in der Mensa des Douglass-College; sie war eine große Nummer auf dem Campus und kannte so ziemlich jeden mit ein paar Pigmenten, mischte bei jedem Protest und bei jedem Marsch mit, aber all das half ihm nicht weiter. Bei ihren Treffen gab sie ihm Ratschläge, und er nickte stumm, und wenn er danach an der Bushaltestelle die vielen hübschen Douglass-Studentinnen sah, fragte er sich, was er in seinem Leben falsch gemacht hatte. Er hätte gern den Büchern und der Sei - Fi die Schuld gegeben, aber das konnte er nicht - dazu liebte er sie zu sehr. Obwohl er sich gleich zu Beginn geschworen hatte, sich weniger seltsam zu benehmen, aß er weiter wie bisher, trieb weiter keinen Sport und konnte auch von den großspurigen Ausdrücken nicht lassen. Nach ein paar Semestern, in denen er außer seiner Schwes-

ter keine Freunde hatte, schloss er sich der universitären Spinnerorganisation an, den RU Gamers, deren ausschließlich männliche Mitglieder sich in den Hörsälen unterhalb der Frelinghuysen Road trafen. Er hatte gedacht, am College würde es besser mit den Mädchen laufen, aber in diesen ersten Jahren tat es das nicht.

Zwei
Wildwood
1982-1985

Es sind nie die Veränderungen, die wir uns wünschen, durch die alles anders wird.

Damit fängt alles an: Deine Mutter ruft dich ins Badezimmer. Du wirst dich dein Leben lang daran erinnern, was du genau in diesem Moment getan hast: Du hast Unten am Fluss gelesen, die Kaninchen rannten mit ihren Weibchen gerade zum Boot, und du willst nicht aufhören zu lesen, du musst das Buch morgen deinem Bruder zurückgeben, aber dann ruft sie dich noch einmal, lauter, mit ihrer ich-mein's-verdammt-ernst-Stimme, und du grummelst genervt: Si, senora.

Sie steht vor dem verspiegelten Medizinschränkchen, von der Taille aufwärts nackt, den EH wie ein zerrissenes Segel auf der Hüfte, die Narbe auf dem Rücken so gewaltig und trostlos wie ein Meer. Du willst zurück zu deinem Buch und so tun, als hättest du sie nicht gehört, aber es ist zu spät. Eure Blicke treffen sich, sie hat die gleichen großen, markanten Augen wie du später. Ven acd, befiehlt sie. Sie blickt stirnrunzelnd auf eine ihrer Brüste. Die Brüste deiner Mutter sind gigantisch. Eines der Weltwunder. Größere hast du nur in Pornoheften oder an richtigfetten Frauen gesehen. Sie hat 80F, die Warzenhöfe sind so groß wie Untertassen und pechschwarz, und an ihren Rändern sprießen störrische Haare, die sie manchmal auszapft und manchmal nicht. Diese Brüste waren dir immer peinlich, und wenn du mit

ihr unter Leuten bist, fallen sie dir ständig auf Nach ihrem Gesicht und ihren Haaren sind ihre Brüste ihr größter Stolz. Dein Vater konnte nie genug von ihnen kriegen, prahlt sie immer. Aber wenn man bedenkt, dass er nach zweijähriger Ehe abgehauen ist, konnte er das wohl doch.

Dir graut davor, dich mit deiner Mutter zu unterhalten. Sie putzt dich immer runter. Du glaubst, sie hätte dich gerufen, um dir wieder eine Gardinenpredigt über deine Ernährung zu halten. Deine Mom ist überzeugt, dass du nur mehr pldtanos essen müsstest, dann würdest du mit einem Schlag ebenso atemberaubende sekundäre Geschlechtsmerkmale entwickeln wie sie. Schon damals bist du vor allem die Tochter deiner Mutter. Du bist zwölf Jahre alt und schon so groß wie sie, hochgewachsen, schmal und mit einem Schwanenhals. Wie sie hast du grüne Augen (allerdings hellere) und glattes Haar, mit dem du eher wie eine Hinduistin als wie eine Dominikanerin aussiehst, und einen Hintern, über den die Jungen seit der fünften Klasse reden, dessen Wirkung du aber noch nicht verstehst. Du hast auch den gleichen Teint wie sie, was bedeutet, dass du dunkel bist. Aber bei allen Gemeinsamkeiten hat die Flut deines Erbes noch nicht deinen Oberkörper erfasst. Du hast nur eine vage Andeutung von Brüsten; aus den meisten Richtungen betrachtet bist du flach wie ein Brett, und du befürchtest, sie will dir wieder verbieten, BHs zu tragen, weil sie die Brüste, die dir sonst wachsen würden, ersticken und sie davon abhalten, endlich herauszukommen. Du bist bereit, dich mit ihr bis aufs Blut zu streiten, weil du ebenso eifersüchtig über deine BHs wachst wie über die Binden, die du dir mittlerweile selbst kaufst.

Aber nein, sie verliert kein Wort darüber, dass du mehr pldtanos essen sollst. Stattdessen nimmt sie deine rechte Hand und führt sie. Deine Mom ist bei allem grob, aber dieses eine Mal ist sie sanft. Das hättest du gar nicht für möglich gehalten.

Spürst du das?, fragt sie mit ihrer allzu vertrauten rauhen Stimme.

Zuerst spürst du nur ihre Wärme und wie dicht das Gewebe ist, wie ein Brot, das immer weiter aufgegangen ist. Sie drückt deine Finger in ihr Fleisch. Du warst ihr noch nie näher, und alles, was du hörst, ist dein Atem.

Kannst du das nichtfühlen?

Sie dreht sich zu dir um. Gono, muchacha, hör arg; mich anzusehen und fühl einfach.

Also schließt du die Augen und drückst die Finger tiefer und denkst an Helen Keller und daran, dass du sie sein wolltest, als du klein warst, nur nonnenhafter, und dann plötzlich, ohne Vorwarnung, spürst du wirklich etwas. Einen Knoten direkt unter ihrer Haut, so fest und verborgen wie ein Geheimnis. Und in diesem Augenblick überkommt dich aus Gründen, die du nie richtig begreifen wirst, das Gefühl, die Ahnung, dass sich etwas in deinem Leben verändern wird. Dir wird schwindlig, und du spürst, wie dein Blut pocht, wie ein Metrum, ein Rhythmus, ein Trommeln. Helle Lichter schwirren durch dich hindurch wie Photonentorpedos, wie Kometen. Du hast keine Ahnung, wie oder warum du es weißt, aber du bist sicher, dass es keinen Zweifel gibt. Es ist wie ein Rausch. Dein ganzes Leben hast du etwas von einer bruja an dir, das muss dir sogar deine Mutter zugestehen. Hija de Liborio hat sie dich genannt, nachdem du für deine Ha die richtigen Lottozahlen getippt hattest, und du dachtest, Liborio wäre ein Verwandter. Das war vor Santo Domingo, bevor du von der großen Kraft Gottes wusstest.

Ich spüre es, sagst du zu laut. Lo siento.

Und damit wird alles anders. Bevor der Winter vorüber ist, nehmen die Ärzte die Brust ab, die du abgetastet hast, zusammen mit dem Lymphknoten aus der Achsel. Wegen der Operationen kann sie für den Rest ihres Lebens den Arm nur schwer über

den Kopf heben. Ihr fallen nach und nach die Haare aus, und eines Tages reißt sie alle aus und legt sie in eine Plastiktüte~ Auch du veränderst dich. Nicht sofort, aber es passiert. Und in diesem Badezimmer flingt alles an. Dort flingst du an.

Ein Punk. Das wurde ich. Ein Punk, der aufSiouxsie and the Banshees stand. Die puerto-ricanischen Kinder aus der Straße lachten sich halb tot, wenn sie meine Haare sahen, sie nannten mich Blacula, und die morenos wussten gar nicht, was sie sagen sollten: Sie nannten mich einfach Höllenschlampe. He, Höllenschlampe, he, *hel* Meine da Rubelka dachte, ich hätte eine Art Geisteskrankheit. Hija, sagte sie, während sie pastelitos briet, vielleicht brauchst du ja Hilfe. Aber am schlimmsten war meine Mutter. Jetzt reicht's mir aber, schrie sie. Mir reicht's mit dir! Aber das tat es ja immer. Wenn ich morgens runterkam, stand sie in der Küche und machte in der greca Kaffee, während sie Radio WADO hörte, und wenn sie mich und meine Haare sah, wurde sie jedes Mal wieder wütend, als hätte sie über Nacht vergessen, wer ich war. Meine Mutter war eine der größten Frauen in Paterson, und genauso groß war ihre Wut. Diese Wut nahm dich mit ihren langen Armen in den Klammergriff, und wenn du dir irgendeine Schwäche anmerken ließ, war es aus mit dir. Q!e muchacha tan fea, sagte sie angewidert und schüttete ihren restlichen Kaffee in die Spüle. Fea wurde mein zweiter Vorname. Aber das war eigentlich nichts Neues. Solche Sachen hat sie gesagt, solange ich denken kann. Meine Mutter hat sich keinen Orden verdient, das könnt ihr mir glauben. Eigentlich war sie immer abwesend: Wenn sie nicht arbeitete, dann schlief sie, und wenn sie doch mal da war, kam es einem vor, als würde sie nur schreien und schlagen. Als Kinder hatten Oscar und ich mehr Angst vor unserer Mutter als vor

dem Dunkeln oder El Cuco. Sie schlug uns egal, wo wir waren, und egal, wer dabei war, die chanc1as und die correa saßen bei ihr immer locker, aber dann mit ihrem Krebs konnte sie nicht mehr viel ausrichten. Als sie mir das letzte Mal eine scheuern wollte, ging es um meine Haare, aber statt zurückzuzucken oder wegzulaufen, parierte ich ihren Schlag mit der Faust. Das war mehr ein Reflex als alles andere, aber sobald es passiert war, wusste ich, dass ich es nicht zurücknehmen konnte, niemals, also wartete ich einfach mit geballter Faust darauf, was als Nächstes kommen würde, darauf, dass sie sich mit gebleckten Zähnen auf mich stürzen würde wie auf diese Frau bei Pathmark. Aber sie stand nur zitternd da, mit ihrer albernen Perücke und ihrer albernen bata, im BH zwei riesige Schaumstoffprothesen, und der ganze Raum roch nach verbrannter Perücke. Beinahe tat sie mir leid. So behandelst du also deine Mutter?, schrie sie. Und wenn ich gekonnt hätte, hätte ich ihr am liebsten mein ganzes Leben ins Gesicht geschleudert, aber stattdessen schrie ich zurück: Und so behandelst du deine Tochter?

Zwischen uns lief es schon das ganze Jahr über nicht gut. Wie konnte es auch? Sie war meine Mutter, eine Dominikanerin der Alten Welt, und ich ihre einzige Tochter, die sie ganz allein ohne Hilfe von irgendwem großgezogen hatte, und das bedeutete, dass sie mich immer schön unter ihrer Knute halten musste. Ich war vierzehn und brauchte dringend ein Stückchen Welt, das mit ihr nichts zu tun hatte. Ich wollte das Leben, das ich als Kind in *Big Blue Marble* gesehen hatte; ein Leben, das mich dazu gebracht hatte, Brieffreundschaften zu schließen und aus der Schule Atlanten mit nach Hause zu nehmen. Ein Leben, das außerhalb von Paterson existierte, außerhalb meiner Familie, außerhalb alles Spanischen. Und als sie krank wurde, sah ich mei-

ne Chance gekommen, und ich werde weder heucheln noch mich entschuldigen; ich erkannte meine Chance und nutzte sie schließlich. Wenn ihr nicht so aufgewachsen seid wie ich, dann kennt ihr so was nicht, und wenn ihr so was nicht kennt, solltet ihr lieber auch nicht urteilen. Ihr wisst nicht, wie unsere Mütter uns gängeln, sogar diejenigen, die nie da sind - ganz besonders diejenigen, die nie da sind. Oder was es heißt, die perfekte dominikanische Tochter zu sein, was nur eine hübsche Umschreibung dafür ist, eine perfekte dominikanische Sklavin zu sein. Ihr wisst nicht, wie es ist, mit einer Mutter aufzuwachsen, die ihr Leben lang noch nie etwas Positives gesagt hat, nicht über ihre Kinder und nicht über die Welt, die immer misstrauisch ist, die einen immer runterzieht und die Träume ihrer Kinder resdos zerfetzt. Als meine erste Brieffreundin Tomoko mir nach dem dritten Brief nicht mehr schrieb, lachte sie und sagte: Glaubst du, jemand verschwendet seine Zeit damit, dir zu schreiben? Natürlich weinte ich; ich war acht und hatte schon geplant, dass Tomokos Familie mich adoptieren würde. Meine Mutter durchschaute diesen Traum natürlich bis ins Letzte und lachte. Ich würde dir auch nicht schreiben, sagte sie. So war sie: Eine Mutter, die einen an sich selbst zweifeln ließ, die einen vernichtete, wenn man sich nicht wehrte. Aber ich will keinen falschen Eindruck erwecken. Ich habe sie lange über mich sagen lassen, was sie wollte, und was noch schlimmer war, ich habe ihr lange geglaubt. Ich war eine fea, ich war bedeutungslos, ich war eine idiota. Schon als Zweijährige und bis ich dreizehn wurde, glaubte ich ihr, und weil ich ihr glaubte, war ich die perfekte hija. Ich habe gekocht, geputzt, gewaschen, eingekauft, übersetzt, an die Bank geschrieben und erklärt, warum die Hypothekenzahlung zu spät kommen würde. Ich hatte die besten Noten in meiner

Klasse. Ich habe nie Probleme gemacht, nicht einmal, wenn die morenas mit Scheren hinter mir und meinen glatten Haaren her waren. Ich bin zu Hause geblieben und habe dafür gesorgt, dass Oscar etwas zu essen hatte und alles in Ordnung war, während sie arbeiten gegangen ist. Ich habe ihn großgezogen und ich habe mich großgezogen. *Ich* war das. Du bist meine hija, sagte sie, dafür bist du da. Als mir mit acht Jahren diese Sache passiert ist und ich ihr schließlich erzählte, was er getan hatte, sagte sie mir, ich solle den Mund halten und aufhören zu weinen, und genau das habe ich getan, ich habe den Mund gehalten und die Beine zusammengepresst und meinen Verstand versperrt, und nach einem Jahr hätte ich nicht mal sagen können, wie dieser Nachbar aussah, oder wie er hieß. Du kannst nichts anderes als jammern, sagte sie zu mir. Aber du hast keine Ahnung, wie das Leben wirklich ist. Si, senora. Als sie in der sechsten Klasse sagte, ich könnte mit ins Ferienlager nach Bear Mountain, und ich von meinem eigenen Geld vom Zeitungsaustragen einen Rucksack kaufte und Bobby Santos Zettel schrieb, weil er versprochen hatte, in meine Hütte einzubrechen und mich vor aller Augen zu küssen, da habe ich ihr geglaubt, und als sie an dem Morgen, an dem es losgehen sollte, verkündete, ich würde nicht fahren, und ich sagte:

Aber du hast es versprochen, und sie sagte: Muchacha del diablo, ich hab dir gar nichts versprochen, da habe ich nicht meinen Rucksack nach ihr geworfen oder mir die Augen aus dem Kopf geheult, und als am Ende Laura Saenz Bobby Santos küssen durfte, habe ich auch keinen Mucks gemacht. Ich habe nur mit dem albernen Bär-Bär in meinem Zimmer gelegen und im Flüsterton gesungen, und dabei habe ich mir vorgestellt, wohin ich weglaufen würde, sobald ich groß wäre. Vielleicht nach Japan, da würde ich dann Tomoko su-

ehen, oder nach Österreich, wo ich es mit meinem Gesang zu einem Remake von *Meine Lieder - meine Träume* bringen würde. In meinen Lieblingsbüchern ging es damals immer um Ausreißer: *Unten am Fluss*, *Die unglaubliche Reise*, *Ein Jahr als Robinson*, und als BonJovi •• *She's a Little Runaway*« rausbrachten, stellte ich mir vor, sie würden über mich singen. Keiner ahnte etwas. Ich war das größte, linkischste Mädchen der Schule, diejenige, die sich zu Halloween immer als Wonder Woman verkleidete und die keinen Ton sagte. Die Leute sahen mich mit meiner Brille und den Klamotten aus zweiter Hand und hatten keinen Schimmer davon, wozu ich fähig war. Und dann, als ich zwölf war, bekam ich dieses Gefühl, dieses beängstigende, hexenartige Gefühl, und auf einmal war meine Mutter krank, und diese Wildheit, die ich die ganze Zeit mit mir herumgetragen hatte, die ich mit Hausarbeit und Schulaufgaben und der Verheißung niedergeknüppelt hatte, ich könnte machen, was ich wollte, wenn ich erst einmal auf dem College wäre, brach plötzlich hervor. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich habe versucht, es zu unterdrücken, aber es durchflutete einfach jede stille Faser in mir. Es war eher eine Botschaft als ein Gefühl, eine Botschaft, die wie eine Glocke tönte: Veränderung, Veränderung, Veränderung.

Es geschah nicht über Nacht. Ja, ich trug die Wildheit in mir; ja, sie ließ mein Herz den ganzen Tag lang rasen; sie tanzte um mich herum, wenn ich die Straße entlangging; sie brachte mich dazu, den Jungs direkt ins Gesicht zu sehen, wenn sie mich anstarrten; sie verwandelte mein Lachen von einem Husten in ein anhaltendes, wildes Fieber, aber ich hatte immer noch Angst. Wie hätte ich keine haben sollen? Ich war die Tochter meiner Mutter. Sie band mich mit etwas an sich, das stärker war als Liebe. Und dann ging ich eines Ta-

ges mit Karen Cepeda nach Hause, die zu der Zeit so was wie meine Freundin war. Karen hatte diese Gothic-Sache richtig drauf; ihre Haare waren so wild und spitz wie die von Robert Smith, sie trug nur schwarze Kleidung und hatte eine Hautfarbe wie ein Geist. Mit ihr durch Paterson zu gehen war in etwa so, als wäre man mit der bärtigen Dame unterwegs. Jeder starrte sie an, es machte einem richtig Angst, und ich schätze, genau deshalb tat ich es.

Wir gingen gerade die Main runter und wurden von allen angeglotzt, und aus heiterem Himmel sagte ich: Karen, schneid mir die Haare ab. Sobald ich das gesagt hatte, wusste ich es. Das Gefühl in meinem Blut, dieses Pochen, überkam mich wieder. Karen zog eine Augenbraue hoch: Was ist mit deiner Mutter? Seht ihr, ich war nicht die Einzige, jeder hatte Angst vor Belicia de León.

Scheiß auf sie, sagte ich.

Karen sah mich an, als wäre ich bescheuert - ich hatte nie geflucht, aber das war noch etwas, das sich ändern sollte. Am nächsten Tag schlossen wir uns in ihrem Badezimmer ein, während unten ihr Vater und ihre Onkel vor einem Fußballspiel herumbrüllten. Also, wie willst du's haben?, fragte sie. Ich blickte das Mädchen im Spiegel lange an. Ich wusste nur, dass ich sie nie wiedersehen wollte. Dann drückte ich Karen die Haarschneidemaschine in die Hand, stellte sie an und führte ihr die Hand, bis alles weg war.

Bist du jetzt ein Punk oder was?, fragte Karen unsicher.

Ja, antwortete ich.

Am nächsten Tag warf meine Mutter die Perücke nach mir. Die wirst du tragen. Und zwar jeden einzelnen Tag. Und wenn ich dich ohne sie sehe, dann bring ich dich um!

Ich sagte keinen Ton. Ich hielt die Perücke über den Gas-herd.

Tu das nicht, drohte sie, als der Herd zündete. Wag das ja nicht ...

Die Perücke ging in einer Stichflamme auf, wie Benzin, wie eine dumme Hoffnung, und wenn ich sie nicht in die Spüle geworfen hätte, dann hätte sie mich die Hand gekostet. Der Geruch war grauenhaft, wie alle Chemikalien aller Fabriken in Elizabeth auf einmal.

Das war der Moment, in dem sie nach mir schlug, in dem ich ihre Hand wegboxte und sie sie zurückriss, so als wäre ich das Feuer.

Natürlich meinten alle, ich wäre die schlechteste Tochter der Welt. Meine tia und unsere Nachbarn sagten: Hija, sie ist deine Mutter, sie stirbt, aber ich wollte nicht hören. Als ich ihre Hand erwischte, öffnete sich eine Tür. Und von der würde ich mich nicht abwenden.

Mein Gott, was haben wir gestritten! Kranksein und sterben hin oder her, meine Mutter würde sich nicht kampflos geschlagen geben. Sie war keine pendeja. Ich habe gesehen, wie sie erwachsenen Männern eine Ohrfeige verpasst, weiße Polizisten einfach umgeschubst und ganze Banden von bochincheras beschimpft hat. Sie hat mich und meinen Bruder allein großgezogen, hatte drei Jobs gleichzeitig, bis sie das Haus kaufen konnte, in dem wir jetzt wohnen, hat es überstanden, von meinem Vater verlassen zu werden, ist ganz allein von Santo Domingo hergekommen und sagt, sie wäre als junges Mädchen verprügelt, in Brand gesteckt und sterbend liegen gelassen worden. Sie würde mich niemals gehen lassen, eher würde sie mich umbringen. Figurin de mierda, so nannte sie mich. Du hältst dich für Gott weiß wen, dabei bist du nada. Sie bohrte und stichelte, suchte nach meinen Schwachstellen, wollte mich wie immer zerfetzen, aber das

ließ ich nicht zu, auf keinen Fall würde ich das zulassen. Dieses Gefühl, dass mein Leben auf der anderen Seite auf mich wartete, machte mich furchtlos. Als sie meine Poster von den Smiths und den Sisters of Mercy wegwarf - *Aqui yo no quiero maricones* -, kaufte ich die gleichen wieder. Als sie drohte, meine neuen Klamotten zu zerreißen, bewahrte ich sie in meinem Schließfach in der Schule und bei Karen auf. Als sie befand, ich dürfe nicht mehr in dem griechischen Diner arbeiten, erklärte ich meinem Chef, dass meine Mutter wegen ihrer Chemo langsam durchdrehte, und als sie anrief, um ihm zu sagen, dass ich nicht mehr kommen könnte, reichte er mir einfach den Hörer und startete verlegen hinüber zu seinen Gästen. Als sie die Türschlösser auswechselte - mittlerweile war ich abends lange unterwegs, ich ging ins Lime1ight, weil ich schon mit vierzehn aussah wie fünfundzwanzig -, klopfte ich an Oscars Fenster, und er ließ mich rein, dabei hatte er Angst, weil meine Mutter am nächsten Morgen durch das Haus rannte und schrie: Wer zum Teufel hat diese *hija de la gran puta* ins Haus gelassen? Wer? Wer? Und Oscar saß dann am Frühstückstisch und stammelte: Ich weiß nicht, Mami, wirklich nicht.

Ihr Zorn erfüllte das ganze Haus wie alter, schaler Rauch. Er kroch in alles hinein, in unsere Haare, in unser Essen, wie der radioaktive Niederschlag, von dem sie uns in der Schule erzählten, er würde eines Tages fallen, sanft wie Schnee. Mein Bruder wusste nicht, was er machen sollte. Er blieb in seinem Zimmer, aber manchmal fragte er mich halbherzig, was denn los sei. Nichts. Mir kannst du's sagen, *Lo1a*, meinte er, und ich konnte nur lachen. Du musst abnehmen, sagte ich ihm.

In diesen letzten Wochen war ich nicht so dumm, meiner Mutter zu nahe zu kommen. Meistens starrte sie mich nur

wütend an, aber manchmal packte sie mich ohne Vorwarnung an der KeWe und hielt so lange fest, bis ich ihre Finger aufbiegen konnte. Sie ließ sich nicht dazu herab, mit mir zu reden, außer um Morddrohungen loszuwerden. Wenn du erwachsen bist, triffst du mich irgendwann in einer dunklen Gasse, wenn du es am wenigsten erwartest, und dann bring ich dich um und keiner wird wissen, dass ich es war! Richtig hämisch sagte sie das.

Du bist verrückt, sagte ich.

Nenn mich nicht verrückt, antwortete sie, dann setzte sie sich keuchend hin.

Es war schlimm, aber keiner rechnete damit, was als Nächstes geschah. Dabei war es abzusehen, wenn man es . recht bedenkt.

Mein ganzes Leben lang hatte ich mir geschworen, ich würde eines Tages einfach verschwinden.

Und eines Tages tat ich es auch.

Ich lief fort, angeblich wegen eines Jungen .

. Was kann ich euch groß über ihn erzählen? Er war wie alle Jungs: Hübsch und unreif, und wie ein Insekt konnte er nicht still sitzen. Un blanquito mit langen, haarigen Beinen, den ich eines Abends im Limelight traf.

Er hieß Aldo.

Er war neunzehn und wohnte unten am Jersey Shore mit seinem vierundsiebzig Jahre alten Vater. Auf dem Rücksitz seines Oldsmobile auf dem Unicampus zog ich meinen Lederrock hoch und meine Netzstrümpfe runter, und mein Geruch war überall. Das war unser erstes Date. In meinem zweiten Jahr an der Highschool schrieben wir uns den ganzen Frühling über und telefonierten jeden Tag mindestens einmal. Ich fuhr sogar mit Karen nach Wildwood, um ihn

zu besuchen (sie hatte einen Führerschein, ich nicht). Er wohnte und arbeitete in der Nähe der Strandpromenade, als einer von drei Jungs, die den Autoscooter bedienten, der einzige ohne Tätowierungen. Bleib doch hier, sagte er an diesem Abend, während Karen ein Stückchen vor uns den Strand entlangging. Wo soll ich denn wohnen?, fragte ich, und er lächelte. Bei mir. Erzähl doch nichts, sagte ich, aber er blickte hinaus auf die Brandung. Ich möchte, dass du hierbleibst, sagte er ernst.

Er hat mich drei Mal gefragt. Ich weiß es genau, ich habe mitgezählt.

Im Sommer verkündete mein Bruder, er wolle sein Leben dem Schreiben von Rollenspielen widmen, und meine Mutter versuchte, einen zweiten Job zu schaffen, zum ersten Mal seit ihrer Operation. Es lief nicht gut. Wenn sie von der Arbeit kam, war sie erschöpft, und weil ich nicht half, blieb im Haushalt alles liegen. Manchmal half meine da Rubelka am Wochenende mit dem Kochen und Putzen und hielt uns beiden Standpauken, aber sie musste sich um ihre eigene Familie kümmern, deshalb waren wir die meiste Zeit über allein. Komm zu mir, sagte er am Telefon. Im August ging Karen dann nach Slippery Rock. Sie hatte die Highschool ein Jahr früher abgeschlossen. Bin ich froh, wenn ich Paterson nie wieder sehen muss, sagte sie, bevor sie fuhr. Fünf Tage später fing die Schule wieder an. In diesem September habe ich in den ersten beiden Wochen sechs Mal geschwänzt. Ich konnte da einfach nicht mehr hingehen. Etwas in mir ließ mich nicht. Dass ich gerade *Der ewige Quell* las und beschlossen hatte, ich sei Dominique und Aldo sei Roark, machte es auch nicht besser. Bestimmt hätte es ewig so weitergehen können, dass ich vor Angst den Absprung nicht schaffte, aber schließlich geschah das, worauf wir alle gewartet hat-

ten. Meine Mutter sagte beim Abendessen leise: Hört beide gut zu: Ich bin wieder beim Arzt und lasse mich untersuchen.

Oscar sah aus, als würde er gleich weinen. Er senkte den Kopf. Wie ich reagierte? Ich sah sie an und fragte: Gibst du mir bitte mal das Salz?

Heute nehme ich ihr nicht mehr übel, dass sie mir ins Gesicht geschlagen hat, aber damals war es genau das, was ich noch brauchte. Wir stürzten uns aufeinander, der Tisch fiel um, der sancocho spritzte über den ganzen Boden, und Oscar stand bloß in der Ecke und brüllte: Hört auf, hört auf, hört auf!

Hija de tu maldita madre, kreischte sie. Und ich sagte: Ich hoffe, dieses Mal stirbst du dran.

Ein paar Tage lang glich das Haus einem Kriegsgebiet, und dann, am Freitag, ließ sie mich aus meinem Zimmer kommen, und ich durfte neben ihr auf dem Sofa sitzen und mir mit ihr Novelas ansehen. Sie wartete auf das Ergebnis ihrer Blutuntersuchung, aber man wäre nie darauf gekommen, dass ihr Leben auf dem Spiel stehen könnte. Sie starrte auf den Fernseher, als gäbe es nichts anderes, und wenn sich eine der Figuren hinterhältig benahm, fuchtelte sie mit den Armen. Jemand muss sie aufhalten! Sehen die denn nicht, was diese puta vorhat?

Ich hasse dich, flüsterte ich ganz leise, aber sie hörte es nicht. Hol mir ein Glas Wasser, sagte sie. Mit einem Eiskwürfel drin.

Das war das Letzte, was ich für sie tat. Am nächsten Morgen saß ich im Bus, der zum Shore fuhr. Mit einer Tasche, zweihundert Dollar Trinkgeld, *tio* Rudolfos altem Messer. Ich hatte solche Angst. Ich konnte nicht aufhören zu zittern. Die ganze Fahrt über rechnete ich damit, dass der Himmel

aufriss und meine Mutter herunterlangte und mich schüttelte. Aber das passierte nicht. Niemand beachtete mich, bis auf den Mann auf der anderen Seite des Gangs. Du bist wirklich hübsch, sagte er. Wie ein Mädchen, das ich mal kannte.

Ich habe ihnen keinen Brief dagelassen. So sehr habe ich sie alle gehasst. Meine Mutter gehasst.

Als wir abends in Aldos drückend heißem und vom Katzenklo verpesteten Zimmer lagen, sagte ich zu ihm: Tu's mit mir.

Er fing an, mir die Hose aufzuknöpfen. Bist du sicher?

Ganz sicher, antwortete ich verbissen.

Er hatte einen langen, dünnen Schwanz, der mir höllisch wehtat, aber ich sagte die ganze Zeit nur: 0 ja, Aldo, ja, weil ich dachte, solche Sachen sagt man halt, wenn man gerade seine »Jungfräulichkeit« an einen Jungen verliert, den man zu lieben meint.

Das Ganze war so ziemlich das Dämlichste, was ich je gemacht habe. Ich fühlte mich elend. Und mir war unglaublich langweilig. Aber das gab ich natürlich nicht zu. Ich war wegelaufen, also war ich glücklich! Überglücklich! Bei all seinen Einladungen, bei ihm zu wohnen, hatte Aldo vergessen zu erwähnen, dass sein Vater ihn so hasste, wie ich meine Mutter hasste. Aldo sen. hatte im Zweiten Weltkrieg gekämpft, und er hatte den »Japsen« nie verziehen, dass er so viele Freunde verloren hatte. Mein Dad hat nur Scheiße im Kopf, sagte Aldo. Er ist nie aus Fort Dix rausgekommen. Ich glaube, solange ich bei ihnen gewohnt habe, hat sein Vater keine vier Worte mit mir geredet. Er war ein fieser viejito, der sogar ein Schloss vor den Kühlschränk hängte. Lass ja die Finger davon, sagte er zu mir. Wir konnten nicht mal

Eiswürfel rausholen. *Aldo* und sein Dad wohnten in einem schäbigen, kleinen Bungalow, und ich und *Aldo* schliefen in dem Zimmer, in dem sein Vater das Katzenklo für seine beiden Katzen platziert hatte, und abends stellten wir das Klo immer in den Flur, aber er wachte jedes Mal vor uns auf und stellte es zurück ins Zimmer - ich hab euch doch gesagt, ihr sollt meinen Scheiß nicht anpacken. Was lustig war, wenn man darüber nachdenkt. Aber damals war es nicht lustig. Ich suchte mir einen Job als Frittenverkäuferin auf der Promenade, und bei dem ganzen heißen Fett und der Katzenpisse konnte ich nichts anderes mehr riechen. Wenn ich einen freien Tag hatte, trank ich zusammen mit *Aldo*, oder ich setzte mich ganz in Schwarz an den Strand und versuchte, in mein Tagebuch zu schreiben, das sicher später einmal die Grundlage für eine utopische Gesellschaft werden würde, nachdem wir uns zu radioaktiven Fetzen gebombt hatten. Manchmal kamen andere Jungs zu mir herüber und brachten Sprüche wie: Ist jemand abgekratzt? Was soll denn das mit deinen Haaren? Dann setzten sie sich neben mich in den Sand. Du siehst doch gut aus, warum trägst du keinen Bikini? Wieso, damit du mich vergewaltigen kannst? Großer Gott, sagte einer von ihnen und sprang auf, was zum Teufel ist los mit dir?

Bis heute weiß ich nicht, wie ich das ausgehalten habe. Anfang Oktober wurde ich bei der Frittenbude entlassen; auf der Promenade hatte mittlerweile fast alles gescWossen, und weil ich nichts zu tun hatte, vertrieb ich mir die Zeit in der öffentlichen Bücherei, die noch kleiner war als die an meiner Highschool. *Aldo* arbeitete seit einiger Zeit in der Autowerkstatt seines Vaters mit, was die beiden nur noch stinkiger aufeinander machte, und damit auch auf mich. Wenn sie nach Hause kamen, tranken sie Schlitz und läster-

ten über die Phillies. Wahrscheinlich kann ich noch von Glück sagen, dass die beiden nicht das Kriegsbeil damit begraben haben, mich gemeinsam durchzuvögeln. Ich trieb mich so lange wie möglich draußen rum und wartete darauf, dass diese Geruhle zurückkamen, die Geruhle, die mir sagten, was ich als Nächstes tun sollte, aber ich war ausgedörrt, leer, ohne die leiseste Vision. Ich glaubte allmählich, es wäre wie in den Büchern: Mit meiner Jungfräulichkeit hatte ich auch meine Kräfte verloren. Daraufhin wurde ich richtig wütend auf Aldo. Du bist ein Säufer, sagte ich zu ihm. Und ein Idiot. Na und, blaffte er zurück. Daflir stinkt deine Muschi. Dann geh nicht dran! Wird ich auch nicht! Aber natürlich war ich glücklich! Überglücklich! Ich rechnete ständig damit, meiner Familie in die Arme zu laufen, wie sie auf der Promenade Plakate von mir aufhängte, meine Mom das größte, schwärzeste, vollbusigste Wesen weit und breit, Oscar der Blob, nur braun, meine tia Rubelka, vielleicht sogar mein *tio*, wenn sie ihn lange genug vom Heroin loseisen konnten, aber was dem am Nächsten kam, waren ein paar Zettel, auf denen jemand nach seiner entlaufenen Katze suchte. So sind die Weißen. Die verlieren eine Katze und starten eine Ringfahndung, aber wir Dominikaner verlieren eine Tochter und sagen nicht mal unseren Friseurtermin ab.

Als der November kam, war ich völlig fertig. Ich saß da mit Aldo und seinem scheußlichen Vater, und im Fernsehen liefen die alten Serien, die ich mit meinem Bruder geguckt hatte, als wir noch klein waren, *Herzbube mit zwei Damen*, *What's Happening*, *Die Jeffersons*, und meine Enttäuschung schabte und scheuerte an etwas in meinem Innern, das sehr weich und zart war. Außerdem wurde es kalt, und der Wind fegte direkt in den Bungalow hinein und schlüpfte zu einem

unter die Decke oder sprang mit in die Dusche. Es war schrecklich. Mir standen ständig alberne Bilder davon vor Augen, wie mein Bruder versuchte, für sich selbst zu kochen. Fragt mich nicht, warum. Sonst habe ich für uns gekocht; das Einzige, was Oscar sich machen konnte, war ein gegrilltes Käsesandwich. Ich sah ihn vor mir, wie er spindeldürr durch die Küche schlich und ganz verlassen Schränke öffnete. Ich fing sogar an, von meiner Mutter zu träumen, aber in meinen Träumen war sie ein kleines Mädchen, und zwar ein winzig kleines; sie passte auf meine Handfläche, und sie versuchte ständig, mir etwas zu sagen. Ich hielt sie mir direkt ans Ohr und konnte sie immer noch nicht hören.

Träume, die so offensichtlich sind, habe ich immer gehasst. Und tue es noch.

Irgendwann wurde Aldo dann ganz reizend. Ich wusste, dass er unzufrieden damit war, wie es zwischen uns lief, aber mir war nicht richtig klar, wie schlimm es stand, bis er eines Abends seine Freunde einlud. Sein Vater war nach Atlantic City gefahren, und die Jungs tranken und rauchten und erzählten dumme Witze, und plötzlich sagte Aldo: Was ist ein Skelett unter der Treppe? Ein Nigger, der beim Versteckspielen gewonnen hat. Und wen hat er bei der Pointe wohl angesehen? Mich.

Nachts wollte er mit mir schlafen, aber ich stieß seine Hand beiseite. Fass mich nicht an.

Sei nicht sauer, sagte er und legte meine Hand auf seinen Schwanz. War nur 'n bissehen schwarzer Humor.

Und dann lachte er.

Was habe ich also ein paar Tage später gemacht? Etwas echt Dummes. Ich rief zu Hause an. Beim ersten Mal ging keiner ran. Beim zweiten Mal hob Oscar ab. Hier ist der Anschluss der Familie de Lean. Wen darf ich melden? So war

er, mein Bruder. Deshalb konnten ihn die Leute nicht ausstehen.

Ich bin's, Blödmann.

Lola. Er war ganz still, und dann wurde mir klar, dass er weinte. Wo bist du?

Das willst du gar nicht wissen. Ich hielt den Hörer ans andere Ohr und versuchte, gelassen zu klingen. Wie geht's euch?

Lola, Mami wird dich glatt umbringen.

Sprich leiser, Blödmann. Mami ist nicht zu Hause, oder?

Sie ist arbeiten.

So eine Überraschung, sagte ich. Mami ist arbeiten. In der letzten Minute der letzten Stunde des letzten Tages würde meine Mutter arbeiten. Sie würde noch arbeiten, wenn die Raketen unterwegs wären.

Ich muss ihn wohl wirklich stark vermisst haben, oder vielleicht wollte ich nur jemanden sehen, der mich ein bisschen kannte, oder die Katzenpisse hatte meinem Verstand zugesetzt, jedenfalls gab ich ihm die Adresse eines Cafes in der Nähe der Promenade und bat ihn, mir ein paar meiner Klamotten und Bücher vorbeizubringen.

Bring mir auch Geld mit.

Er zögerte. Ich weiß nicht, wo Mami es aufbewahrt.

Doch, das weißt du, Mister. Bring es einfach mit.

Wie viel?, fragte er schüchtern.

Alles.

Das ist eine Menge Geld, Lola.

Bring es mir einfach, Oscar.

Okay, okay. Er holte tief Luft. Sagst du mir wenigstens, ob es dir gut geht?

Ja, mir geht's gut, sagte ich, und das war der einzige Moment in unserem Gespräch, an dem ich fast weinte. Ich

schwieg, bis ich wieder sprechen konnte, und dann fragte ich ihn, wie er herkommen wollte, ohne dass unsere Mutter es mitbekam.

Du kennst mich doch, sagte er matt. Ich bin vielleicht ein Spinner, aber ein Spinner mit Fantasie.

Mir hätte klar sein müssen, dass ich niemandem trauen konnte, der als Kind am liebsten *Die drei ???* gelesen hat. Aber ich habe nicht nachgedacht, weil ich mich so darauf freute, ihn zu sehen.

Mittlerweile hatte ich einen Plan. Ich würde meinen Bruder überreden, mit mir wegzulaufen. Ich wollte mit ihm nach Dublin gehen. Auf der Promenade hatte ich ein paar Iren getroffen, die mich mit den Geschichten über ihr Land richtig angeftxt hatten. Ich würde bei U2 im Background singen, und Bono und der Drummer würden sich in mich verlieben, und Oscar würde der dominikanische James Joyce. Ich habe echt geglaubt, dass es so laufen würde, so sehr machte ich mir schon was vor.

Am nächsten Tag ging ich in das Cafe, wie aus dem Ei gepellt, und da saß er, die Tasche neben sich. Oscar, sagte ich und lachte, was bist du fett!

Ich weiß, sagte er beschämt. Ich hab mir Sorgen um dich gemacht.

Wir umarmten uns etwa eine Stunde lang, und dann ftng er an zu weinen. Lola, es tut mir so leid!

Ist schon gut, sagte ich, und dann blickte ich auf und sah meine Mutter und meine tia Rubelka und meinen *tio* ins Cafe kommen.

Oscar!, schrie ich, aber es war zu spät. Meine Mutter hatte mich bereits erwischt. Sie wirkte so dürr und ausgezehrt, beinahe wie eine alte Hexe, aber sie hielt mich gepackt, als wäre ich ihr letzter Cent, und ihre grünen Augen unter der roten

Perücke sprühten vor Wut. Geistesabwesend registrierte ich, dass sie sich extra schick gemacht hatte. Wie typisch. Muchacha del diablo, kreischte sie. Mir gelang es, sie aus dem Café zu zerren, und als sie ausholte, um mich zu schlagen, riss ich mich los. Und rannte. Ich spürte, wie sie hinter mir ins Rudern kam und mit einem dumpfen Knall auf den Bordstein schlug, aber ich sah nicht zurück. Nein, ich rannte weiter. Bei unseren Grundschul-Sportfesten war ich immer die Schnellste in meinem Jahrgang gewesen, ich hatte sämtliche Medaillen gewonnen; die anderen fanden das unfair, weil ich so groß war, aber das war mir egal. Ich hätte sogar die Jungs schlagen können, wenn ich gewollt hätte, also würden mich meine kranke Mutter, mein abgewrackter tío und mein fatter Bruder auf keinen Fall einholen. Ich würde so schnell laufen, wie meine langen Beine mich trugen. Ich würde die Promenade runterlaufen, an Aldos schäbigem Haus vorbei, raus aus Wildwood, raus aus New Jersey. Ich würde nicht stehen bleiben. Ich *würdefliegen*.

So hätte es zumindest ausgehen *sollen*. Aber ich habe mich umgesehen. Ich konnte nicht anders. Klar, ich kenne die Bibel und die Geschichte mit der Salzsäule, aber wenn man die Tochter einer Frau ist, die einen ganz allein und ohne Hilfe von irgendwem großgezogen hat, kann man schlecht aus seiner Haut. Ich wollte nur sehen, ob sich meine Mom auch nicht den Arm gebrochen oder den Schädel aufgeschlagen hatte. Mal ernsthaft, wer will denn schon die eigene Mutter aus Versehen umbringen? Nur deshalb habe ich mich kurz umgesehen. Sie lag lang auf dem Boden, ihre Perücke außer Reichweite, der arme, kahle Kopf entblößt wie etwas allzu Intimes, und sie brüllte wie ein verirrtes Kalb: Hija, hija. Und da war ich nun und wollte meiner Zukunft entgegen-

rennen. Genau in diesem Moment hätte ich dieses Gefühl gebraucht, damit es mich führt, aber es war nirgends in Sicht. Nur ich war da. Am Ende brachte ich's nicht fertig. Sie lag weinend auf dem Boden, kahl wie ein Baby, hatte vielleicht noch einen Monat zu leben, und da stand ich, ihre einzige Tochter. Und ich konnte ganz einfach nicht anders. Also ging ich zurück, und als ich hinablangte, um ihr zu helfen, packte sie mich mit heiden Händen. Da wurde mir klar, dass sie gar nicht geweint hatte. Sie hatte nur so getan! Ihr Lächeln glich dem einer Löwin.

Ya te tengo, sagte sie und sprang triumphierend auf. Te tengo.

Und so landete ich in Santo Domingo. Wahrscheinlich dachte meine Mutter, ich könnte nicht so leicht weglaufen auf einer Insel, auf der ich niemanden kenne, und in gewisser Weise hatte sie recht. Ich bin schon über fünf Monate hier, und mittlerweile versuche ich, das Ganze philosophisch zu betrachten. Am Anfang war ich nicht so, aber irgendwann musste ich es gut sein lassen. Es ist wie bei dem Streit zwischen dem Ei und dem Stein, sagte meine abuela. Keiner gewinnt. Ich gehe sogar zur Schule; nicht, dass es angerechnet würde, wenn ich nach Paterson zurückkehre, aber so bin ich wenigstens beschäftigt, stelle keinen Mist an und bin mit Leuten in meinem Alter zusammen. Du brauchst nicht den ganzen Tag bei uns viejos zu sein, meint Abuela. Zur Schule gehe ich mit gemischten Gefühlen. Immerhin ist mein Spanisch viel besser geworden. Die -- Academy ist eine Privatschule, eine Mächtigen-Eliteschule voll mit Leuten, die mein tio Carlos Moya gerne los hijos de mami y papi nennt. Und dann bin da noch ich. Wenn ihr glaubt, ein Gothic in Paterson hätte es schwer, dann geht mal als domi-

nikanische New Yorkerin in eine dieser Privatschulen in der DR. In eurem ganzen Leben werdet ihr keine größeren Zicken treffen. Die zerreißen sich über mich richtig das Maul. Jede andere würde einen Nervenzusammenbruch bekommen, aber nach Wildwood bin ich nicht mehr so zerbrechlich. Ich lasse das nicht an mich ran. Und die größte Ironie von allen? Ich gehöre zum Lauf team der Schule. Ich mache mit, weil meine Freundin Rosio, eine Stipendiatin aus Los Mina, mir erzählt hat, ich würde schon wegen meiner langen Beine einen Platz im Team bekommen. Das sind echte Siegerbeine, prophezeite sie. Tja, da wusste sie wohl mehr als ich, denn jetzt bin ich die Spitzenläuferin der Schule auf Strecken bis 400 m. Für diese simple Sache ein Talent zu haben, überrascht mich immer wieder. Karen würde glatt umfallen, wenn sie sehen könnte, wie ich hinter der Schule Kurzstrecken laufe, während Coach Cortes uns erst auf Spanisch, dann auf Katalanisch zubrüllt: *Atmen, atmen, atmen!* Ich habe so gut wie kein Fett mehr auf den Rippen, und meine Beinmuskulatur finden alle beeindruckend, sogar ich. Ich kann keine Shorts mehr tragen, ohne einen Verkehrsstau zu verursachen, und als wir uns neulich ausgeschlossen haben, hat sich meine abuela entnervt zu mir umgedreht und gesagt: *Hija*, tritt einfach die Tür ein. Da mussten wir beide lachen.

Während der letzten Monate hat sich vieles verändert, in meinem Kopf und in meinem Herzen. Rosio bringt mich dazu, mich wie eine »echte Dominikanerin« anzuziehen. Sie hat meine Haare in Ordnung gebracht und hilft mir beim Schminken, und manchmal, wenn ich in den Spiegel sehe, weiß ich gar nicht mehr, wer ich bin. Nicht, dass ich unglücklich wäre oder so was. Wenn ich einen Heißluftballon finden würde, der mich direkt zum Haus von U2 bringt,

wüsste ich nicht mal, ob ich ihn nehmen würde. (Mit meinem verräterischen Bruder rede ich allerdings immer noch nicht.) Ehrlich gesagt überlege ich sogar, noch ein Jahr zu bleiben. Abuela will nicht, dass ich überhaupt gehe - ich werde dich vermissen, sagt sie so schlicht, dass es einfach wahr sein muss, und meine Mom meint, ich könnte bleiben, wenn ich will, aber zu Hause wäre ich auch willkommen. Tia Rubelka erzählt, meine Mutter würde sich durchbeißen und hätte wieder zwei Jobs. Sie haben mir ein Bild von der ganzen Familie geschickt, Abuela hat es eingerahmt, und jedes Mal, wenn ich es ansehe, steigen mir Tränen in die Augen. Meine Mutter trägt auf dem Bild ihre Prothesen nicht und sieht so dünn aus, dass ich sie kaum wiedererkenne.

Weißt du, ich würde für dich sterben, hat sie bei unserem letzten Gespräch gesagt. Und bevor ich etwas antworten konnte, hat sie aufgelegt.

Aber davon wollte ich euch gar nicht erzählen, sondern von diesem verrückten Gefühl, mit dem der ganze Mist angefangen hat, das wie bei einer bruja aus meinen Knochen sirt, das mich packt, so wie Blut Watte durchdringt. Von diesem Gefühl, das mir sagt, dass sich alles in meinem Leben ändern wird. Ich spüre es wieder. Vor ein paar Tagen wachte ich aus wirren Träumen auf, und da war es und pulsierte in mir. Ich könnte mir vorstellen, dass es sich so ähnlich anfühlt, ein Kind in sich zu tragen. Zuerst hatte ich Angst; ich dachte, es würde mir sagen, ich solle wieder weglaufen, aber jedes Mal, wenn ich mich im Haus umblickte, oder wenn ich meine abuela ansah, wurde das Gefühl stärker, deshalb wusste ich, dass es diesmal etwas anderes war. Mittlerweile war ich mit einem Jungen zusammen, einem süßen morenito namens Max Sanchez, dem ich in Los Mina begegnet war, als ich Rosio besuchte. Er ist klein, aber sein

Lächeln und seine coolen Klamotten machen so einiges wett. Weil ich aus Nueba Yol komme, erzählt er mir, wie reich er später wird, und ich versuche ihm zu erklären, dass mir so was egal ist, aber er sieht mich dann an, als wäre ich verrückt. Ich werde mir einen weißen Mercedes kaufen, sagt er immer. Tu venis. Aber was ich am meisten mag, und wodurch wir zusammengekommen sind, das ist sein Job. In Santo Domingo teilen sich oft zwei, drei Kinos die gleichen Filmrollen, und wenn das erste Kino mit der ersten Spule durch ist, bekommt Max sie, und dann fährt er wie ein Irrer mit seinem Motorrad zum zweiten Kino und wieder zurück, holt die nächste Spule ab und so weiter. Wenn er aufgehalten wird oder einen Unfall hat, ist die erste Spule zu Ende, ohne dass die zweite da ist, und dann schmeißt das Publikum mit Flaschen. Bis jetzt sei er gesegnet, erzählt er mir und küsst sein Medaillon von San Miguel. Durch mich, prahlt er, wird ein Film zu drei Filmen. Ohne mich wären die Filme nicht komplett. Max stammt nicht aus "la clase alta«, wie meine abuela sagen würde, und wenn die arroganten Ziegen in meiner Schule uns sehen könnten, würden sie tot umfallen, aber ich mag ihn. Er hält mir die Tür auf und nennt mich seine morena; wenn ihn der Mut überkommt, berührt er mich sanft am Arm und zieht dann die Hand zurück.

Jedenfalls dachte ich, bei meinem Gefühl würde es vielleicht um Max gehen, deshalb durfte er mich irgendwann in eins dieser Stundenmotels bringen. Er war so aufgeregt, dass er fast vom Bett fiel, und als Erstes wollte er meinen Hintern sehen. Ich wusste gar nicht, dass mein großer Hintern eine solche Wirkung haben konnte, aber er küsste ihn, vier, fünf Mal, und nannte ihn einen tesoro; von seinem Atem bekam ich eine Gänsehaut. Als wir fertig waren und er sich im Badezimmer wusch, stellte ich mich nackt vor den Spiegel und

betrachtete zum ersten Mal meinen culo. Un tesoro, wiederholte ich. Ein Schatz.

Und?, fragte Rosio in der Schule. Ich nickte einmal kurz, und sie packte mich und lachte, und die ganzen Mädchen, die ich hasste, drehten sich nach uns um, aber was konnten sie schon tun? Wenn das Glück kommt, ist es stärker als alle Zicken von Santo Domingo zusammen.

Aber ich war immer noch verwirrt. Das Gefühl wurde nämlich stärker und stärker, ich konnte nicht schlafen, es ließ mir keine Ruhe. Ich verlor sogar Rennen, was mir vorher nie passiert war.

Bist wohl doch nicht so toll, was, gringa, zischten mir die Mädchen aus den anderen Teams zu, und ich musste es mit gesenktem Kopfhinnehmen. Coach Cortes war so geknickt, dass er sich in seinem Wagen einschloss und kein Wort mehr mit uns sprach.

Die ganze Sache machte mich verrückt, und dann kam ich eines Abends nach Hause, nachdem ich mit Max ausgewesen war. Wir waren am Malecón spazieren gegangen - für alles andere fehlte ihm das Geld - und hatten zugesehen, wie die Fledermäuse über den Palmen herumflatterten und ein altes Schiff in der Ferne verschwand. Leise erzählte er davon, in die USA zu gehen, während ich meine Beine dehnte. Meine abuela erwartete mich am Wohnzimmertisch. Obwohl sie immer noch Schwarz trägt aus Trauer um den Mann, den sie so früh verloren hat, ist sie eine der attraktivsten Frauen, die ich kenne. Wir haben den gleichen gezackten Scheitel, und als ich sie das erste Mal am Flughafen sah, wollte ich es zwar nicht zugeben, aber ich wusste, dass wir uns verstehen würden. Sie stand da, als wäre sie sich selbst das Wertvollste, und als sie mich sah, sagte sie: Hija, ich habe auf dich gewartet, seit du weggegangen bist. Und dann

umarmte und küsste sie mich und sagte: Ich bin deine abuela, aber du kannst mich La Inca nennen.

Als ich an diesem Abend neben ihr stand und ihren Scheitel sah, der wie ein Riss durch ihr Haar ging, spürte ich eine Woge der Zärtlichkeit in mir. Ich legte die Arme um sie, und da merkte ich, dass sie sich Fotos ansah. Alte Fotos, wie ich sie bei mir zu Hause nie gesehen hatte. Fotos von meiner Mutter, als sie noch jung war, und von anderen Leuten. Ich nahm eines in die Hand. Mami stand vor einem chinesischen Restaurant. Selbst mit ihrer Schürze sah sie kraftvoll aus, wie eine Frau, die es zu etwas bringen würde.

Sie war sehr guapa, sagte ich beiläufig.

Abuela schnaubte. Guapa soy yo. Deine Mutter war eine diosa. Aber so cabeza dura. Als sie so alt war wie du, haben wir uns ständig gestritten.

Das wusste ich gar nicht, sagte ich.

Sie war cabeza dura und ich war ... exigente. Aber dann ist alles gut geworden, seufzte sie. Wir haben dich und deinen Bruder, und das ist mehr, als wir hätten hoffen dürfen, nach dem, was passiert ist. Sie zog ein Bild hervor. Das ist der Vater deiner Mutter, sagte sie und reichte mir das Foto. Er war mein Cousin, und -

Sie wollte noch etwas sagen, brach aber ab.

Und in dem Moment traf es mich wie ein Hurrikan. Das *Gefühl*. Ich richtete mich kerzengerade auf, so wie meine Mutter es immer wollte. Meine abuela saß verloren da und versuchte, die richtigen Worte zusammenzuflicken, und ich konnte mich weder rühren noch atmen. Ich fühlte mich wie während der letzten Sekunden eines Rennens, wenn ich sicher war, dass ich gleich explodieren würde. Sie war kurz davor, etwas zu sagen, und ich wartete darauf, was auch immer es war. Ich wartete darauf, dass ich anfang.

Drei

Das dreifach gebrochene Herz der
Belicia Cabral 1955-1962

SEHT, DIE PRINZESSIN

Bevor die amerikanische Geschichte anfang, bevor Paterson sich wie ein Traum vor Oscar und Lola ausbreitete, bevor auch nur die Posaunen von der Insel unserer Vertreibung erschollen waren, davor gab es ihre Mutter, Hypatia Belicia Cabral:

ein Mädchen, so groß, dass einem die Beinknochen schmerzten, wenn man es nur sah

so dunkel, als habe die Schöpferin geblinzelt, als sie es erschuf

ein Mädchen, das ein für Jersey typisches Leiden entwickeln sollte, genau wie später seine Tochter - das unstillbare Verlangen nach anderen Orten.

UNTEN IM MEER

Damals lebte sie in Bani. Nicht im hektischen Bani von heute, das von einer endlosen Schar junger Dominikaner unterstützt wird, die sich weite Teile von Boston, Providence und New Hampshire zu eigen gemacht haben. Es war das bezaubernde Bani einer vergangenen Zeit, angesehen und wunderschön. Eine Stadt, die dafür berühmt war, sich gegen alles Schwarze zu sträuben, und ausgerechnet hier lebte die

schwärzeste Figur unserer Geschichte. An einer der Hauptstraßen nahe dem großen Platz im Zentrum. In einem Haus, das nicht mehr steht. Hier führte Beli mit ihrer Mutter- Tante ein nicht unbedingt zufriedenes, aber relativ ruhiges Leben. Ab 1951 betrieben »hija« und »madre« ihre berühmte Bäckerei in der Nähe der Plaza Central und hielten ihr sonnengebleichtes, stickiges Haus tiptopp in Schuss. (Vor 1951 hatte unser Waisenkind bei einer anderen Pflegefamilie gelebt, bei abscheulichen Menschen, wenn man den Gerüchten glauben darf-eine düstere Zeit ihres Lebens, die weder sie noch ihre madre jemals erwähnten. Ihre ganz eigene p3.gina en blanco.)

Aber dies waren goldene Zeiten. La Inca erzählte Beli oft von der glanzvollen Geschichte ihrer Familie, während sie mit bloßen Händen Teig schlugen und kneteten (Dein Vater! Deine Mutter! Deine Schwestern! Euer Haus!). Manchmal waren die einzigen Laute auch die Stimmen aus Carlos Moyas Radio und das Geräusch von Butter, die aufBelis geschundenen Rücken aufgetragen wurde. Tage voller Mangos, Tage voller Brot. Es gibt nur wenige Fotos aus dieser Zeit, aber man kann sich die heiden leicht vorstellen, wie sie nebeneinander vor ihrem makellosen Haus in Los Pescadores stehen. Ohne sich zu berühren, denn das war nicht ihre Art. La grande von so eherner Ehrbarkeit, dass nur ein LötKolben ihr hätte beikommen können, und la pequena voller Abwehr, als wäre sie Minas Tirith und es bräuchte ganz Mordor, um sie einzunehmen. Sie führten das Leben der guten Menschen des Sur. Zweimal die Woche ging es in die Kirche und am Freitag zu einem Spaziergang in Banis Parque Central, wo es in der guten alten Zeit Trujillos noch keine Kinderbanden gab, sondern wunderbare Kapellen spielten. Sie teilten sich ein durchgelegenes Bett, und morgens,

wenn La Inca blind nach ihren Chancen angelte, glitt Beli zitternd vor das Haus, und während La Inca sich Kaffee kochte, lehnte Beli sich an den Zaun und starrte. Worauf? Die Nachbarn? Den aufgewirbelten Staub? Die Welt?

Hija, rief La Inca dann. Hija, komm her!

Vier, fünfmal, bis La Inca sie schließlich holen kam, und erst dann ging Beli mit.

Warum schreist du denn?, fragte Beli genervt.

La Inca schob sie ins Haus: Hör sich einer dieses Mädchen an! Denkt, sie wäre schon ein ganzer Mensch.

Beli: Ganz klar eine dieser Oya-Seelen, immer auf dem Sprung, allergisch gegen *tranquilidad*. Fast jedes andere Mädchen der Dritten Welt hätte *Dios Santísimo* für das gesegnete Leben gedankt, das sie führte: Immerhin hatte sie eine madre, die sie nicht schlug, die sie (aus Schuldgefühlen oder Neigung) nach Strich und Faden verwöhnte, ihr schicke Kleider kaufte und die Arbeit in der Bäckerei bezahlte, mit einem Taschengeld zwar, aber das war immer noch mehr, als neunundneunzig Prozent der anderen Kinder in der gleichen Lage verdienten, nämlich *nada*. Unsere Kleine hatte alles, was sie brauchte, und doch sagte ihr Herz ihr etwas anderes. Beli waren die Gründe selbst nicht recht klar, aber sie konnte es zu der Zeit, von der wir erzählen, nicht länger ertragen, in der Bäckerei zu arbeiten oder die »Tochter« einer der »ehrbaren Frauen in Bani« zu sein. Sie ertrug es nicht länger, Punkt. Alles an ihrem Leben störte sie; sie wollte von ganzem Herzen etwas *anderes*. Wann sich diese Unzufriedenheit in ihr Herz geschlichen hatte, wusste sie nicht mehr; später erzählte sie ihrer Tochter, sie hätte sie ihr ganzes Leben lang gespürt, aber wer weiß schon, ob das stimmt? Auch war nie ganz klar, was sie sich eigentlich ersehnte: Ein wunderbares Leben? Ja. Einen gutaussehenden und wohlhabenden Ehe-

mann? Ja. Hübsche Kinder? Sicher. Den Körper einer Frau? Zweifellos. Wenn ich es in Worte fassen müsste, würde ich sagen, ihr größter Wunsch war der gleiche, wie während ihrer ganzen verlorenen Kindheit: Flucht. Flucht *wovor* ließ sich leicht aufzählen: der Bäckerei, ihrer Schule, dem scheißlahmen Bani, davor, sich das Bett mit ihrer madre teilen zu müssen, sich nicht die Kleider kaufen zu können, die sie wollte, bis zu ihrem fünfzehnten Geburtstag warten zu müssen, bis sie sich die Haare glätten lassen durfte, Flucht vor den unmöglichen Erwartungen La Incas, vor der Tatsache, dass ihre Eltern gestorben waren, als sie gerade mal ein Jahr alt war, vor den Gerüchten, dass Trujillo dahintersteckte, vor ihren ersten Lebensjahren, die sie als Waise verbracht hatte, vor den schrecklichen Narben aus dieser Zeit und ihrer eigenen, verhassten schwarzen Haut. Aber *wohin* diese Flucht gehen sollte, das wusste sie nicht. Ich glaube, es hätte auch nichts geändert, wenn sie eine Prinzessin samt Schloss gewesen wäre, oder wenn das frühere Anwesen ihrer Eltern, die prächtige Casa Hatuey, nach der Vernichtung durch Trujillos Omegastrahlen wundersamerweise wiederauferstanden wäre. Sie hätte trotzdem bloß weggewollt.

Jeden Morgen der gleiche Trott: Hypatia Belicia Cabral, venaca!

Komm du doch aca, murmelte Beli leise. Komm du.

Beli verspürte die gleichen wirren Sehnsüchte wie beinahe alle jugendlichen Eskapisten einer ganzen Generation, aber ich frage euch: Wen zum Teufel kümmerte das? Keiner noch so intensives Wunschdenken konnte etwas an der harschen Realität ändern, dass sie ein junges Mädchen war, das in der Dominikanischen Republik des Rafael Leonidas Trujillo Molina lebte, des diktatorischsten Diktators, seit es Diktatoren gab. Dieses Land und diese Gesellschaft waren

nahezu ausbruchsicher konzipiert. Das Alcatraz der Antillen. Durch den Plätano- Vorhang wäre nicht einmal Houdini entkommen. Gute Gelegenheiten waren so rar wie Taino, und noch rarer für jähzornige, dunkelhäutige flacas mit bescheidenen finanziellen Mitteln. (Wenn ihr ihre Rastlosigkeit in einen größeren Kontext stellen wollt: Sie drohte zu ersticken, und sie teilte diese Atemnot mit einer ganzen Generation junger Dominikaner. Dafür hatten über zwanzig Jahre Trujillato gesorgt. Ihre Generation sollte später einmal die Revolution ausrufen, aber noch lief sie blau an, weil man ihr die Luft abschnürte. Diese Generation erwachte zum Leben inmitten einer schlafenden Gesellschaft. Und obwohl der Konsens herrschte, Veränderungen seien unmöglich, sehnte sich diese Generation nach nichts so sehr wie nach Veränderungen. Gegen Ende ihres Lebens, als der Krebs sie schon auffraß, erzählte Beli, wie gefangen sie sich damals alle fühlten. Ein Leben wie tief unten im Meer, sagte sie. Stockfinster, und ein ganzer Ozean, der dich erdrückt. Aber die meisten hatten sich so daran gewöhnt, dass es ihnen normal vorkam, sie vergaßen sogar, dass es über ihnen noch eine andere Welt gab.)

Aber was konnte Beli schon tun? Sie war nur ein verdammtes Mädchen; sie besaß weder Macht noch Schönheit (noch nicht), weder Talent noch Familie, nichts, was ihr zu etwas anderem hätte verhelfen können, nur La Inca, und La Inca würde unserer Kleinen bei keiner Flucht helfen, nirgendwohin. Im Gegenteil, mon frere, La Inca mit ihren steifen Röcken und dem gebieterischen Gehabe hatte nur ein einziges Ziel: dass Belicia Wurzeln schlagen möge im Kleinstadtboden von Bant und der unausweichlichen, glorreich-gülden Vergangenheit ihrer Familie. Der Familie, die Beli nie kennengelernt und die sie früh verloren hatte.

(Vergiss nicht, dein Vater war Arzt, *Arzt*, und deine Mutter war Krankenschwester, *Krankenschwester*.) La Inca' sah in Beli die allerletzte Hoffnung ihrer dahingerafften Familie und erwartete von ihr eine historische Rettungsaktion, aber was wusste Beli schon von ihrer Familie außer den Geschichten, die ihr bis zum Abwinken erzählt wurden? Und was kümmerten sie die eigentlich? Sie war keine maldita ciguapa, deren Füße rückwärts in die Vergangenheit wiesen. Ihre Füße zeigten nach vorn, daran erinnerte sie La Inca immer wieder. Sie zeigten in die Zukunft.

Dein Vater war Arzt, wiederholte La Inca ungerührt. Deine Mutter war Krankenschwester. Ihnen gehörte das größte Haus in La Vega.

Beli hörte nicht hin, aber nachts, wenn der Alize ins Haus wehte, stöhnte unsere Kleine im Schlaf.

LA CHICA DE MI ESCUELA

Als Be1i dreizehn war, verschaffte La Inca ihr ein Stipendium an der EI Redentor, einer der besten Schulen von Bani. Theoretisch ein guter Schachzug. Denn ob Waise oder nicht, Beli blieb die dritte und letzte Tochter einer der vornehmsten Familien Cibaos, und eine gute Ausbildung stand ihr nicht einfach nur zu, sie war ihr Geburtsrecht. La Inca hoffte außerdem, Be1is Rastlosigkeit dadurch ein wenig von ihrem Feuer zu nehmen. Eine neue Schule mit den Besten des Tals, dachte sie, was könnte die nicht heilen? Doch Beli war zwar vortrefflicher Abstammung, aber sie war nicht in der Oberschicht aufgewachsen. Sie hatte keinerlei Erziehung genossen, bevor es La Inca - der Lieblingscousine ihres Vaters - schließlich gelungen war, sie aufzuspüren (oder

vielmehr zu retten) und aus der Finsternis dieser Zeit in das Licht von Bani zu bringen. Während der vergangenen sieben Jahre hatte die kultivierte, korrekte La Inca einen großen Teil des Schadens wiedergutmachen können, den das Leben am Rande Azuas verursacht hatte, aber dem Mädchen fehlte es immer noch ordentlich an Schlichtheit. Die geballte Arroganz der Oberschicht besaß sie schon, aber auch das lose Mundwerk des nächstbesten Colmado-Königs. Sie faltete jeden zusammen, egal worum es ging. (Schuld war ihre Zeit am Rande Azuas.) Ihren dunkelhäutigen Bauernhintern in eine schneie Schule zu stecken, die vor allem die weißen Kinder der Ober-Iadronazos des Regimes besuchten, war dann doch keine so gute Idee. Auch wenn ihr Vater ein brillanter Arzt gewesen war - Beli fiel auf an der EI Redentor. In solch einer Situation hätten andere Mädchen ihre persona entsprechend umgepolt und sich angepasst, sie hätten sich bedeckt gehalten und die zehntausendundeine Spitze von Schülern und Lehrern einfach ignoriert und dadurch überlebt. Nicht so Beli. Sie gab es niemals zu (nicht einmal sich selbst gegenüber), aber sie fügte sich an der EI Redentor vollkommen schutzlos. All diese blassen Augen, die wie Heuschrecken über ihre dunkle Hülle herfielen - mit dieser Verwundbarkeit konnte sie nicht umgehen. Also tat sie, was sie auch früher immer gerettet hatte. War abwehrend und aggressiv und flippte immer gleich aus. Übt man leise Kritik an ihren Schuhen, warf sie einem an den Kopf, man würde schielen und tanzen wie eine Ziege mit einem Stein im Arsch. Autsch. Man machte nur Spaß, und unsere Kleine stürzte sich auf einen mit Gebrüll.

Sagen wir einfach, Beli konnte gegen Ende des zweiten ~artals den Flur entlanggehen und sicher sein, dass niemand einen Witz über sie riss. Leider bedeutete das auch:

sie war vollkommen allein. (Anders als in der *Zeit der Schmetterlinge* gab es hier keine freundliche Mirabal-Schwester⁷, die in die Bresche gesprungen wäre und sich mit der armen Stipendiatin angefreundet hätte. Keine Minerva in Sicht, alle mieden sie.) Trotz der enormen Erwartungen, die Beli in den ersten Tagen hegte, nämlich Klassenbeste zu werden und Königin des Abschlussballs an der Seite des hübschen Jack Pujols, fand sie sich bald jenseits der knöchernen Barriere des Makroversums wieder, ins Exil verbannt durch das Ritual von Chüd. Sie schaffte es nicht einmal in die bedauernswerteste aller Kleingruppen - die der Super- Verlierer, auf denen sogar die Verlierer rumhackten. Sie war jenseits von allem, im Reich der Sycorax. Mit ihr gehörten zu den Ultra-Dalit: der Junge in der Eisernen Lunge, der jeden Morgen von seinen Dienern in die Ecke des Klassenzimmers gefahren wurde und der ständig zu lächeln schien, dieser Idiot, und die Chinesin, deren Vater die größte pulperia des Landes besaß und die zweifelhafte Ehre hatte, Trujillos Chino genannt zu werden. In ihren zwei Jahren an der EI Redentor brachte Wei es nie weiter als bis zu ein paar Brocken Spanisch, aber trotz dieser offensichtlichen Hürde trat sie brav jeden Morgen zum Unterricht an. Am Anfang traktierten die anderen Schüler sie mit dem üblichen antiassiati-

⁷ Die Schwestern Mirabal waren die großen Märtyrerinnen der Epoche. Patria Mercedes, Minerva Argentina und Antonia Maria waren drei wunderhübsche Schwestern aus Salcedo, die sich Trujillo widersetzen und dafür umgebracht wurden. (Das ist einer der Hauptgründe, warum den Frauen aus Salcedo nachgesagt wird, unglaublich tough zu sein; die lassen sich nichts gefallen, nicht einmal von einem Trujillo.) Ihre Ermordung und den anschließenden öffentlichen Aufschrei halten viele für den offiziellen Anfang vom Ende des Trujillato, den "Wendepunkt«, an dem die Menschen endlich fanden, dass es reichte.

schen Mist. Rissen Witze über ihre Haare (Sind die fettig!), ihre Augen (Kannst du überhaupt was sehen?), über Essstäbchen (Hier haste ein paar Zweige!) und über ihre Sprache (mit Variationen auf Fing-fang-fung). Vor allem die Jungs zogen sich gern das Gesicht nach hinten, um Grimassen mit Hasenzähnen und Schlitzaugen zu schneiden. Köstlich. Ha, ha. Witz lass nach.

Aber als der Reiz des Neuen verflogen war (Wei reagierte nie), verstießen die anderen Schüler das Mädchen in die Phantomzone, und sogar die *China, China, China-Rufe* verstummten irgendwann.

Das war das Mädchen, neben dem Beli während der ersten beiden Highschooljahre saß. Aber selbst Wei hatte ein paar warme Worte für Beli auf Lager.

Du schwarz, sagte sie und tatschte auf Belis dünnem Unterarm herum. *Schwarz-schwarz*.

Beli gab ihr Bestes, aber das natürliche Uran dieser Zeit ließ sich nicht zu bombenfähigem Plutonium anreichern. Während ihrer verlorenen Jahre hatte sie keinerlei Bildung genossen, und diese Lücke hatte ihren neuronalen Verknüpfungen so zugesetzt, dass sie sich nie richtig auf ein Thema konzentrieren konnte. Nur Sturheit und die Erwartungen La Incas hielten Belicia auf Kurs, obwohl sie entsetzlich einsam war und noch schlechtere Noten bekam als Wei. (Man sollte meinen, dass du besser abschneidest als eine Chinesin, beschwerte sich La Inca.) Während sich die anderen Schüler mit Feuereifer über ihre Klausuren beugten, starrte Beli auf den Hurrikan von einem Wirbel in Jack Pujols' kurzgeschnittenem Haar.

Seflorita Cabral, sind Sie fertig?

Nein, maestra. Und dann zwang sie sich zurück an ihre Aufgaben, als würde sie widerwillig in Wasser eintauchen.

Niemand aus ihrem barrio hätte sich vorstellen können, wie sehr sie die Schule hasste. La Inca jedenfalls hatte keinen Schimmer. Das Colegio EI Redentor befand sich etwa eine Million Meilen von dem bescheidenen Arbeiterviertel entfernt, in dem Beli und La Inca wohnten. Und Beli tat, was sie nur konnte, um ihre Schwe als Paradies darzustellen, in dem sie mit den anderen Unsterblichen vier Jahre bis zur abschließenden Apotheose umhertollte. Sie entwickelte sogar noch mehr Allüren: Während La Inca früher ihre Grammatik verbessert und ihr den Slang ausgetrieben hatte, besaß sie jetzt die beste Aussprache und Ausdrucksweise in ganz Süd-Banf. (Sie redet schon langsam wie Cervantes, gab La Inca den Nachbarn gegenüber an. Ich habe doch gesagt, die Schule ist den Aufwand wert.) Beli hatte nicht viele Freundinnen, nur Dorca, deren Mutter nur La Inca putzte, Dorca, die kein einziges Paar Schuhe besaß und den Boden anbetete, auf dem Beli ging. Für Dorca legte Beli eine Show hin, die alles andere in den Schatten stellte. Sie trug ihre Uniform den ganzen Tag lang, bis La Inca sie schließlich zwang, sie auszuziehen (Glaubst du etwa, die war umsonst?), und erzählte pausenlos von ihren Klassenkameraden, die sie allesamt als engste Freundinnen und Vertraute schilderte; sogar die Mädchen, die es sich zur Aufgabe gesetzt hatten, sie zu schneiden und von allem auszuschließen, vier an der Zahl, nennen wir sie das Squadron Supreme, erstrahlten in Belicias Erzählungen als wohlwollende, ältere Schutzheilige, die immer mal wieder bei ihr vorbeisahen und ihr wertvolle Ratschläge zur Schwe und zum Leben gaben. Wie sich herausstellte, war das Squadron sehr eifersüchtig auf ihre Beziehung mit Jack Pujols (der, wie sie Dorca erinnerte, ihr Freund war), und so wurde unweigerlich die eine oder andere Angehörige des Squadron schwach und legte es darauf an,

ihr den novio auszuspannen, aber dieser wies sie für ihre hinterhältigen Avancen natürlich immer zurecht. Ich bin regelrecht angewidert, sagte Jack dann und stieß das Flittchen weg. Vor allem, wenn man bedenkt, wie gut Belicia Cabral, die Tochter des weltberühmten Chirurgen, immer zu dir war. In jeder Variante der Geschichte zeigte Beli dem Mädchen, das sie gekränkt hatte, so lange die kalte Schulter, bis es sich ihr zu Füßen warf und sie um Vergebung anflehte, die Beli ihm nach reiflicher Überlegung immer gewährte. Sie können nichts dafür, dass sie schwach sind, erklärte sie Dorca. Oder dass Jack so guapo ist. Was für eine Welt sie sich erspinn! Beli erzählte von Partys und Pools und Polospielen, von Soupers, bei denen sich blutige Steaks auf den Tellern türmten und Weintrauben so alltäglich wie Mandarinen waren. Dabei erzählte sie, ohne es zu wissen, von dem Leben, das sie nie kennengelernt hatte: dem Leben in der Casa Hatuey. Ihre Beschreibungen waren so erstaunlich, dass Dorca oft sagte: Ich würde so gerne mal mit dir zur Schule gehen.

Woraufhin Beli schnaubte. Du bist wohl verrückt! Dafür bist du zu dumm!

Dann senkte Dorca den Kopf. Starrte auf ihre breiten Füße, ganz staubig in ihren chanc1etas.

La Inca redete von Beli schon als Ärztin (Du wärst nicht die erste, aber die beste!), und stellte sich ihre hija vor, wie sie ein Reagenzglas gegen das Licht hielt, aber Beli verbrachte ihre Schultage meist damit, von den Jungs um sie herum zu träumen (sie starrte sie allerdings nicht mehr offen an, seit eine ihrer Lehrerinnen La Inca einen Brief geschrieben und La Inca sie ausgeschimpft hatte: Was glaubst du denn, wo du da bist? In einem Bordell? Das ist die beste Schule in Ban!, muchacha, und du ruinierst dir den Ruf!). Wenn sie nicht von den Jungs träumte, dann von dem Haus, das sie sicher

einmal besitzen würde und das sie in Gedanken Zimmer um Zimmer um Zimmer einrichtete. Ihre madre wollte, dass sie die Casa Hatuey wiederauferstehen ließ, ein Haus mit Geschichte, aber Belis Haus war neu und frisch, es hatte keine Vergangenheit. **In** ihrem liebsten Tagtraum war sie Maria Montez, und ein eleganter Europäer vom Schlage eines Jean-Pierre Aumont (der zufälligerweise genauso aussah wie Jack Pujols) entdeckte sie eines Tages in der Bäckerei, verliebte sich Hals über Kopf in sie und entführte sie auf sein chateau in Frankreich.⁸

(Hör auf zu träumen, Mädchen! Nicht, dass das pan de agua verbrennt!)

Sie war nicht die Einzige mit solchen Träumen., Diese jirigonza lag in der Luft, dieser Dreamshit wurde den Mädchen Tag und Nacht eingetrichtert. Ein Wunder, dass Beli

⁸ Maria Montez, die berühmte dominikanische Schauspielerin, ging in die USA und drehte zwischen 1940 und 1951 über fünfundzwanzig Filme, darunter *Arabische Nächte*, *Ali Baba und die vierzig Räuber*, *Schlagenpriersterin* und meinen persönlichen Lieblingsfilm *Die Herrin von Atlantis*. Fans und Filmhistoriker krönten sie zur „Königin des Technicolor«. Geboren am 6. Juni 1912 als Maria Africa Gracia Vidal in Barahona, borgte sie sich ihren Künstlernamen von der berühmten Kurtisane Lola Montez aus dem 19. Jahrhundert (ihrerseits dafür berühmt, unter anderem den Halb-Haitianer Alexandre Dumas gevögelt zu haben). Maria Montez war die erste J. Lo (oder welche scharfe caribeia bei euch gerade der größte Hammer ist), der erste richtige internationale Star der DR. Später heiratete sie einen Franzosen (verzeih, Anacaona) und ging nach dem Zweiten Weltkrieg nach Paris. Mit neununddreißig erkrankte sie allein in ihrer Badewanne. Kein Anzeichen eines Kampfes, kein Hinweis auf ein Verbrechen. Sie ließ sich für das Trujillato ab und zu auf ein paar Fotos blicken, aber das war nichts Ernstes. Es sollte erwähnt werden, dass Maria sich in Frankreich als ziemlicher Nerd entpuppte. Sie schrieb drei Bücher. Zwei wurden veröffentlicht. Das dritte Manuskript verschwand nach ihrem Tod.

überhaupt noch an etwas anderes denken konnte, bei den ganzen boleros, canciones und versos, die ihr als Ohrwürmer im Kopfhirnschwirren, und den ständig aufgeschlagenen Klatschseiten des *Listfn Diario* vor sich. Beli glaubte mit dreizehn an die Liebe, wie eine siebzijährige Witwe, die von Familie, Ehemann, Kindern und dem Glück im Stich gelassen wurde, an Gott glaubt. Beli war, wenn das überhaupt ging, *noch* empfänglicher für die Casanova-Welle als viele ihrer Altersgenossinnen. Unsere Kleine war vollkommen verrückt nach Jungs. (Und in einem Land wie Santo Domingo als verrückt nach Jungs zu gelten, ist eine bemerkenswerte Leistung; es bedeutet, dass man einen Grad an Entflammtheit aushalten kann, der die durchschnittliche Nordamericana zu einem Häufchen Asche verbrennen würde.) Beli starrte die jugendlichen Helden im Bus an, küsste heimlich das Brot der buenmosos, die in die Bäckerei kamen, und sang ständig diese wunderbaren kubanischen Liebeslieder.

(Gott sei dir gnädig, grummelte La Inca, wenn du glaubst, Jungs wären für irgendwas die Lösung.)

Und doch lief es selbst mit den Jungs lange nicht optimal. Hätte unsere Beli sich für die Nigger in ihrem barrio interessiert, hätte es keine Probleme gegeben; die Kerle wären ihren romantischen Neigungen gern entgegengekommen und hätten sie mir nichts, dir nichts flachgelegt. Aber La Incas Hoffnung, dass sich die erlesene Atmosphäre am Colegio El Redentor heilsam auf den Charakter des Mädchens auswirken würde (wie ein Dutzend Mal Prügel mit einem nassen Riemen oder drei Monate in einer ungeheizten Klosterschule), hatte wenigstens in einer Hinsicht Früchte getragen: die dreizehnjährige Beli hatte nur Augen für die] ack Pujols dieser Welt. Und wie in solchen Situationen üblich, stieß ihr

Interesse bei den Söhnen der Oberschicht, die sie so begehrte, auf wenig Gegenliebe - Beli hatte einfach in keiner Hinsicht genug zu bieten, um diese Rubirosa- Verschnitte aus ihren Träumereien über reiche Mädchen zu reißen.

Was für ein Leben! Die Tage drehten sich um ihre eigene Achse, jeder langsamer als ein ganzes Jahr. Sie ertrug die Schule, die Bäckerei und La Incas erdrückende Fürsorge mit zusammengebissenen Zähnen. Sie hielt gierig Ausschau nach Besuchern von weit her, begrüßte den leisesten Windhauch mit weit geöffneten Armen, und nachts rang sie mit dem Ozean, der sie erdrückte, wie Jakob mit dem Engel.

KIMOTA!

Und dann?

Dann kam ein Junge.

Ihr erster.

NUMERO UNO

Jack Pujols, natürlich: Der hübscheste (sprich: weißeste) Junge der Schule, ein überheblicher, schlanker Melnibone mit rein europäischen Vorfahren, dessen Wangen von einem großen Künstler gemeißelt schienen, dessen makellose Haut keine Narben, Pickel, Flecken oder Haare störten und dessen kleine Brustwarzen den perfekten pinkfarbenen Ovalen einer aufgeschnittenen salchicha glichen. Sein Vater diente als Oberst in Trujillos geliebter Luftwaffe und war eine große Nummer in Bani (während der Revolution spielte er eine wichtige Rolle bei der Bombardierung der Hauptstadt, bei der so viele hilflose Zivilisten getötet wurden, auch mein ar-

mer Onkel Venicio), während seine Mutter, eine ehemalige Schönheitskönigin mit den Maßen einer Venezue1anerin, in der Kirchenarbeit aktiv war, Kardinälen die Ringe küsste und Waisen unterstützte. Jack, der Stammhalter, der privilegierte Spross, Hijo Bello, der Gesalbte, wurde von sämtlichen weiblichen Verwandten verehrt, und dieser endlose Monsunregen an Lobpreisung und Nachsicht hatte in ihm den Bambus seiner Ansprüche in die Höhe schießen lassen. Er stolzierte umher, als wäre er doppelt so groß, und hieb seine unerträgliche, großmäulige Arroganz wie Metallsporen in die Menschen. Später sollte er sich auf die Seite des Dämons Balaguer⁹ schlagen und als Belohnung den Posten

⁹ Balaguer spielt in unserer Geschichte zwar keine wesentliche Rolle, daRir aber in der dominikanisehen, deshalb müssen wir ihn erwähnen, obwohl ich ihm lieber ins Gesicht pissen würde. Die Alten sagen: Alles, was zum ersten Mal ausgesprochen wird, ruft einen Dämon herbei, und als im zwanzigsten Jahrhundert zum ersten Mal Scharen von Dominikanern das Wort Freiheit aussprachen, hieß der Dämon, den sie riefen, Balaguer. (Auch bekannt als Dieb der Wahlen - si~he die Wahlen 1966 in der DR - und als Homunkulus.) Zu Zeiten des Trujillato war Balaguer nicht mehr als einer von EIJefes recht brauchbaren Ringgeistern. Es war viel die Rede von seiner Intelligenz (den Verhinderten Viehdieb hat er auf jeden Fall beeindruckt) und seinem asketischen Leben (wenn *er* junge Mädchen vergewaltigte, hielt er es schön geheim). Nach Trujillos Tod war er derjenige, der das Projekt Domo übernahm. Er regierte das Land von 1960 bis 1962, von 1966 bis 1978 und noch einmal von 1986 bis 1996 (da war er schon blind wie ein Maulwurf, eine lebende Mumie). Während seiner zweiten Regierungsphase, im Land als die Zwölf Jahre bekannt, entfesselte er eine Welle der Gewalt gegen die dominikanische Linke, bei der Todeschwadronen Hunderte ermordeten und Tausende aus dem Land verjagten. Er war es, der lostrat, was wir Diaspora nennen. Das »Genie« unseres Landes war negrophob, Verfechter des Genozids, Wahlbetrüger und Killer. Er ließ Menschen töten, die besser schreiben konnten als er, und befahl den Tod des Journalisten Orlando Martinez. In seinen Memoiren behauptete er später, er wisse, wer die Untat begangen

des Botschafters in Panama erhalten, aber noch war er der Apoll der Schule, ihr Mithra. Die Lehrer, das Personal, die Mädchen, die Jungen, alle streuten ihm die Blüten ihrer Verehrung vor die anmutig gewölbten Füße: Er bewies ohne Zweifel, dass Gott - der große, allmächtige Gott! Zentrum und Grenze jeglicher Demokratie! - nicht alle seine Kinder im gleichen Maße liebte.

Und wie begegnete Beli diesem Wahnsinnsobjekt der Begierde? Auf eine Art, die zu ihrer eigensinnigen Direktheit passte: Sie marschierte, die Bücher an die knospende Brust gedrückt, den Flur entlang, starrte auf ihre Füße, und ganz so, als würde sie ihn nicht sehen, krachte sie mit Schwung in die geheiligte Gestalt.

Caramb-, stieß er hervor und drehte sich um. Als er sah, dass es sich um ein Mädchen handelte, um Belicia, und sie sich gerade bückte, um ihre Bücher wieder aufzuheben, beugte auch er sich hinunter (er war immerhin ein cabalero), seine Wut verrauchte und ließ ihn verwirrt und gereizt zurück. Caramba, Cabral, was ist los, bist du blind? Pass gefälligst auf, wo du hinläufst.

Eine einzige Sorgenfalte teilte seine hohe Stirn (sein »Scheitel« wurde sie später genannt), und seine Augen waren vom tiefsten Himmelblau. Augen von Atlantis. (Einmal hatte Beli gehört, wie er einer seiner vielen Verehrerinnen gegenüber geprahlt hatte: Ach, die ... Die habe ich von meiner deutschen abuela geerbt.)

habe (er selbst natürlich nicht), und fügte eine leere Seite, eine pagina en blanco, ein, auf die nach seinem Tod die Wahrheit geschrieben werden sollte. (Sagt euch das Wort Straffreiheit etwas?) Balaguer starb 2002. Die pagina ist immer noch blanca. In Vargas Llosas *Das Fest des Ziegenbocks* taucht er als sympathische Figur auf. Wie die meisten Homunkuli heiratete er nie und hinterließ keine Kinder.

Komm schon, Cabral, was ist los mit dir?

Das war deine Schuld!, schimpfte sie und meinte es in mehrfacher Hinsicht.

Einer seiner Vasallen witzelte: Vielleicht könnte sie besser sehen, wenn es dunkel wäre.

Das hätte es genauso gut sein können. Im Grunde war sie für ihn unsichtbar.

Und wäre auch unsichtbar geblieben, wenn sie nicht im Sommer ihres zweiten Highschooljahrs den biochemischen Jackpot geknackt hätte, wenn dieser Sommer nicht ganz im Zeichen ihrer sekundären Geschlechtsmerkmale gestanden und sie sich nicht vollkommen verwandelt hätte. (*Furchtbare Schönheit entstand.*) War Beli früher umhergestakst wie ein Ibis, auf eine recht gewöhnliche Art hübsch, so hatte sie sich bis zum Ende des Sommers in eine mujer6n total verwandelt und einen Körper entwickelt, der sie in ganz Bani berühmt machte. Die Gene ihrer toten Eltern gekreuzt mit so einer Roman-Polanski-Nummer; wie die ältere Schwester, die sie nie kennengelernt hatte, wurde sie beinahe über Nacht zu einer minderjährigen Traumfrau, und hätte Trujillo nicht in seinen letzten Erektionen gelegen, wäre er wahrscheinlich hinter ihr her gewesen wie, den Gerüchten zufolge, hinter ihrer armen toten Schwester. Um das mal festzuhalten: In diesem Sommer entwickelte unsere Kleine einen derart irren cuerpazo, wie ihn eigentlich nur ein Pornograph oder ein Comiczeichner ruhigen Gewissens erschaffen könnte. Jedes Viertel besitzt eine tetlia, aber Beli hätte sie alle in den Schatten gestellt, sie war die Tetlia Suprema: Ihre tetas waren von solch unfassbar titanischen Ausmaßen, dass mitfühlende Seelen ihre Trägerin bedauerten und jeder heterosexuelle Mann in ihrer Nähe sein armseliges Leben neu überdachte. Sie hatte Brüste wie Luba (80F). Und was war

mit dem ultrascharfen culo, der den Niggern die Worte von den Lippen und Fenster glatt aus ihren verdammten Rahmen riss? Ein culo que jalaba mas que una junta de buey. Dios mio! Selbst euer demütiger Beobachter kann beim Anblick ihrer alten Bilder kaum glauben, wie unglaublich heiß sie war.¹⁰

Ande el diablo!, rief La Inca. Hija, was in aller Welt isst du bloß?

Wäre Beli ein normales Mädchen gewesen, dann hätte ihr neuer Status als auffälligste terua des Viertels sie vielleicht schüchtern oder sogar scheißdepressiv gemacht. Genau das waren auch ihre ersten Reaktionen, neben dem Gefühl, das einem in der Pubertät eimerweise frei Haus geliefert wird: *Scham. Sharam. Vergüenza*. Sie wollte sich nicht länger mit La Inca das Bad teilen, was ihre morgendliche Routine stark veränderte. Na ja, wahrscheinlich bist du alt genug, um dich allein zu waschen, sagte La Inca leichthin. Aber man konnte sehen, dass es sie traf. In der traulichen Dunkelheit des Waschraums umkreiste Beli niedergeschlagen ihre Novi Orbis und vermied dabei um jeden Preis, ihre überempfindlichen Brustwarzen zu berühren. Jedes Mal, wenn sie das Haus verließ, hatte Beli jetzt das Gefühl, sie würde einen Gefahrenraum betreten, voll von Männern mit Laseraugen und dem rasiermesserscharfen Getuschel der Frauen. Die Hupkonzerte vorbeifahrender Autos ließen sie fast über ihre eigenen Füße fallen. Sie war

¹⁰ Von meiner Verehrung für Jack Kirby einmal abgesehen, kann man als Bewohner der Dritten Welt kaum anders, als sich Uatu, dem Beobachter, in gewisser Weise verbunden zu fühlen; er lebt in der verborgenen Blauen Region des Mondes, und wir DarkZoner bewohnen (um Glissant zu zitieren) »*la face cachée de la terre*« (die dunkle Seite der Erde).

wütend auf die Welt wegen dieser neuen Bürden, und sie war wütend auf sich selbst.

Allerdings nur den ersten Monat lang. Nach und nach erkannte Beli hinter den Pfiffen und Sprüchen, dem *Dios mio asesina* und *y ese tetatorio* und dem *que pechonalidad* die verborgenen Mechanismen, die zu solchen Reaktionen führten. Eines Tages auf dem Heimweg von der Bäckerei, während La Inca neben ihr etwas über die Tageseinnahmen grummelte, dämmerte es Beli: Sie .gefiel den Männern! Sie gefiel ihnen nicht nur ein bisschen, sie gefiel ihnen verdammt gut. Den Beweis erhielt sie, als einer ihrer Kunden, der ördliche Zahnarzt, ihr zusammen mit seinem Geld einen Zettel in die Hand drückte, auf dem ganz einfach stand: Ich will dich treffen. Beli war erschrocken, empört und aufgekratzt. Der Zahnarzt war mit einer fetten Frau verheiratet, die fast jeden Monat bei La Inca eine Torte bestellte, entweder für eines ihrer sieben Kinder oder für ihre mehr als fünfzig Cousins und Cousinen (wahrscheinlich aber nur für sich selbst). Sie hatte einen schlaffen Kehllappen, und ihr riesiger Hintern war eine Kampfansage an jeden Stuhl. Beli schmachtete diesen Zettel an, als wäre er ein Heiratsantrag vom scharfen Sohn Gottes, dabei war der Zahnarzt kahl, hatte einen dickeren Schmerbauch als die Stammkunden im Wettbüro und Wangen, die von einem feinen Netz roter Äderchen überzogen waren. Der Zahnarzt kam in die Bäckerei wie immer, aber sein Blick war jetzt forschend, seine Begrüßung - hallo, Seiorita Beli! - lüstern und drohend, und Belis Herz hämmerte, wie sie es noch nie gehört hatte. Nach zwei Besuchen dieser Art schrieb sie ihm aus einer Laune heraus einen Zettel, auf dem nur stand: Ja, Sie können mich um die und die Uhrzeit im Park abholen; den gab sie ihm mit seinem Wechselgeld zurück und schaffte es mit Hängen und Wür-

gen, mit La Inca genau zum festgelegten Zeitpunkt durch den Park zu gehen. Ihr Herz raste wie verrückt; sie wusste nicht, was sie erwartete, aber sie hatte eine vage Hoffnung, und gerade, als sie den Park verlassen wollten, erkannte Beli den Zahnarzt, der in einem Auto saß, das nicht ihm gehörte, und so tat, als würde er Zeitung lesen, dabei aber trostlos in ihre Richtung starrte. Schau mal, Madre, sagte Beli laut, da ist der Zahnarzt, und als La Inca sich umdrehte, legte er hektisch einen Gang ein und raste los, bevor sie ihm auch nur zuwinken konnte. Sehr seltsam!, sagte La Inca.

Ich mag ihn nicht, sagte Beli. Er starrt mich an.

Von da an kam seine Frau in die Bäckerei, um die Torten abzuholen. Y el dentista?, erkundigte sich Beli unschuldig. Der ist zu faul, um auch nur den kleinen Finger zu rühren, antwortete seine Frau ziemlich verstimmt.

Beli, die auf so etwas wie diesen neuen Körper ihr ganzes Leben lang gewartet hatte, war von dieser neuen Erkenntnis vollkommen hingerissen. Sie war offensichtlich und unbestreitbar begehrenswert, und auf eine ganz eigene Art bedeutete das Macht. Als hätte sie zufällig den Einen Ring entdeckt. Als wäre sie über die Höhle des Zauberers Shazam oder das abgestürzte Raumschiff der Green Lantern gestolpert! Hypatia Belicia Cabral besaß endlich Macht und Selbstbewusstsein im wahrsten Sinn des Wortes. Von nun an straffte sie die Schultern und trug die engsten Kleider, die sie besaß. Dios mio, sagte La Inca jedes Mal, wenn das Mädchen aus dem Haus gehen wollte. Warum bürdet dir Gott ausgerechnet in diesem Land eine solche Last auf?

Beli zu sagen, sie solle ihre Kurven nicht so zur Schau stellen, wäre genauso gewesen, als würde inan ein fettes, gequältes Kind bitten, seine gerade entdeckten Mutantenkräfte nicht einzusetzen. Aus großer Macht folgt große Verantwor-

tung ... so ein Schwachsinn! Unsere Kleine lief der Zukunft entgegen, die ihr neuer Körper verhielt, und sie drehte sich kein einziges Mal um.

JAGD AUF DEN WEISSEN RITTER

\';11 ... ähem ... ausgestattet kehrte Beli nach den Sommerferien an die EI Redentor zurück, versetzte Lehrer und Schüler gleichermaßen in Aufruhr und machte sich ebenso zielstrebig auf die Pirsch nach Jack Pujols wie Ahab auf die Jagd nach ihr wisst schon wem. (Und für all dies war der Albinojunge das Symbol. Wundert euch nun noch die feurige Jagd?) Andere Mädchen wären subtiler vorgegangen, hätten ihre Beute zu sich gelockt, aber was wusste Beli schon von Planung oder Geduld? Sie attackierte Jack mit allem, was sie hatte. Blinzelte ihn mit einem solchen Augenaufschlag an, dass sie sich fast die Lider verstauchte. Schob bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihren enormen Busen in seine Blickrichtung. Und gewöhnte sich einen Gang an, für den die Lehrerinnen sie anschrien, während die Jungs und die männlichen Lehrer angelaufen kamen. Pujols aber blieb ungerührt, er betrachtete sie mit seinen tiefblauen Delphinaugen und tat nichts. Nach einer Woche verlor Beli fast den Verstand; sie hatte erwartet, er würde augenblicklich schwach werden, und so ließ sie eines Tages aus schierer, schamloser Verzweiflung ein paar Knöpfe ihrer Bluse offen; darunter trug sie einen geklauten SpitzenBH von Dorca (die selbst einen recht ansehnlichen Busen entwickelt hatte). Aber bevor Beli ihr dramatisches Deko11ete ihre ureigenste Laserkanone - zum Einsatz bringen konnte, liefWei mit hochrotem Kopf zu ihr herüber und knöpfte ihr die Bluse zu.

Man sieht!

Jack schlenderte desinteressiert davon.

Sie versuchte alles, aber ohne Erfolg. Ehe man sich's versah, knallte sie im Flur wieder mit ihm zusammen. Cabral, sagte er lächelnd. Du musst besser aufpassen.

Ich liebe dich!, wollte sie schreien, ich will Kinder von dir! Ich will deine Frau werden! Stattdessen sagte sie: Pass du lieber auf.

Sie war zermürbt. Der September ging zu Ende, und erstaunlicherweise war er ihr bester Monat an der Schule. Akademisch gesehen. Ihr Lieblingsfach war Englisch (welche Ironie). Sie lernte die Namen der fünfzig Bundesstaaten. Sie konnte einen Kaffee bestellen und nach den Toiletten, der Uhrzeit und der Post fragen. Ihr Englischlehrer, ein Sonderling, behauptete, ihr Akzent sei *superb*, einfach *superb*. Die anderen Mädchen ließen sich von ihm berühren, aber Beli, die einen guten Riecher für merkwürdiges Verhalten von Männern entwickelt hatte und überzeugt davon war, nur eines Prinzen würdig zu sein, wich seinen weichen Händen aus.

Ein Lehrer forderte sie auf, sich Gedanken über das neue Jahrzehnt zu machen. Was wünscht ihr euch - für euch, für euer Land und für unseren glorreichen Präsidenten in den kommenden Jahren? Da niemand die Frage verstand, musste er sie in zwei einfache Teile aufspalten.

Einer ihrer Mitschüler, Mauricio Ledesma, brockte sich so ernsthafte Schwierigkeiten ein, dass seine Familie ihn außer Landes schmuggeln musste. Er war ein ruhiger Junge, der neben einem der Mädchen des Squadrons saß und sich vor Liebe nach ihr verzehrte. Vielleicht dachte er, er könnte sie damit beeindrucken. (Gar nicht so weit hergeholt, denn wenig später kam die Generation, die Mädchen vor allem

damit ins Bett kriegte, ehe nachzueifern.) Vielleicht hatte er auch einfach die Nase voll. In der unleserlichen Handschrift des zukünftigen Dichterrevolutionärs schrieb er: Ich wünsche mir, dass unser Land eine democracia wie die USA wird. Ich wünsche mir, dass wir keine Diktatoren mehr haben. Außerdem glaube ich, dass Trujillo Galindez umgebracht hat.¹¹

¹¹ Damals war er ständig in den Nachrichten: Jesus de Galindez war ein baskischer Supernerd und ein Absolvent der Columbia University, der eine recht beunruhigende Dissertation verfasst hatte. Das Thema? Bedauerlicher-, unseliger-, traurigerweise: Die Ära des Rafael Leñidas Trujillo Molina. Galindez, ein Loyalist im Spanischen Bürgerkrieg, kannte das Regime aus eigener Erfahrung; er war 1939 nach Santo Domingo geflüchtet, hatte hohe Posten bekleidet und bis zu seiner Abreise 1946 eine tödliche Allergie gegen den Verhinderten Viehdieb entwickelt; er sah es als seine höchste Pflicht an, den Pesthauch dieses Regimes zu entarnen. Crassweller schrieb über Galindez, er sei ein " ... beleseener Mann, wie man ihn häufig in Lateinamerika im Umfeld politischer Aktivisten antrifft ... der einen Lyrikpreis gewonnen hatte« - das, was wir auf den Höheren Ebenen als Stufe2- Nerd bezeichnen. Aber der Typ war ein wild entschlossener Linker, trotz der Gefahren, und plagte sich ritterlich mit seiner Trujillo-Dissertation ab.

Was ist das eigentlich zwischen Diktatoren und Schriftstellern?

Schon vor dem berühmten Zwist zwischen Augustus und Ovid hatten sie Stress. Wie die Fantastischen Vier und Galaetus, wie die X-Men und die Bruderschaft der bösen Mutanten, die Teen Titans und Deathstroke, Foreman und Ali, Morrison und Crouch, Sammy und Sergio schien es ihnen bestimmt, auf ewig auf dem Schlachtfeld vereint zu sein. Rushdie behauptet, Tyrannen und Schreiberlinge seien von Natur aus Widersacher, aber ich glaube, so einfach ist das nicht; dabei kommen Autoren zu leicht davon. Meiner Meinung nach haben Diktatoren einfach einen Blick für Konkurrenz. Genau wie Autoren. *Man erkennt sich untereinander.*

Um es kurz zu machen: Als EI Jefe von der Dissertation erfuhr, versuchte er zunächst, sie zu kaufen, und als das nicht funktionierte, schickte er seinen Obersten Nazgul (den finsternen Felix Bernardino)

Das reichte schon. Am nächsten Tag waren er und der Lehrer verschwunden. Keiner verlor ein Wort darüber.¹² Belis Aufsatz war bei weitem nicht so kontrovers. *Ich werde einen gutaussehenden, wohlhabenden Mann heiraten. Azifler-*

nach New York City, und binnen weniger Tage wurde Galindez gefesselt, geknebelt und verschleppt, und als er in La Capital aus seinem Chloroformschläfchen erwachte, hing er den Gerüchten zufolge kopfüber nackt über einem Kessel mit *kochendem Öl*, und EI Jefe stand daneben, in der Hand eine Kopie der anstößigen Dissertation. (Und ihr dachtet, euer Prüfungsausschuss war streng.) Welcher normale Mensch hätte sich etwas so Schreckliches auch nur vorstellen können? Wahrscheinlich wollte EI Jefe mit dem armen, verlorenen Nerd eine kleine tertulia abhalten. Und was das für eine tertulia war, Dios mio! Jedenfalls löste Galindez' Verschwinden einen Aufschrei in den USA aus, und alle deuteten mit dem Finger auf Trujillo, aber der beschwor natürlich seine Unschuld, und genau darauf spielte Mauricio an. Aber tröstet euch: Auf jede Phalanx aus Nerds, die sterben, kommen einige, die siegen. Nicht lange nach diesem schrecklichen Mord landete eine ganze Bande von revolutionären Nerds auf einer Sandbank vor der südöstlichen Küste Kubas an. Genau, Fidel und die wackeren Revolutionäre waren für eine Revanche an Batista zurückgekehrt. Von den zweiundachtzig Männern, die an Land waten, überlebten nur zweiundzwanzig bis zum neuen Jahr, darunter ein bücherliebender Argentinier. Es war ein Blutbad; Batistas Truppen richteten sogar diejenigen hin, die sich ergaben. Aber wie sich zeigen sollte, waren zweiundzwanziggenug.

¹² Das erinnert mich an die traurige Geschichte von Rafael Yepez: Yepez leitete in den dreißiger Jahren in der Hauptstadt, ganz in der Nähe meines späteren Elternhauses, eine Privatschule für die Kinder von Trujillos rangniederen ladroncitos. Eines unglückseligen Tages bat Yepez seine Schüler, einen Aufsatz über ein Thema ihrer Wahl zu schreiben - dieser Yepez war ein ebensolcher Freigeist wie Betances - und, wen überrascht es, einer seiner Schüler beschloss, ein Loblied auf Trujillo und seine Frau Doiia Maria zu schreiben. Dummerweise deutete Yepez der Klasse gegenüber an, dass andere Dominikanerinnen ebenso viel Lob verdienten wie Doiia Maria und dass später junge Männer wie seine Schüler zu ebenso großen Führern aufsteigen würden wie Trujillo. Ich glaube, Yepez hat das Santo Domingo, in dem er

dem werde ich Ärztin in meinem eigenen Krankenhaus, das ich nach Trujillo benenne.

Zu Hause prahlte sie Dorca gegenüber weiter mit ihrem Freund, und als ein Foto von Jack Pujols in der Schulzeitung erschien, brachte sie es triumphierend mit nach Hause. Dorca war so überwältigt, dass sie über Nacht bei Beli und La Inca blieb und die ganze Zeit untröstlich weinte. Beli konnte sie laut und deutlich hören.

Und dann, in den ersten Oktobertagen, als sich das pueblo darauf vorbereitete, einen weiteren Geburtstag Trujillos zu feiern, hörte Beli jemanden tuscheln, Jack Pujols hätte mit seiner Freundin Schluss gemacht. (Beli hatte von dieser Freundin, die eine andere Schule besuchte, die ganze Zeit gewusst, aber glaubt ihr, das hätte sie gekümmert?) Sie war sicher, dass es nur ein Gerücht war, und wollte sich keine neuen Hoffnungen machen, die sie nur quälen würden. Aber wie sich zeigte, war es mehr als ein Gerücht, und mehr als Hoffnung, denn keine zwei Tage später hielt Jack Pujols Beli auf dem Flur an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. Cabral, flüsterte er, du bist *wunderschön*. Der scharfe Duft seines Eau de Cologne wirkte berauschend. Ich weiß, sagte sie, das Gesicht glühend vor Hitze. Tja, meinte er und vergrub eine Hand in seinem vollkommen glatten Haar.

Und plötzlich fuhr er sie in seinem nagelneuen Mercedes durch die Gegend und kaufte ihr helados mit einem Bündel Dollarscheine, das er in seiner Tasche trug. Dem Gesetz

lebte, mit einem ganz anderen Santo Domingo verwechselt. In der gleichen Nacht wurden der arme Lehrer, seine Frau, seine Tochter und sämtliche Schüler von der Militärpolizei aus den Betten geholt, in gescWossenen Lastern in die Festung Ozama gebracht und verhört. Die Schüler durften schließlich wieder gehen, aber von dem armen Yepez und seiner Frau und seiner Tochter hat man nie wieder gehört.

nach war er zu jung, um Auto zu fahren, aber glaubt ihr, in Santo Domingo hätte irgend jemand den Sohn eines Obersts angehalten? Ganz besonders den Sohn eines Obersts, der als Vertrauter von Ramfis Trujillo galt?¹³

AMOR!

Es war nicht ganz so romantisch, wie sie es später darstellte. Ein paar Gespräche, ein Spaziergang am Strand, während der Rest der Klasse ein Picknick veranstaltete, und ehe sie sich's versah, stahl sie sich mit ihm in eine kleine Kammer,

¹³ Mit Ramfis Trujillo meine ich natürlich Rafael Le6nidas Trujillo Martinez, El Jefes ältesten Sohn, der zur Welt kam, als seine Mutter noch mit einem anderen Mann verheiratet war, einem cubano. Erst, als der cubano den Jungen nicht als sein Kind anerkennen wollte, bekannte Trujillo sich zu Ramfis. (Besten Dank, Dad!) Er war der »berühmte« Sohn, den El Jefe mit vier Jahren zum Oberst und mit neun zum Brigadegeneral emannte. (Auch liebevoll »die kleine Fickfresse« genannt.) Als Erwachsener erlangte Ramfis Ruhm als Polospieler, Stecher nordamerikanischer Schauspielerinnen (Kim Novak, wie konntest du nur?), Streitgegner seines Vaters und als kaltherziger Dämon mit einem Menschlichkeitslevel von Null, der höchstpersönlich die wahllosen Foltermorde von 1959 (dem Jahr der Kubainvasion) und 1961 inszenierte (nach der Ermordung seines Vaters übernahm Ramfis eigenhändig die grausame Folter der Verschwörer). (Ein geheimer Bericht des US-Konsuls, der zurzeit in der JFK Presidential Library eingesehen werden kann, beschreibt Ramfis als »unausgeglichen«, als jungen Mann, der sich in seiner Kindheit damit amüsierte, Hühnern mit einem .44er Revolver den Kopf wegzupusten.) Ramfis floh nach Trujillos Tod aus dem Land, brachte ungehemmt die Beute seines Vaters durch und starb schließlich 1969 bei einem selbst verschuldeten Autounfall; im anderen Wagen saß die Herzogin von Albuquerque, Teresa Beltran de Lis, die sofort tot war; die kleine Fickfresse mordete bis zum Schluss.

wo er es ihr schrecklich besorgte. Nur so viel: Sie verstand endlich, warum die anderen Jungs ihm den Spitznamen Jack the Ripio verpasst hatten; selbst sie erkannte, dass sein Penis riesig war, ein richtiger Shiva-Lingam, ein Weltzerstörer. (Und sie hatte die ganze Zeit gedacht, sie würden ihn Jack the Ripper nennen. Wie blöd!) Später, nachdem sie mit dem Gangster zusammengewesen war, wurde ihr klar, wie wenig Respekt Pujols vor ihr gehabt hatte. Aber weil ihr damals noch die Vergleichsmöglichkeiten fehlten, war sie davon ausgegangen, dass sich Vögeln immer so anfühlte, als würde man mit einer Machete attackiert. Beim ersten Mal hatte sie eine Scheißangst und es tat verdammt weh (4WIO), aber nichts konnte das Gefühl vertreiben, dass sie endlich auf dem Weg war, dass sie eine Reise angetreten, einen ersten Schritt getan, etwas Großes begonnen hatte.

Nachher versuchte sie, ihn zu umarmen, sein seidiges Haar zu berühren, aber er schüttelte ihre Zärtlichkeiten ab. Beeil dich, zieh dich an. Wenn wir erwischt werden, machen die mir Feuer unterm Hintern.

Was komisch war, denn genau so fühlte sich Belis Hintern gerade an.

Ungefähr einen Monat lang trieben sie es in verschiedenen Winkeln und Ecken der Schwe, bis einer der Lehrer auf einen anonymen Tipp aus der Schülerschaft hin das heimliche Pärchen in flagrante delicto in einer Besenkammer erwischte. Ihr müsst euch das vorstellen: Beli splitternackt, mit einer riesigen Narbe, wie sie noch niemand gesehen hatte, und Jack, dem die Hose auf den Knöcheln hing.

Was für ein Skandal! Man darf schließlich Zeit und Ort nicht vergessen: Banf in den Fünzigern. Dazu kam, dass Jack Pujols der Vorzeigesohn des geheiligten Clans der B-fwar, einer von Banfs achtbarsten (und stinkreichsten)

Familien. Und außerdem, dass er nicht mit einem Mädchen aus seiner eigenen Schicht erwischt wurde (obwohl auch das vielleicht ein Problem gewesen wäre), sondern mit der Stipendiatin, einer prieta noch dazu. (Arme prietas zu vögeln war in der Elite gängiger Standard, solange man es nicht an die große Glocke hängte; anderswo wird dieses Vorgehen auch als Strom-Thurmond-Manöver bezeichnet.) Pujols schob natürlich alles auf Beli. Hockte im Büro des Rektors und schilderte lang und breit, wie sie ihn verführt hatte. Ich hab gar nichts gemacht, behauptete er. Sie war's! Der eigentliche Skandal war allerdings, dass Pujols mit seiner Freundin, der angeblich längst abgetretenen Rebecca Brito, in Wahrheit verlobt war, und da sie ebenfalls zu einer der mächtigen Familien Banfs gehörte, zu den **R-**, könnt ihr euch sicher vorstellen, dass Jack sich durch die Geschichte mit der prieta in der Besenkammer jede Chance auf eine Hochzeit versaut hatte. (Ihre Familie legte großen Wert auf ihren christlichen Ruf.) Pujols' alter Herr war derart wütend! gedemütigt, dass er auf den Jungen einprügelte, als er ihn in die Finger bekam, und ihn noch in der gleichen Woche auf eine Militärschule in Puerto Rico verfrachtete, wo er, so der Oberst, lernen würde, was Pflicht bedeutete. Beli sah ihn nur einziges Mal wieder, im *Listin Diario*, und da waren sie beide schon über vierzig.

Pujols war vielleicht eine feige Ratte, Beli dagegen schrieb mit ihrer Reaktion Geschichte. Nicht nur, dass unsere Kleine sich wegen des Vorfalls *nicht* schämte, nein, selbst nachdem der Rektor, die Nonne und der Hausmeister, das heilige Dreier-Team, sie sich zur Brust genommen hatten, weigerte sie sich beharrlich, irgendeine Schuld einzugestehen! Wenn sie ihren Kopf um 360 Grad gedreht und grüne Erbsensuppe gespuckt hätte, hätte sie kaum für größeren

Aufruhr sorgen können. In ihrer typisch starrköpfigen Art bestand Beli darauf, dass sie nichts Falsches getan, dass sie sich sogar völlig im Rahmen ihrer Rechte verhalten hatte.

Ich kann machen, was ich will, sagte Beli störrisch, wenn ich mit meinem Ehemann zusammen bin.

Pujols hatte Beli offensichtlich versprochen, er würde sie heiraten, sobald sie die Highschool hinter sich hatten, und Beli hatte das brav geschluckt. Diese Leichtgläubigkeit passt nur schwer zu der abgebrühten, toughen Torera, die ich später kennengelernt habe, aber man darf nicht vergessen: Sie war jung und sie war *verliebt*. Eine echte Fantastin: Das Mädchen glaubte wirklich, Jack würde zu seinem Wort stehen.

Die Guten Lehrer von EI Redentor brachten sie nicht einmal in die Nähe eines mea culpa. Sie schüttelte nur den Kopf, so stur wie die Gesetze des Universums selbst - Nein Nein. Nicht, dass es unterm Strich etwas geändert hätte. Belis Laufbahn an der Schule war beendet, genau wie die Träume La Incas, in Beli das Genie ihres Vaters, seine magis (seine Vortrefflichkeit in allen Dingen), wiederzubeleben.

In jeder anderen Familie hätte man Beli nach einem solchen Vorfall das Leben aus dem Leib, hätte sie geradewegs ins Krankenhaus geprügelt, und sobald es ihr besser gegangen wäre, hätte man sie noch einmal ins Krankenhaus geprügelt, aber so eine Mutter war La Inca nicht. La Inca, müsst ihr wissen, war eine ernsthafte Frau, eine aufrechte Frau, eine der besten ihrer Klasse, aber sie war unfähig, das Mäd-

chen körperlich zu züchtigen. Ihr könnt es einen Patzer des Universums nennen oder eine Geisteskrankheit, aber La Inca konnte es einfach nicht. Damals nicht und später nicht. Sie konnte nicht mehr tun, als mit den Armen zu wedeln und lauthals zu jammern. Wie konnte das nur passieren?, wollte La Inca wissen. Wie? Wie?

Er wollte mich heiraten!, rief Beli. Wir wollten zusammen Kinder bekommen!

Bist du völlig irre?, brüllte La Inca. Hija, hast du den Verstand verloren?

Es dauerte eine Weile, bis sich alles wieder beruhigte - für die Nachbarn war es ein Fest (ich hab doch gesagt, die Schwatte taugt nichts!) -, aber irgendwann war es so weit, und erst dann berief La Inca eine Sondersitzung zur Zukunft unserer Kleinen ein. Zunächst hielt La Inca Beli die fünf Millionen und fünfte Standpauke und verurteilte aufs Schärfste ihr schlechtes Urteilsvermögen, ihr schlechtes Benehmen, ihr schlechtes Was auch immer, und erst nachdem diese Präliminarien sauber abgehakt waren, sprach La Inca ihr Machtwort: Du gehst zurück zur Schule. Nicht an die El Redentor, aber an eine, die fast so gut ist. Die Padre Billini.

Und Beli, die Augen immer noch von Jack-Trauer geschwollen, lachte. Ich gehe nicht wieder zur Schule. Nie wieder.

Hatte sie etwa vergessen, wie sehr sie während ihrer verlorene Jahre unter dem Hunger nach Bildung gelitten hatte? Wie viel er sie gekostet hatte? Die schrecklichen Narben auf ihrem Rücken? (*Die Verbrennungen.*) Vielleicht hatte sie das wirklich, vielleicht waren durch die Vorrechte dieses neuen Zeitalters die Schwüre des alten belanglos geworden. Jedenfalls war unsere Kleine in den turbulenten Wochen nach dem Rausschmiss, in denen sie sich auf ihrem Bett hin und

her warf und den Verlust ihres »Ehemanns« betrauerte, von Momenten gewaltiger Verwirrung erschüttert worden. Eine erste Lektion über die Brüchigkeit der Liebe und die außerordentliche Feigheit der Männer. Und dieser Ernüchterung und diesem inneren Aufruhr entsprang Belis erster erwachsener Schwur, der ihr in ihr weiteres Leben, in die USA und darüber hinaus folgen sollte. Ich werde nicht dienen. Nie wieder würde sie irgendjemandem außer sich selbst folgen. Nicht dem Rektor, nicht den Nonnen, nicht La Inca, nicht ihren armen, toten Eltern. Nur mir, flüsterte sie. Mir.

Dieser Schwur half ihr sehr, sich wieder zu fangen. Nicht lange nach dem Showdown zwischen ihr und La Inca zog Beli eines von La Incas Kleidern an (sie platzte förmlich aus allen Nähten) und trampelte hinunter zum Parque Central. Keine weite Reise, aber für ein Mädchen wie Beli ein Vorbote der Dinge, die noch kommen sollten.

Als sie am späten Nachmittag wieder nach Hause kam, verkündete sie: Ich habe einen Job! La Inca schnaubte. Das Variete stellt wohl immer ein.

Es war kein Variete. In der Weltsicht ihrer Nachbarn war Beli vielleicht eine puta major, aber eine cuero war sie nicht. Nein: Sie hatte sich einen Job als Kellnerin in einem Restaurant im Park besorgt. Der Besitzer, ein stämmiger, gutgekleideter Chinese namens Juan Then, hatte nicht unbedingt jemanden gebraucht; im Grunde war er nicht einmal sicher, dass er sich selbst brauchte. Geschäft miserabel, klagte er. Zu viel Politik. Politik schlecht für alles außer Politiker.

Kein Geld zu viel. Und schon viele unmögliche Angestellte.

Aber Beli wollte sich nicht abweisen lassen. Ich kann eine Menge machen. Dann drückte sie die Schultern nach hinten, um ihre» Vorzüge« zu unterstreichen.

Ein weniger rechtschaffener Mann hätte das als offene Einladung gewertet, aber Juan seufzte nur: Nicht verpflichtet, schamlos zu sein. Wir geben Ihnen Versuch. Probezeit. Kann keine Versprechen bauen. Politische Umstände sind nicht freundlich zu Versprechen.

Wie viel verdiene ich?

Verdienen! Kein verdienen! Sie sind Kellnerin, bekommen Trinkgeld.

Wie viel bekomme ich da?

Wieder wirkte er verdrießlich. Das ist ohne Sicherheit.

Das verstehe ich nicht.

Sein Bruder Jose blickte mit blutunterlaufenen Augen von den Sportseiten auf. Mein Bruder will sagen, kommt ganz darauf an.

La Inca schüttelte den Kopf: Eine Kellnerin. Aber hija, du bist die Tochter einer Bäckerin, du hast doch keine Ahnung vom Kellnern!

La Inca nahm an, weil Beli seit einiger Zeit keinerlei Begeisterung für die Bäckerei, die Schule oder den Haushalt an den Tag legte, hätte sie sich zu einer zangana entwickelt. Dabei hatte sie vergessen, dass unsere Kleine ihr erstes Leben als criada verbracht hatte; die Hälfte ihrer Jahre hatte sie nichts anderes gekannt als Arbeit. La Inca prophezeite, dass Beli den Job spätestens nach ein paar Monaten hinschmeißen würde, aber das tat sie nicht. Tatsächlich zeigte unsere Kleine bei der Arbeit, was sie konnte: Sie kam nie zu spät, feierte nie krank und schuftete sich ihren beachtlichen Arsch ab. Verdammt, sie mochte den Job einfach. Er war nicht gerade die Präsidentschaft, aber für eine Vierzehnjährige, die aus dem Haus wollte, lohnte er sich, er hielt sie im Hier und Jetzt und verkürzte das Warten auf ... auf ihre glorreiche Zukunft.

Achtzehn Monate lang arbeitete sie im Palacio Peking (ursprünglich hieß der Laden El Tesoro de -, zu Ehren des echten, aber nie erreichten Ziels des Admirals, doch die Brüder Then benannten ihn um, als sie erfuhren, dass der Name des Admirals ein fuku war. Chinesen mögen nicht Flüche, hatte Juan erklärt.). Beli sagte später, in dem Restaurant sei sie erwachsen geworden, und in gewisser Hinsicht stimmte das auch. Sie lernte, die Männer beim Domino zu schlagen, und zeigte sich so verantwortungsvoll, dass die Brüder Then ihr die Aufsicht über den Koch und die anderen Angestellten überlassen konnten, während sie sich davonstahlen, um zu angeln und ihre Freundinnen mit den stämmigen Beinen zu besuchen. Später bedauerte Beli, dass sie irgendwann den Kontakt zu ihren »chinos« verloren hatte. Sie waren so gut zu mir, jammerte sie Oscar und Lola vor. Ganz anders als euer nichtsnutziger esponja von einem Vater. Da war Juan, der melancholische Spieler, der von Shanghai schwärmte, als wäre die Stadt ein Liebesgedicht, gesungen von einer schönen Frau, die man liebt, aber nicht haben kann. Juan, der kurzsichtige Romantiker, dessen Freundinnen ihm das letzte Hemd stahlen und der nie richtig Spanisch lernte (obwohl er später in Skokie, Illinois, seine amerikanisierten Enkel in gutturalem Spanisch anbrüllte, woraufhin die Enkel ihn auslachten; sie dachten, er spräche Chinesisch). Juan, der Beli das Dominospielen beibrachte, und dessen einzig fundamentalistischer Zug sein unerschütterlicher Optimismus war: Wenn Admiral zuerst in unser Restaurant gekommen wäre, so viel Ärger wäre vermieden! Der verschwitzte, freundliche Juan, der sein Restaurant verloren hätte ohne seinen älteren Bruder. Den geheimnisvollen Jose, der sich am Rande hielt, so bedrohlich wie ein ciclon; Jose der bravo, der guapo, dessen Frau und Kinder in

den Dreißigern irgendein Kriegsherr getötet hatte; Jose, der das Restaurant und die darüberliegenden Zimmer mit grimmiger Unerbittlichkeit verteidigte. Jose, dessen Trauer seinem Körper alles Weiche, jedes müßige Geschwätz und jede Hoffnung entzogen hatte. Er zollte Beli nie Anerkennung, auch den anderen Angestellten nicht, aber da sie als Einzige keine Angst vor ihm hatte (ich bin fast genauso groß wie Sie!), zeigte er sich durch praktische Lektionen erkenntlich: Willst du immer eine nutzlose Frau bleiben? Zu wissen, wie man Nägel einschlug, Steckdosen anbrachte, Chow Fun kochte und Auto fuhr, kam ihr später, als Kaiserin der Diaspora, sehr gelegen. (Jose sollte sich während der Revolution tapfer schlagen, auch wenn ich leider berichten muss, dass er gegen das pueblo kämpfte; 1976 starb er in Atlanta an Bauchspeicheldrüsenkrebs, während er den Namen seiner Frau rief, den die Krankenschwestern als chinesisches Kauderwelsch abtaten - typisch Schlitzauge eben).

Und dann gab es noch Lillian, die andere Kellnerin, ein gedrungenes Reisfass, deren Groll gegen die Welt nur dann in Freude umschlug, wenn die Menschheit mit ihrer Käuflichkeit, Brutalität und Verlogenheit selbst ihre Erwartungen übertraf. Am Anfang mochte sie Beli nicht, hielt sie für Konkurrenz, aber schließlich behandelte sie Beli mehr oder minder höflich. Mit ihr lernte unsere Kleine die erste Frau kennen, die Zeitung las. (Die Bücherleidenschaft ihres Sohnes erinnerte sie später immer an Lillian. Wie sieht es aus in der Welt?, fragte Beli sie. Jodido, lautete die Antwort jedes Mal.) Dann war da noch Indian Benny, ein stiller, akkurater Kellner mit der traurigen Art eines Mannes, der es seit langem gewohnt ist, seine Träume auf spektakuläre Weise zerplatzen zu sehen. Im Restaurant ging das Gerücht, Indian Benny sei mit einer massigen, lüsternen azuana verheiratet,

die ihn regelmäßig vor die Tür setzte, um sich knackiges Frischfleisch ins Haus zu holen. Indian Benny lächelte nur, wenn er Jose im Domino schlug - die beiden waren wahre Meister der Steine und natürlich erbitterte Rivalen. Auch Indian Benny kämpfte später im Zuge der Revolution, und zwar für die Heimmannschaft. Angeblich lag den ganzen Sommer unserer nationalen Befreiung über ein Lächeln auf Indian Bennys Lippen; sogar noch, nachdem ein Scharfschütze der Marines sein Gehirn über sein ganzes Kommando verspritzt hatte. Und was war mit dem Koch Marco Antonio, einem einbeinigen, ohrlosen Kuriosum, das geradewegs aus Gormenghast hätte stammen können? (Seine Erklärung für sein Äußeres: Ich hatte einen Unfall.) Er hegte ein beinahe fanatisches Misstrauen den cibaefios gegenüber, deren norddominikanischer Lokalpatriotismus seiner festen Überzeugung nach nichts anderes als verschleierter Imperialismus von haitianischen Ausmaßen war. Sie wollen die Republik an sich reißen. Ich sag's dir, cristiano, die wollen ihr eigenes Land gründen!

Den ganzen Tag lang hatte sie mit hombres jeder Couleur zu tun, und so perfektionierte Beli an diesem Ort ihre etwas ruppige, bodenständige Umgänglichkeit. Ihr könnt euch sicher denken, dass sich jeder in sie verliebte. (Ihre Arbeitskollegen eingeschlossen. Aber Jose hatte sie gewarnt: Wenn ihr sie anrührt, zieh ich euch die Gedärme durch den culo raus. Das soll wohl ein Witz sein, verteidigte sich Marco Antonio. Den Berg könnte ich nicht mal mit zwei Beinen erklimmen.) Die Aufmerksamkeit der Gäste wirkte berauschend, und sie revanchierte sich mit etwas, wovon die meisten Männer nie genug bekommen können: Der scherzhaft-mütterlichen Fürsorge einer attraktiven Frau. Es gibt immer noch viele Nigger in Bani, die sich liebevoll an sie erinnern.

Für La Inca war Belis Absturz von princesa zu mesera natürlich eine Qyal- was ist nur los mit der Welt? Zu Hause sprachen die beiden kaum noch miteinander; La Inca versuchte zu reden, aber Beli hörte nicht zu. Dann füllte La Inca das Schweigen mit Gebeten und versuchte, ein Wunder herbeizubeschwören, das Beli in eine gehorsame Tochter zurückverwandelte. Aber wie das Schicksal es wollte, steckte nicht einmal in Gott genug Caracaracol, um Beli zurückzubringen, nachdem sie La Inca einmal entglitten war. Ab und an tauchte La Inca im Restaurant auf. Dann setzte sie sich allein an einen Tisch, kerzengerade, ganz in Schwarz, und wenn sie nicht an ihrem Tee nippte, beobachtete sie das Mädchen voll trauriger Inbrunst. Vielleicht hoffte sie, Beli so zu beschämen, dass sie zur Operation Wiederaufbau des Hauses Cabral zurückfand, aber Beli erledigte ihre Arbeit mit dem üblichen Eifer. Es muss La Inca erschreckt haben zu sehen, wie dramatisch sich ihre »Tochter« veränderte, denn Beli, die früher keinen Ton gesagt hatte, wenn sie unter Menschen war, die so still wie ein Nö-Spiel sein konnte, bewies im Palacio Peking eine Gabe für lockeres Geplauder, die zahllose der ausschließlich männlichen Gäste begeisterte. Wer schon mal an der Ecke 142. Straße und Broadway gestanden hat, kann sich vorstellen, wie sie redete: in der direkten, unverblühten Sprache des pueblós, die allen dominicanos cultos in ihrer hochfeinen Bettwäsche Alpträume beschert, und von der La Inca angenommen hatte, sie habe zusammen mit Belis erstem Leben am Rande von Azua ein Ende gefunden, aber hier war sie, so lebendig wie eh und je: Oye, parigüayo, y que pasó con esa esposa tuya? Gordo, no me digas que tÚ todavía tienes hambre?

Früher oder später ergab sich ein Augenblick, in dem sie an La Incas Tisch stehen blieb: Möchtest du noch etwas?

Nur, dass du wieder zur Schule gehst, mi'ja.

Tut mir leid. Beli nahm ihre taza vom Tisch und wischte die Platte mit einer routinierten Bewegung ab. Pendejada haben wir seit letzter Woche nicht mehr auf der Karte.

Und dann zahlte La Inca und verschwand, und Beli fühlte sich ungeheuer erleichtert; der Beweis dafür, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte.

In diesen achtzehn Monaten lernte sie viel über sich selbst. Auch wenn Belicia Cabral davon träumte, die schönste Frau der Welt zu sein, eine Frau, wegen der die Kerle aus dem Fenster sprangen, musste sie lernen, dass es kein Zurück gab, wenn sie sich einmal verliebt hatte. Trotz all der Männer, von hübsch bis hässlich, die in das Restaurant marschiert kamen und sie für die Ehe (oder zumindest zum Vögeln) gewinnen wollten, galten ihre Gedanken einzig Jack Pujols. War im Herzen eben eher Penelope als Hure BabyIon, unsere Kleine. (La Inca hätte dem beim Anblick der Männerparade, die ihre Schwelle beschmutzte, sicher nicht zugestimmt.) Beli träumte oft, Jack würde von der Militärschule zurückkommen; in ihren Träumen wartete er im Restaurant auf sie, ausgebreitet an einem der Tische wie kostbares Diebesgut, ein Grinsen auf dem herrlichen Gesicht, und seine Adantisaugen endlich auf sie gerichtet, auf sie allein. *Ich bin zu dir zurückgekommen, mi amor. Ich bin zurückgekommen.*

Unsere Kleine musste lernen, dass sie selbst einem Schwachkopf wie Jack Pujols die Treue hielt.

Das bedeutete allerdings nicht, dass sie sich völlig von der Männerwelt fernhielt. (So »treu« sie auch war, sie verzichtete nicht gerne auf die Aufmerksamkeit der Männer.) Selbst in dieser harten Zeit hatte Beli ihre Anwärter; Typen, die sich mutig durch das von Stacheldraht gesäumte Minenfeld

ihrer Zuneigung kämpften in der Hoffnung, hinter den Trümmern würde sie das Elysium erwarten. Arme, geblendete Trottel. Der Gangster würde sie später auf jede erdenkliche Art nehmen, aber diese armen sapos vor dem Gangster konnten von Glück sagen, wenn sie einen abrazo bekamen. Holen wir zwei dieser sapos aus dem Abgrund hervor: Zuerst den Fiathändler, kahl, weiß und immer lächelnd, ein richtiger Hip6lito Mejia, aber dabei freundlich und höflich und so versessen auf nordamerikanischen Baseball, dass er Leib und Leben riskierte, um sich auf einem geschmuggelten Kurzwellenradio die Spiele anzuhören. Er glaubte mit der Begeisterung eines Jugendlichen an Baseball und war überzeugt, dass eines Tages die Dominikaner die Major Leagues stürmen und mit den Mantles und Marises dieser Welt konkurrieren würden. Marichal ist nur der Anfang einer reconquista, prophezeite er. Du bist verrückt, spottete Beli über ihn und sein »jueguito«. In einem Moment der Inspiration erkor sie, quasi als Kontrastprogramm, einen Studenten der UASD zu ihrem zweiten Verehrer, einen dieser CollegeJungs, die seit elf Jahren studieren und ewig fünf Scheine vor dem Abschluss stehen. Studieren bedeutet heute nada, aber in einem Lateinamerika der Raserei, nach dem Sturz von Arbenz, der Steinigung Nixons, den Guerillas der Sierra Madra und den endlosen, zynischen Winkelzügen der Yankee-Schweine, in einem Lateinamerika, das bereits anderthalb Jahre tief im Jahrzehnt der Guerilla steckte, da war ein Student etwas ganz anderes, ein Vertreter des Wandels, ein vibrierender String im allzu behäbigen Newton'schen Universum. Solch ein Student war Arquimedes. Auch er hörte Kurzwelle, aber nicht wegen der Dodgers- Ergebnisse; er riskierte sein Leben für Nachrichten aus Havanna, Nachrichten aus der Zukunft. Arquimedes, der Sohn eines zapateros

und einer Hebamme, war also ein richtiger *Student*, ein *tirapiedra* und ein *quemagoma* fürs Leben. Student zu sein war kein Spaß, nicht, seit Trujillo und Johnny Abbes¹⁴ nach der verpatzen Invasion Kubas 1959 hinter so ziemlich jedem her

14 Johnny Abbes Garcia war einer von Trujillos heißgeliebten Morgul-Fürsten. Als Chef der gerurhteten und allgewaltigen Geheimpolizei (SIM) galt Abbes als der größte Folterknecht des dominikanischen Volks, der je gelebt hat. Er war begeisterter Anhänger chinesischer Foltermethoden, und es ging das Gerücht, er würde einen Zwerg beschäftigen, der mit seinen Zähnen die Hoden der Gefangenen zerquetschte. Abbes arbeitete ohne Unterlass gegen Trujillos Feinde und tötete viele junge Revolutionäre und Studenten (darunter auch die Schwestern Mirabal). Auf Trujillos Geheiß schmiedete er ein Mordkomplott gegen den demokratisch gewählten Präsidenten von Venezuela, Rómulo Betancourt! (Betancourt und Trujillo waren alte Feinde, ineinander verbissen seit den vierziger Jahren, als Trujillos SIMianer versucht hatten, Betancourt in Havanna auf offener Straße Gift zu injizieren.) Der zweite Versuch klappte nicht besser als der erste. Die Bombe in einem grünen Oldsmobile sprengte den Cadillac des Präsidenten glatt in den Himmel von Caracas, tötete den Fahrer und einen Passanten, brachte aber Betancourt wieder nicht um! Das ist mal *wirklich* cool! (Venezolanos: Sagt bitte nicht, wir hätten keine gemeinsame Geschichte. Uns verbinden nicht nur die *novelas* oder die Tatsache, dass so viele von uns in den Fünfzigern, Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern in euer Land strömten, um dort zu arbeiten. Unser Diktator hat versucht, euren Präsidenten zu ermorden!) Nach Trujillos Tod wurde Abbes als Konsul nach Japan geschickt (einfach, um ihn aus dem Land zu schaffen), und am Ende arbeitete er nur einen weiteren Albtraum der Karibik, den haitianischen Diktator François "Papa Doc" Duvalier. Papa Doc gegenüber war er längst nicht so loyal wie gegenüber Trujillo - nach einem versuchten Komplott erschoss Papa Doc ihn und seine Familie und sprengte dann ihr verdammtes Haus in die Luft. (Ich glaube, P. Daddy wusste genau, mit was nur einem Geschöpf er es zu tun hatte.) Kein Dominikaner glaubt, dass Abbes dabei wirklich ums Leben kam. Er soll immer noch irgendwo auf der Welt auf die Rückkehr von El Jefe warten. Dann wird auch er sich aus den Schatten erheben.

waren. Für ihn verging kein Tag, an dem sein Leben nicht in Gefahr war, er hatte keine feste Bleibe und tauchte ohne Vorwarnung bei Beli auf. Archie (wie er genannt wurde) besaß eine makellose Haarpracht, eine Brille wie Hector Lavoe und die Eindringlichkeit einer Diätberaterin in South Beach. Er verachtete die Nordamerikaner wegen ihrer stillen Invasion der DR und die Dominikaner wegen ihrer anexionistischen Unterwürfigkeit dem Norden gegenüber. Guacanagari hat uns alle verflucht! Dass seine Chefideologen ein paar Deutsche waren, die im Leben keinen Nigger getroffen hatten, den sie mochten, tat dabei nichts zur Sache.

Beiden Kerlen machte Beli es nicht leicht. Sie besuchte sie zu Hause und im Autohaus und verteilte ihre tägliche Ration Rührmichnichtan. Kein Treffen verging, ohne dass der Fiathändler sie um wenigstens einen einzigen Grabscher anflehte. Lass mich die beiden doch wenigstens mit dem Handrücken berühren, wimmerte er, aber beinahe jedes Mal bremste sie ihn kurz vor der Ziellinie aus. Arquimedes bewies wenigstens Klasse, wenn sie ihn abblitzen ließ. Er schmolte nicht und maulte auch nicht: Wofür zum Teufel verschwende ich mein Geld? Er betrachtete die Angelegenheit lieber philosophisch. Die Revolution wird nicht an einem Tag gewonnen, sagte er mit Bedauern, und dann schaltete er einen Gang zurück und unterhielt sie mit Geschichten über seine Flucht vor der Geheimpolizei.

Selbst einem Schwachkopf wie lack Pujols hielt sie die Treue, ja, aber irgendwann kam sie doch über ihn hinweg. Sie war eine Romantikerin, aber keine pendeja. Als sie schließlich wieder zu sich kam, war die Lage allerdings, gelinde gesagt, heikel. Das ganze Land war im Aufruhr; nach der missglückten Invasion von 1959 war eine Untergrundbewegung jugendlicher Verschwörer aufgefliegen, und überall wurden

junge Menschen verhaftet, gefoltert und ermordet. Politik, zischte Juan mit Blick auf die vielen leeren Tische, *Politik*. Jose gab keinen Kommentar ab, er setzte sich einfach in sein Zimmer im oberen Stock und reinigte seine Smith & Wesson. Ich weiß nicht, ob ich diesmal heil rauskomme, sagte Arquimedes einmal und legte es frech auf einen Mitleidsfick an. Dir passiert schon nichts, schnaubte Beli und schüttelte seine Umarmung ab. Am Ende behielt sie recht, aber er war einer der wenigen, dem die Eier nicht gebraten wurden. (Archie lebt heute noch, und wenn ich mit meinem Kumpel Pedro durch die Hauptstadt fahre, entdecke ich manchmal seine Visage auf dem Wahlkampfplakat einer radikalen Splitterpartei, deren Programm einzig darin besteht, die Dominikanische Republik wieder mit Strom zu versorgen. Pedro prustet dann: Ese ladr6n no va' pa' ningUnla'o.)

Im Februar musste Lillian ihren Job aufgeben und aufs campo zurückgehen, um sich um ihre kranke Mutter zu kümmern; eine seftora, die sich, wie Lillian behauptete, einen Dreck darum geschert hatte, ob es ihr gut ging. Aber es ist das Schicksal von Frauen in aller Welt, immer unglücklich zu sein, stellte Lillian fest, und dann war sie verschwunden, und zurück blieb nur der billige Werbekalender, auf dem sie immer die Tage abgehakt hatte. Eine Woche später stellten die Gebrüder Then einen Ersatz ein. Ein neues Mädchen, Constantina. In ihren Zwanzigern, sonnig und liebenswert, mit einem cuerpo ganz pipa und null culo, eine »mujer alegre« (wie m~n damals sagte). Mehr als einmal erschien Constantina mittags direkt nach einer durchfeierten Nacht, dann roch sie nach Whiskey und altem Rauch. Muchacha, du kannst dir nicht vorstellen, eUo en que me met! anoche. Sie war entwaffnend locker und fluchte wie ein Ha-

fenarbeiter, und vielleicht weil sie in ihr eine verwandte einsame Seele erkannte, mochte sie unsere Kleine auf Anhieb. Meine hermanita, so nannte sie Beli. Das schönste Mädchen überhaupt. Du bist der Beweis dafür, dass Gott Dominikaner ist.

Constantina war diejenige, die ihr endlich die Traurige Ballade von Jack Pujols entlockte.

Ihr Rat? Vergiss diesen hijo de la porra, diesen comehuevo. Jeder desgraciado, der hier hereinspaziert, verliebt sich in dich. Du könntest die ganze maldito Welt haben, wenn du wolltest.

Die Welt! Das war ihr größter Wunsch, aber wie sollte der sich erfüllen? Sie beobachtete den Verkehr den Park entlang und wusste es nicht.

Eines Tages machten die Mädchen aus einer Laune heraus früher Feierabend, gingen mit ihrem Geld zum Spanier die Straße runter und kauften sich Kleider im Partnerlook.

Jetzt bist du candela, sagte Constantina anerkennend.

Und was machen wir jetzt?, fragte Beli.

Ein schiefes Lächeln. Also, ich gehe ins Hollywood zum Tanzen. Ein buen amigo von mir arbeitet an der Tür, und ich habe gehört, da sind heute eine ganze Reihe reicher Männer, die nichts anderes zu tun haben, als mich anzuhimmeln, ay si. Sie strich sich mit den Händen wedelnd über die geschwungenen Hüften. Dann ließ sie das Theater sein. Wieso, will die Prinzessin von der Privatschule etwa mitkommen?

Beli überlegte einen Augenblick. Dachte an La Inca, die zu Hause auf sie wartete. Und an ihr gebrochenes Herz, dessen Schmerz langsam schwand.

Ja. Ich will mit.

Da war sie, die Entscheidung, die alles verändern sollte.

Oder wie sie Lola in ihren letzten Tagen erzählte: Ich wollte einfach nur tanzen. Und bekommen habe ich *esto*, sagte sie und schloss mit einer ausladenden Geste alles ein: das Krankenhaus, ihre Kinder, ihren Krebs, Amerika.

EL HOLLYWOOD

Das El Hollywood war Belis erster richtiger Club.¹⁵ Man muss sich das so vorstellen: Das El Hollywood war der absolute In-Laden in Bani, wie das Alexander, das Cafe Atlantico und das Jet Set in einem. Raffinierte Beleuchtung, opulentes Dekor, guapos in feinem Zwirn und Frauen in Paradiesvogelposes, die Kapelle auf der Bühne wie eine Heimsuchung aus der Welt des Rhythmus, Tänzer, die in ihren Schritten aufgingen, als wollten sie dem Tod den Rücken kehren - alles vorhanden. Vielleicht war es nicht ganz Belis Liga, die sich keine Drinks bestellen konnte und auf dem Barhocker ihre billigen Schuhe verlor, aber sobald die Musik spielte, zählte das alles nicht. Ein untersetzter Buchhalter streckte ihr die Hand entgegen, und für die nächsten zwei Stunden vergaß Beli, wie verlegen und verzagt sie war, und tanzte einfach. Dios mio, und wie sie tanzte! Sie tanzte wie auf Wolken und verschliss Partner um Partner. Der Bandleader, ein graumeliertes veterano mit einem Dutzend Touren durch Lateinamerika und Miami auf dem Buckel, rief sogar: *La negra esta encendida! La negra esta encendida, absolut!* Da ist endlich ihr Lächeln: Merkt es euch, ihr bekommt es nicht oft zu sehen. Alle hielten sie für eine bailari-

¹⁵ Einer von Trujillos Lieblingsclubs, wie meine Mutter mir sagte, als das Manuskript fast fertig war.

na cubana aus einer der Shows und konnten nicht glauben, dass sie auch dominicana war. Das gibt's nicht, no 10 pareces, usw. usw.

Und inmitten dieses Taumels aus pasos, guapos und M-
tershave tauchte er auf. Sie wartete an der Bar darauf, dass Tina von einer »Zigarettenpause« zurückkam. Ihr Kleid war zerknittert, die Locken zerzaust, ihre Füße fühlten sich an wie nach einem Anfängerkurs im Fußbinden. Er dagegen war der Inbegriff cooler Gelassenheit. Hier ist er, zukünftige Generationen der de Le6ns und Cabrals: der Mann, der eurer Urmutter das Herz stahl, der sie und die ihren in die Diaspora katapultierte. In einem Rat- Pack- Ensemble aus schwarzem Smoking und weißer Hose und ohne eine Schweißperle am Körper, als käme er direkt aus einem Kühlraum. Er war attraktiv auf diese zwielichtige, korpulente Hollywoodart, wie ein Filmproduzent aus den Vierzigern, mit leicht verquollenen grauen Augen, die viel gesehen hatten (und denen wenig entging). Fast eine Stunde lang hatte er Beli beobachtet, das hatte sie durchaus bemerkt. Der Nigger war anscheinend eine große Nummer, jeder im Club zollte ihm Respekt, und er war mit so viel Gold behangen, dass es als Lösegeld für Atahualpa gereicht hätte.

Sagen wir einfach, ihre erste Begegnung verlief nicht gerade vielversprechend. Darf ich dir einen Drink ausgeben?, fragte er, und als sie sich wendete, como una ruda, packte er sie fest am Arm und sagte: Wohin willst du, morena? Und damit war es aus: A Beli 1e salio el10bo. Erstens ließ sie sich nicht gerne anfassen. Gar nicht, niemals. Zweitens war sie keine morena (sogar der Autohändler wusste es besser und nannte sie india). Und drittens war da ihr Temperament. Als der Obergangster ihr den Arm verdrehte, brauchte sie von Null auf Tobsucht weniger als 0,2 Sekunden. Sie kreischte:

No. Me. Toques! Sie warf ihren Drink, ihr Glas und dann ihre Handtasche nach ihm -wäre ein Baby in der Nähe gewesen, hätte sie auch das geworfen. Dann beschmiss sie ihn mit einem Stapel Cocktailservietten und beinahe hundert Olivenspießchen, und nachdem die über den Boden getanzt waren, stürzte sie sich in einer der größten Street-Fighter-Attacken aller Zeiten auf ihn. Während in nie dagewesener Weise Schläge auf ihn niederprasselten, duckte der Gangster sich und bewegte sich nur, um vereinzelte Hiebe gegen sein Gesicht abzuwehren. Als sie fertig war, hob er den Kopf wie aus einem Schützenloch und legte einen Finger an die Lippen. Du hast eine Stelle übersehen, sagte er ernst.

Nunja.

Das war nicht mehr als ein einfaches Gefecht. Der Kampf, den sie mit La Inca ausfocht, als sie nach Hause kam, war um einiges bemerkenswerter. La Inca war wach geblieben und erwartete sie mit einem Gürtel in der Hand; als Beli, erschöpft vom Tanzen, das Haus betrat, hob La Inca im Licht der Kerosinlampe den Gürtel hoch, und Beli heftete den Blick ihrer Diamantaugen auf sie. Das Urmotiv der Begegnung von Tochter und Mutter in jedem Land der Welt. Mach doch, Madre, sagte Beli, aber La Inca konnte es nicht, die Kraft verließ sie. Hija, wenn du noch einmal zu spät kommst, musst du dieses Haus verlassen, und Beli sagte: Keine Sorge, ich zieh noch früh genug aus. In dieser Nacht weigerte La Inca sich, das Bett mit ihr zu teilen; sie schlief in ihrem Schaukelstuhl, sprach am nächsten Tag kein Wort mit ihr und ging allein zur Arbeit, wobei ihre Enttäuschung über ihr auftragte wie ein Wolkenpilz. Keine Frage:

Belis Sorge hätte eigentlich ihrer madre gelten müssen, aber stattdessen brütete sie die restliche Woche darüber, wie dumm dieser gordo azaroso doch war, der ihr (in ihren Wor-

ten) den ganzen Abend ruiniert hatte. Fast jeden Tag erzählte sie dem Autohändler und Arquimedes in allen Einzelheiten von der Begegnung, und mit jeder Wiederholung fügte sie weitere Übergriffe hinzu, die eigentlich nicht stattgefunden hatten, aber dem Geiste nach zu stimmen schienen. Un bruto, so nannte sie ihn. Un animal. Wie kann er es nur wagen, mich anfassen zu wollen! Als wäre er was Besonderes, ese poco hombre, ese mamahuevo!

Er hat dich also geschlagen? Der Autohändler versuchte vergeblich, ihre Hand auf sein Bein zu legen. Vielleicht sollte ich das auch versuchen.

Dann bekommst du genau das Gleiche wie er, sagte sie. Arquimedes, der in letzter Zeit immer in einem Wandschrank stand, wenn sie ihn besuchte (nur für den Fall, dass die Geheimpolizei ins Zimmer platzte), erklärte den Gangster zu einem typischen Bourgeois; seine Stimme klang durch die ganzen Kleider hindurch, die ihr der Autohändler gekauft hatte (und die Beli bei Arquimedes aufbewahrte). (Ist das *Nerz?*, fragte er. Kaninchen, antwortete sie unwirsch.)

Ich hätte ihn niederstechen sollen, sagte sie Constantina.

Muchacha, ich glaube, er hätte *dir* einen Stich verpassen sollen.

Was zum Teufel soll das denn heißen?

Ich finde nur, du redest ganz schön viel über ihn.

Nein!, erwiderte sie hitzig. So ist das nicht.

Dann hör auf, ständig von ihm zu erzählen. Tina blickte auf eine nicht vorhandene Uhr. Fünf Sekunden. Das muss ein Rekord sein.

Sie versuchte, ihn nicht mehr über ihre Lippen zu lassen, aber es war hoffnungslos. Ihr Unterarm schmerzte in den seltsamsten Situationen, und sie fühlte sich von seinem Dackelblick überall verfolgt.

Am Freitag darauf herrschte Hochbetrieb im Restaurant; der Ortsverband der Dominikanisehen Partei versammelte sich, und die Angestellten rackerten sich von früh bis spät den Arsch ab. Beli, die solchen Trubel mochte, bewies wieder einmal, wie sehr ihr harte Arbeit lag, und Jose musste sogar aus seinem Büro hervorkommen, um beim Kochen zu helfen. Er verehrte dem Vorsitzenden des Ortsvereins eine Flasche mit, wie er behauptete, »chinesischem Rum«, dabei war es in Wirklichkeit ein Johnnie Walker, von dem er das Etikett abgekratzt hatte. Die höheren Ränge genossen ihr Chow Fun ungemein, aber das Fußvolk vom campo stocherte verdrossen in den Nudeln herum und fragte immer wieder, ob es kein arroz con habichuelas gebe, was natürlich nicht der Fall war. Alles in allem war die Veranstaltung ein Erfolg, und man hätte nie vermutet, dass gerade ein schmutziger Krieg stattfand. Nachdem sie dem letzten Betrunkenen auf die Beine und in ein Taxi geholfen hatten, fragte Beli Tina putzmunter: Können wir wieder hingehen?

Wohin?

Ins EI Hollywood.

Dafür müssten wir uns erst umziehen ...

Kein Problem, ich habe alles dabei.

Und im Handumdrehen stand sie an seinem Tisch.

Einer seiner Begleiter sagte: He, Dionisio, ist das nicht die Kleine, que te dio una pela letzte Woche?

Der Gangster nickte mürrisch.

Sein Kumpel musterte sie von oben bis unten. Dann hoffe ich mal für dich, dass sie keinen Rückkampf will. Ich glaube, den überlebst du nicht.

Woraufwartest du?, fragte der Gangster. Die Glocke? Tanz mit mir. Jetzt war die Reihe an ihr, ihn zu packen und auf die pista zu ziehen.

Er mochte ein kompaktes Stück Smoking und Muskeln sein, aber er bewegte sich wie ein Traum. Du bist meinetwegen hergekommen, oder?

Ja, sagte sie, und erst da wusste sie es.

Schön, dass du nicht gelogen hast. Ich mag keine Lügner. Er legte ihr einen Finger unter das Kinn. Wie heißt du?

Sie riss den Kopf zur Seite. Ich bin Hypatia Belicia Cabral.

Nein, antwortete er mit der Ernsthaftigkeit eines Zuhälters alter Schule. Du bist meine Schöne.

DER GANGSTER, VON DEM WIR ALLE TRÄUMEN

Wie viel Beli über den Gangster wusste, werden wir nie erfahren. Ihrer Behauptung nach hat er ihr nur erzählt, er sei ein Geschäftsmann. Natürlich habe ich ihm geglaubt. ywie hätte ich es auch besser wissen sollen?

Nun, ein Geschäftsmann war er sicherlich, aber er war auch ein Lakai des Trujillato, und kein unbedeutender. Versteht mich nicht falsch: Unser Knabe war kein Ringgeist, aber er war auch kein Ork.

Weil Beli sich über die Sache ausschwig und andere sich immer noch unwohl fühlen, wenn es um das Regime geht, sind die Informationen über den Gangster lückenhaft; ich werde euch erzählen, was ich zutage fördern konnte, und der Rest wird warten müssen, bis die paginas en blanco endlich sprechen.

Der Gangster kam Anfang der zwanziger Jahre in Samana als vierter Sohn eines Milchmanns zur Welt, ein plärendes, von Würmern befallenes Balg, von dem niemand irgendetwas erwartete; diese Ansicht unterstrichen seine

Eltern damit, dass sie ihn hinauswarfen, als er sieben Jahre alt war. Aber die Leute unterschätzen immer, was die Aussicht auf ein Leben voller Hunger, Machtlosigkeit und Demütigungen im Charakter eines jungen Menschen hervorbringen kann. Bereits mit zwölf bewies der Gangster, dieser dürre, unauffällige Junge, eine für sein Alter ungewöhnliche Findigkeit und Furchtlosigkeit. Mit seiner Behauptung, der Verhinderte Viehdieb hätte ihn »inspiriert«, zog er die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei auf sich, und bevor man SIM-salabim sagen konnte, infiltrierte unser Knabe Gewerkschaften und verpiff sindicatos, wo er ging und stand. Mit vierzehn tötete er seinen ersten »comunista«, ein Gefallen für den schrecklichen Felix Bernardino,¹⁶ und anscheinend führte er den Auftrag derart spektakulär, so verdammt grobklotzig aus, dass die Hälfte der Linken von Ban! die DR sofort gegen die relative Sicherheit Nueva Yorks eintauschte. Mit dem Geld, das er dabei

¹⁶ Felix Wenceslao Bernardino, aufgewachsen in La Romana, war einer von Trujillos finstersten Handlangern, sein Hexenkönig voti Angmar. Er war Konsul in Kuba, als der exilierte dominikanische Gewerkschaftsfunktionär Mauricio Baez in den Straßen Havannas ermordet wurde; das Verbrechen wurde nie aufgeklärt. Gerüchten zufolge soll Felix auch bei der fehlgeschlagenen Ermordung des dominikanischen Exilführers Angel Morales mitgemischt haben (die Mörder überraschten seinen Sekretär beim Rasieren, hielten ihn wegen des Rasierschaums für Morales und durchsiebten ihn mit Kugeln.) Außerdem waren Felix und seine Schwester Minerva Bernardino (die erste weibliche Botschafterin bei den Vereinten Nationen) in New York City, als Jesus de Galindez auf mysteriöse Weise auf seinem Heimweg an der U-Bahn-Station Columbus Circle verschwand. Wenn das mal kein reisender Revolverheld war. Es heißt, die Macht Trujillos habe ihn nie verlassen; der Drecksack starb in hohem Alter in Santo Domingo, bis zum Ende ein Trujillista, der seine haitianischen Arbeiter lieber ertränkte, als sie zu bezahlen.

verdiente, kaufte er sich einen neuen Anzug und vier Paar Schuhe.

Von diesem Moment an waren unserem jungen Schurken keine Grenzen gesetzt. Während der folgenden zehn Jahre reiste er immer wieder nach Kuba und versuchte sich als Fälscher, Dieb, Erpresser und Geldwäscher - alles zum ewigen Ruhm des Trujillato. Es gab sogar Gerüchte, wenn auch keine Beweise, dass es unser Gangster war, der Mauricio Baez 1950 in Havanna mit einem Hammer erschlug. Wer weiß? Die Möglichkeit scheint zu bestehen; zu dieser Zeit besaß er bereits gute Kontakte zur Unterwelt von Havanna und hatte ganz offensichtlich keine Hemmungen, irgendwelche Wichter umzubringen. Handfeste Beweise sind allerdings rar. Unbestreitbar ist immerhin, dass er ein Liebling von Johnny Abbes und Porfirio Rubirosa war. Der Palacio hatte ihn mit einem Sonderpass ausgestattet, und in einem Zweig der Geheimpolizei führte er den Rang eines Majors.

Großes Geschick bewies unser Gangster in vielen niederträchtigen Dingen, aber in einer Sache ragte er wirklich heraus, dort brach er Rekorde und schnappte sich das Gold: im Fleischhandel. Damals wie heute war Santo Domingo für pop6la, was die Schweiz für Schokolade ist. Und das Fesseln, Verkaufen und Erniedrigen von Frauen hatte etwas an sich, das in unserem Gangster das Beste zum Vorschein brachte; er hatte ein Händchen dafür, ein echtes Talent nennen wir ihn den Caracaracol de Culo. Mit zweiundzwanzig betrieb er eine Reihe von Bordellen in der Hauptstadt und ihrer Umgebung und besaß Häuser und Autos in drei Ländern. Nie enthielt er dem Jefe etwas vor, egal, ob es um Geld, Lobpreisung oder ein gutes Stück culo aus Kolumbien ging; er war dem Regime so treu, dass er sogar einmal in einer Bar einen Mann erschlug, nur weil der den Namen von

EI Jefes Mutter falsch ausgesprochen hatte. Dieser Mann, soll EIJefe gesagt haben, ist mal wirklich *capaz*.

Die Ergebenheit des Gangsters blieb nicht ohne Belohnung. Mitte der vierziger Jahre war der Gangster kein einfacher, gutbezahlter Gauner mehr, sondern wurde ein *alguien* - Fotos zeigen ihn in der Gesellschaft der drei Hexenkönige des Regimes: Johnny Abbes, Joaquin Balaguer und Felix Bernardino -, und auch, wenn es kein Bild mit ihm und EI Jefe gibt, besteht kein Zweifel, dass die beiden zusammen das Brot gebrochen und über Geschäfte gesprochen haben. Denn das Große Auge persönlich übertrug dem Gangster die Kontrolle über mehrere Zweigstellen von Trujillos Familienunternehmen in Venezuela und Kuba, und unter seiner drakonischen Führung stieg die Fick-Rendite der dominikanischen Sexarbeiterinnen auf das Dreifache. In den vierziger Jahren erlebte der Gangster seine Blütezeit; im Stil eines Zuhälterkönigs bereiste er Nord- und Südamerika vom einen Ende zum anderen, von Rosario bis Nueva York, wohnte in den besten Hotels, vögelte die heißesten Bräute (wobei er als *sureno* nie seine Vorliebe für *morenas* verlor), dinierte in Vier-Sterne-Restaurants und plauderte mit Erzscurken aus aller Welt.

Als unermüdlicher Opportunist machte er Geschäfte, wo immer er war. Koffer voller Dollarnoten begleiteten ihn auf seinen Reisen, egal ob er die Hauptstadt verließ oder zurückkehrte. Aber das Leben war nicht immer angenehm. Es gab reichlich Gewalttaten, reichlich Schlägereien und Messerstechereien. Er selbst überlebte eine Reihe von Mordversuchen, und nach jedem Feuergefecht, jeder Schussattacke aus vorbeifahrenden Autos kämmte er sich, ganz Dandy, das Haar und richtete seine Krawatte. Er war ein echter Gangster, kriminell bis auf die Knochen; er lebte das Leben, über das diese ganzen Rap-Imitate nur Reime schmieden können.

Zu dieser Zeit erhielt auch seine lange Liebelei mit Kuba einen offiziellen Anstrich. Es mag ja sein, dass der Gangster Venezuela mit seinen vielen, langbeinigen mulatas sehr mochte und für Argentiniens große, kühle Schönheiten heiß entflammt war, auch mochten ihn die unvergleichlichen Brünetten Mexikos entzückt haben, aber bis ins Herz traf ihn nur Kuba, nur hier fühlte er sich zu Hause. Vorsichtig geschätzt verbrachte er mindestens sechs Monate im Jahr in Havanna; seinem Faible zu Ehren führte die Geheimpolizei ihn sogar unter dem Codenamen MAX GOMEZ. SO oft, wie er nach Havanna reiste, war es weniger Pech als vielmehr unvermeidlich, dass er am Silvesterabend 1958, in der gleichen Nacht, in der Fulgencio Batista aus Havanna floh und ganz Lateinamerika sich veränderte, zusammen mit Johnny Abbes in Havanna feierte und aus dem Nabel minderjähriger Huren Whiskey schlürfte, während die Guerillakämpfer Santa Clara erreichten. Sie entkamen nur, weil ein Informant des Gangsters im rechten Moment auftauchte. Am besten verschwindet ihr sofort, sonst hängen sie euch noch an euren huevos auf! Durch einen der größten Schnitzer der dominikanischen Geheimpolizei hätte Johnny Abbes es an jenem Abend fast nicht aus Havanna hinaus geschafft; die Dominikaner erwischten gerade noch das allerletzte Flugzeug, in dem der Gangster sich die Nase am Fenster platt-drückte; er sollte nie zurückkehren.

Als Beli dem Gangster begegnete, steckte ihm diese schmachvolle mitternächtliche Flucht noch immer in den Knochen. Abgesehen von den finanziellen Verflechtungen trug Kuba entscheidend zu seinem Ansehen bei - zu seiner Männlichkeit geradezu -, und unser Mann konnte sich immer noch nicht damit abfinden, dass dieses Land einem Haufen armseliger Studenten in die Hände gefallen war. An

manchen Tagen ging es ihm besser als an anderen, aber immer, wenn er Neuigkeiten über die Revolution erfuhr, raufte er sich die Haare und attackierte die nächste Wand. Kein Tag verging, an dem er nicht gegen Batista wettete (Dieser Ochse! Dieser Bauer!), gegen Castro (Dieser kommunistische Ziegenficker!) oder den CIA-Chef Allen Dulles (Dieser Waschlappe!), der Batista nicht von seiner unsinnigen Muttertagsamnestie hatte abbringen können, die Fidel und die anderen moncadistas befreit und es ihnen erlaubt hatte, weiterzukämpfen. Wenn Dulles jetzt hier vor mir stehen würde, dann würde ich ihn abknallen, schwor er Beli, und danach würde ich seine Mutter abknallen.

Offenbar hatte das Leben dem Gangster einen Tiefschlag versetzt, und er wusste nicht, wie er damit umgehen sollte. Die Zukunft sah düster aus, und zweifellos ließ ihn der Fall Kubas seine eigene Sterblichkeit und auch die Trujillos erahnen. Das könnte erklären, warum er nicht lang fackelte und Beli ohne zu zögern besprang. Welcher Bruder in mittleren Jahren hat denn nicht schon versucht, sich durch den Zauber einer frischen Muschi zu verjüngen? Und wenn es stimmte, was sie ihrer Tochter später ständig erzählte, dann besaß Beli eine der besten Muschis weit und breit. Die aufreizende Landenge ihrer Taille allein hätte schon genügt, um tausend yolas in See stechen zu lassen, und wenn die Jungs aus der Oberschicht auch Probleme mit ihr haben mochten, so war der Gangster ein Mann von Welt und hatte schon mehr prietas gevögelt, als man zählen konnte. Dieser Mist kümmerte ihn nicht. Er wollte einfach an Belis riesigen Brüsten saugen und sie ficken, bis ihre Muschi ein Sumpf aus Mangosaft wurde, er wollte sie nach Strich und Faden verwöhnen, damit Kuba und sein Versagen dort verblassten. Clavo saca clavo, wie die viejos sagen, und nur ein

Mädchen wie Beli konnte einen Mann das Debakel von Kuba vergessen lassen.

Zuerst hegte Beli Bedenken wegen des Gangsters. Jack Pujols hatte ihren idealen amor verkörpert, und da war nun dieser Caliban in mittleren Jahren, der sich die Haare färbte und dessen Rücken und Schultern ein leichter Pelz bedeckte. Eher ein Schiedsrichter an der dritten Base als ein Avatar ihrer glorreichen Zukunft. Allerdings sollte man nie unterschätzen, was man mit Beharrlichkeit erreichen kann - zusammen mit haufenweise Imitation und Privilegien. Der Gangster machte unserer Kleinen den Hof, wie es nur Nigger mittleren Alters können: Mit selbstsicherer Gelassenheit und unbefangenen cursi-Gesten brachte er ihre Zurückhaltung zum Bröckeln. Er überschüttete sie mit so vielen Blumen, dass es für einen Kranz um ganz Azua gereicht hätte, ein Feuerwerk an Rosen bei der Arbeit und zu Hause. (Wie romantisch, seufzte Tina. Wie vulgär, schimpfte La Inca.) Er führte sie in die vornehmsten Restaurants der Hauptstadt aus, besuchte mit ihr Clubs, die außer ihren Musikern noch nie einen prieto in ihren Räumen geduldet hatten (so mächtig war der Typ, konnte sogar das Verbot für Schwarze brechen), Läden wie das Hamaca und das Tropicalia (allerdings nicht den Country Club, solche Strippen konnte nicht mal er ziehen). Er schmeichelte ihr mit erstklassigen muelas (soweit ich gehört habe, bezahlte er ein paar College-Cyranos für regen Nachschub). Verwöhnte sie mit Theater, Kino und Ballett, kaufte ihr Schränke voller Kleidung und Piratentrühen voller Juwelen, stellte sie berühmten Stars vor und einmal sogar Ramfis Trujillo selbst - anders gesagt zeigte er ihr die verdammte Welt (zumindest die der DR). Ihr wärt überrascht, wie gut selbst ein Dickkopf wie Beli, die so sehr einer Idealvorstellung von Liebe nachhing, ihre Sicht

noch einmal überdenken konnte, und sei es auch nur für den Gangster.

Er war ein komplizierter (manche würden sagen: komischer) Mann, der oft lächelte (manche würden sagen: lächerlich war) und Beli ausgesprochen rücksichtsvoll und zärtlich behandelte, und unter ihm (buchstäblich wie metaphorisch) beendete sie die Lektionen, die im Restaurant begonnen hatten. Er war ein *hombre bien social*, ging gerne aus, um zu sehen und gesehen zu werden, und das passte perfekt zu Belis eigenen Träumen. Aber gleichzeitig machten ihm seine früheren Taten zu schaffen. Einerseits war er stolz auf das, was er erreicht hatte. Ich habe es ganz allein geschafft, sagte er zu Beli, ohne jede Hilfe. Ich besitze Autos, Häuser, Strom, Anzüge, *prendas*, aber als ich ein *nifio* war, hatte ich nicht mal ein Paar Schuhe. Kein einziges Paar. Ich hatte keine Familie. Ich war eine Waise. Verstehst du?

Sie, selbst eine Waise, verstand vollkommen.

Auf der anderen Seite quälten ihn seine Verbrechen.

Wenn er zu viel trank, und das tat er oft, murmelte er Sätze wie: Wenn du wüsstest, welche *diabluras* ich begangen habe, wärst du jetzt nicht hier. Und manchmal wachte sie nachts auf, weil er weinte. Das wollte ich nicht tun! Das wollte ich nicht!

In einer solchen Nacht, als sie seinen Kopf in ihren Schoß bettete und ihm die Tränen fortwischte, wurde ihr mit einem Schlag bewusst, dass sie diesen Gangster liebte.

Beli war verliebt! Runde zwei! Aber im Gegensatz zu der Geschichte mit Pujols war es dieses Mal echt und wahr: Reine, unverschnittene, ungetrübte Liebe, der Heilige Gral, der ihre Kinder ihr Leben lang verhexen sollte. Vergesst nicht, dass Beli sich danach gesehnt, danach gehungert hatte, verliebt zu sein und auch geliebt zu werden (in

Echtzeit gemessen nicht sonderlich lange, aber dem Chronometer ihrer Pubertät nach eine Ewigkeit). Während ihrer ersten, verlorenen Kindheit hatte sie nie die Gelegenheit dazu bekommen, und in der Zeit danach hatte ihre Sehnsucht Schicht um Schicht zugelegt, wie ein Katana, das beim Schmieden gefaltet wird, bis es schließlich schärfer ist als die Wahrheit. Mit dem Gangster bekam unsere Kleine endlich ihre Chance. Wen wundert es, dass in den letzten vier Monaten ihrer Beziehung die Gefühle nur so strömten? Es kam, wie erwartet: Sie, die Tochter des Untergangs, seiner stärksten Strahlung ausgesetzt, liebte mit der Macht einer Kernschmelze.

Und der Gangster? Normalerweise wäre ihm ein so schwärmerisches Spielzeug schnell langweilig geworden, aber die Wirbelstürme der Geschichte hatten den Gangster auf den Boden geholt, und so konnte er nicht anders, als ihre Liebe zu erwidern. Mit den Lippen stellte er Schecks aus, die nicht mal ansatzweise gedeckt waren. Er versprach ihr, dass er mit ihr nach Miami und Havanna reisen würde, wenn der Ärger mit den Kommunisten erst einmal vorüber wäre. Ich kaufe dir in beiden Städten ein Haus, nur damit du weißt, wie sehr ich dich liebe!

Ein Haus?, flüsterte sie. Ihr stellten sich die Haare auf.
Du lügst doch!

Ich lüge nicht. Wie viele Zimmer willst du?

Zehn?, sagte sie unsicher.

Zehn ist doch gar nichts. Sagen wir zwanzig!

Welche Flausen er ihr in den Kopf setzte. Dafür hätte ihn jemand verhaften sollen. Und glaubt mir, La Inca zog es in Erwägung. Er ist ein Zuhälter, schimpfte sie. Ein Dieb der Unschuld! Es spricht einiges dafür, dass La Inca recht hatte und der Gangster nichts anderes war als ein alter chulo, der

Belis Naivität ausnutzte. Betrachtete man es allerdings etwas, sagen wir, wohlwollender, *könnte* man auch sagen, dass der Gangster unsere Kleine abgöttisch liebte und dass Liebe zu den größten Geschenken gehörte, die ihr je gemacht wurden. Diese Liebe fühlte sich unglaublich gut an, sie erschütterte Beli bis ins Mark. (*Zum ersten Mal hatte ich wirklich das Gefühl, meinen Körper zu besitzen, als wäre er ich und ich er.*) Durch ihn fühlte sie sich guapa und begehrt und sicher, und das hatte vor ihm noch niemand geschafft. Niemand. Wenn sie die Nacht gemeinsam verbrachten, strich er mit der Hand über ihren nackten Körper, ein Narziss, der seinen See liebte, und murmelte immer wieder: Guapa, guapa. (Die Brandnarben auf ihrem Rücken störten ihn nicht: Sie sehen aus wie ein Bild von einem cic16n, und genau das bist du, meine negrita, una tormenta en la madrugada.) Der geile alte Bock konnte sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang lieben, und er war es auch, der ihr alles über ihren Körper, ihre Orgasmen, ihre Rhythmen beibrachte und der sagte: Sei mutig, und das muss man anerkennen, egal, was am Ende geschah.

Mit dieser Mfäre legte Beli ihren Rufin Santo Domingo endgültig in Schutt und Asche. Niemand in Bani wusste genau, wer der Gangster war und was er machte (er hielt seine Geschäfte schön geheim), aber es reichte, dass er ein Mann war. In den Augen von Belis Nachbarn hatte diese prieta comparona endlich ihre wahre Stellung im Leben gefunden, nämlich als cuero. Leute von früher haben mir erzählt, dass Beli während ihrer letzten Monate in der DR mehr Zeit in Stundenmotels als in der Schule verbrachte sicherlich eine Übertreibung, aber auch ein Zeichen dafür, wie tief unsere Kleine im Ansehen des pueblós gesunken war. Und Beli unternahm nichts dagegen, im Gegenteil, sie

war eine schlechte Gewinnerin. Nachdem sie den Sprung in privilegiere Gefilde geschafft hatte, stolzierte sie triumphierend durch ihr Viertel und strafte alles und jeden, der nicht der Gangster war, mit ätzender Missachtung. Los Pescadores tat sie als Vorhof zum »infierno« ab und ihre Nachbarn als »brutos« und »cochinos«; sie prahlte damit, dass sie bald in Miami wohnen würde und dieses Un-Land nicht mehr lange ertragen müsste. Auch zu Hause erhielt sich unsere Kleine nicht einmal mehr ein Mindestmaß an Achtbarkeit. Blieb die ganze Nacht weg und machte sich Dauerwellen, wann immer sie wollte. La Inca wusste nicht mehr, was sie mit ihr machen sollte; alle Nachbarn rieten ihr, sie solle das Mädchen zu einem blutigen Klumpen zusammenschlagen (Vielleicht musst du sie sogar umbringen, sagten sie mit Bedauern), aber La Inca konnte nicht erklären, was es bedeutet hatte, vor all den Jahren dieses verbrannte Mädchen in einem Hühnerstall zu finden, wie dieser Anblick sie durchdrungen und alles neu geordnet hatte, sodass sie jetzt einfach nicht die Kraft besaß, die Hand gegen das Mädchen zu erheben. Allerdings hörte sie nie auf, ihr ins Gewissen zu reden.

Was ist mit dem College?

Ich will nicht zum College.

Was willst du denn machen? Dein Leben lang die Freundin eines Gangsters bleiben? Deine Eltern, Gott habe sie selig, haben sich etwas Besseres für dich gewünscht.

Ich habe dir doch gesagt, komm mir nicht mit denen. Außer dir habe ich keine Eltern.

Dann sieh dir mal an, wie du mich behandelst. Sieh es dir an. Vielleicht haben die Leute recht, sagte La Inca verzweifelt. Vielleicht bist du wirklich verflucht.

Beli lachte. Du vielleicht, aber ich nicht.

Sogar die Chinesen mussten auf Belis neues Auftreten reagieren.

Wir lassen dich, sagte Juan.

Ich verstehe nicht.

Er leckte sich die Lippen und versuchte es noch einmal.

Wir müssen dich lassen.

Du bist gefeuert, sagte Jose. Leg deine Schürze bitte auf die Theke.

Der Gangster hörte davon, am nächsten Tag besuchten ein paar seiner Schläger die Brüder Then, und ganz plötzlich war unsere Kleine wieder eingestellt. Aber es war nicht mehr so wie früher. Die Brüder redeten nicht mehr mit ihr, sie erzählten ihr keine Geschichten mehr über ihre Jugend in China und auf den Philippinen. Nachdem sie ein paar Tage lang angeschwiegen worden war, verstand Beli den Wink und ließ sich nicht mehr blicken.

Und jetzt bist du auch noch deinen Job los, lautete La Incas hilfreicher Kommentar.

Ich brauche keinen Job. Er wird mir ein Haus kaufen.

Ein Mann, dessen eigenes Haus du noch nie gesehen hast, will *dir* ein Haus kaufen? Und du glaubst ihm? Oh, hija.

Allerdings: Unsere Kleine glaubte.

Schließlich war sie verliebt! Das Gefüge der Welt bekam Risse - Santo Domingo steuerte auf einen völligen Zusammenbruch zu, das Trujillato wankte, an jeder Straßenecke standen Polizeibarrikaden -, und sogar die Kinder, mit denen sie zur Schule gegangen war, die klügsten und besten, wurden vom Terror mitgerissen. Ein Mädchen von der EI Redentor erzählte ihr, man habe Jack Pujols' kleinen Bruder dabei erwischt, wie er sich mit anderen gegen EI Jefe verbündet habe, und der ganze Einfluss des Obersts konnte den

Jungen nicht davor bewahren, dass man ihm mit Elektroschocks ein Auge ausbrannte. Beli wollte davon nichts hören. Immerhin war sie verliebt! Verliebt! Sie schwebte durch den Tag wie eine Frau mit einer Gehirnerschütterung. Nicht, dass sie die Telefonnummer des Gangster gekannt hätte, oder gar seine Adresse (ganz schlechtes Zeichen, Mädels). Auch verschwand er immer wieder ohne Vorwarnung für ein paar Tage (noch ein schlechtes Zeichen), und jetzt, da Trujillos Krieg gegen die Welt sein bitteres Crescendo erreichte (und da er Beli fest am Haken hatte), konnten sich die Tage zu Wochen dehnen, und wenn er von seinen »Geschäften« zurückkam, roch er nach Zigaretten und abgestandener Angst und wollte nur vögeln, und danach trank er Whiskey und führte am Fenster des Stundenmotels leise Selbstgespräche. Beli fiel auf, dass sein Haar grau nachwuchs.

Es gefiel ihr gar nicht, wenn er verschwand. Das ließ sie schlecht aussehen vor La Inca und den Nachbarn, die sie mit süßlicher Stimme fragten: Wo ist dein Erlöser jetzt, Moses? Sie verteidigte ihn natürlich gegen jede Kritik, kein Kerl besaß jemals einen besseren Anwalt, aber wenn er zurückkam, ließ sie es gewaltig an ihm aus. Schmollte, wenn er mit Blumen auftauchte, ließ sich von ihm in die teuersten Restaurants führen, lag ihm rund um die Uhr in den Ohren, dass er sie endlich aus diesem Viertel herausholen sollte, fragte ihn, was zum Teufel er in den letzten x Tagen getrieben hatte, erzählte von den Hochzeiten, von denen sie im *Listin* gelesen hatte, und nur, damit ihr seht, dass La Incas Zweifel nicht völlig verschwendet waren: Sie verlangte zu wissen, wann er sie endlich mit zu sich nach Hause nahm. Hija de la gran puta, jetzt hör schon auf mit dieser jodienda! Wir stecken mitten in einem Krieg! Er stand im Unterhemd vor ihr

und wedelte mit einer Pistole herum. Weißt du nicht, was die Kommunisten mit Mädchen wie dir machen? Sie hängen dich an deinen wunderbaren Titten auf. Und dann schneiden sie sie ab, genau wie bei den Huren auf Kuba!

Als der Gangster wieder einmal länger wegblieb, machte sie sich auf, um der Langeweile und der Schadenfreude in den Augen ihrer Nachbarn zu entkommen, und besuchte ein letztes Mal die Straße der dicken Eier - anders gesagt, sie schaute bei ihren alten Flammen vorbei. Angeblich wollte sie einen offiziellen Schlussstrich ziehen, aber ich glaube, sie fühlte sich einfach mies und brauchte etwas männliche Aufmerksamkeit. Was in Ordnung ist. Aber dann beging sie den klassischen Fehler, diesen dominikanischen hombres von ihrer neuen großen Liebe zu erzählen, und davon, wie glücklich sie war. Mädels: Macht so was nie. Niemals. Das ist in etwa so clever, als würde man dem Richter kurz vor dem eigenen Urteilsspruch erzählen, man hätte es seiner Mutter in der guten, alten Zeit mit der Hand besorgt. Der Autohändler, sonst immer so sanftmütig und höflich, warf eine Flasche Whiskey nach ihr und brüllte: Was, ich soll mich für einen dummen, stinkenden mona freuen? Sie waren in seinem Apartment am Ufer des Malecóns - der hat dir wenigstens sein Haus gezeigt, würde Constantina später frotzeln -, und wäre er ein besserer Pitcher gewesen, hätte er ihr damit den Schädel eingeschlagen und sie vielleicht vergewaltigt und umgebracht, aber sein Fastball streifte sie nur, und dann war sie an der Reihe. Mit der gleichen Flasche, die er nach ihr geworfen hatte, beförderte sie ihn mit vier Sinkerpitches an den Kopf ins Aus. Wenige Minuten später, als sie keuchend und barfuß in einem Taxi saß, wurde sie von der Geheimpolizei . angehalten, die sie hatte weglaufen sehen, und erst, als Beli befragt wurde, merkte sie, dass sie

immer noch die Flasche umklammert hielt, an deren Rand blutige Haare klebten, die glatten, blonden Haare des Autohändlers.

(Als die Polizisten härten, was passiert war, durfte ich gehen.)

Arquimedes musste man zugute halten, dass er vergleichsweise erwachsen reagierte. (Was vielleicht daran lag, dass sie ihm zuerst davon erzählte und noch nicht schnippisch geworden war.) Nach ihrem Geständnis hörte sie ein »leises Geräusch« aus dem Schrank, in dem er sich versteckte, und dann nichts mehr. Nach fünf Minuten voller Schweigen flüsterte sie: Ich gehe dann mal. (Persönlich sah sie ihn nie wieder, nur im Fernsehen, wenn er Reden hielt, und Jahre später fragte sie sich, ob er noch an sie dachte, so wie sie manchmal an ihn.)

Und, was hast du so gemacht?, fragte der Gangster, als er das nächste Mal auftauchte.

Nichts, sagte sie und schlang ihm die Arme um den Hals, rein gar nichts.

Einen Monat, bevor alles hochging, verbrachte der Gangster mit Beli einen Urlaub in Samana, seiner alten Gegend. Es war ihre erste richtige Reise zusammen, ein Friedensangebot nach einem besonders langen Fernbleiben, ein Schuldschein auf spätere Reisen ins Ausland. Für alle capitalefios, die nie über die Avenida 27 de Febrero hinauskommen oder glauben, Güaley sei das Zentrum des Universums: Samana es una chuleria. Einer der Übersetzer der KingJames-Bibel hat die Karibik bereist, und ich denke oft, dass ihm ein Ort wie Samana vor Augen gestanden haben muss, als er die Kapitel über den Garten Eden schrieb. Denn es war ein Eden, ein gesegneter Landstrich, wo mar und sol und Flora einen Bund geschmiedet und ein so dickköpfiges Volk hervorgebracht hatten, dass keine noch so hochtraben-

de Prosa es ganz beschreiben kannY Der Gangster war bester Laune, der Krieg gegen die Aufständischen schien prima zu laufen. (Wir haben sie in die Flucht geschlagen, brüstete er sich. Bald ist alles wieder gut.)

Beli würde diese Reise immer als ihre schönste Zeit in der DR in Erinnerung bleiben. Jedes Mal, wenn sie den Namen *Samanri* hörte, dachte sie an diese letzte primavera ihrer Jugend zurück, die primavera ihrer Vollkommenheit, als sie noch jung und schön war. Samana würde sie immer daran erinnern, wie sie sich geliebt hatten, wie das raue Kinn des Gangsters an ihrem Hals gekratzt hatte, wie das Mar Caribe die makellosen, unverbauten Strände umschmeichelt hatte. Es erinnerte sie an die Sicherheit, die sie hier empfand, und die Verheißung.

Drei Fotos gibt es von dieser Reise, und auf jedem lächelt Sie.

Sie taten all das, was wir Dominikaner so gerne in unserem Urlaub tun. Sie aßen *pescado frito* und wateten durch den rlo. Sie gingen am Strand spazieren und tranken Rum, bis das Fleisch hinter ihren Augen pochte. Zum ersten Mal überhaupt besaß Beli die absolute Kontrolle über ihre Bleibe, und so machte sie sich daran, Ehefrau zu spielen, während der Gangster friedlich in seiner hamaca döste, und entwarf ein

¹⁷ In meinem ersten Entwurf war Samana übrigens Jarabacoa, aber dann wies mich meine Freundin Leonie, meine Expertin vor Ort in allen Domo-Fragen, darauf hin, dass es in Jarabacoa keine Strände gibt. Wunderschöne Flüsse, aber keine Strände. Leonie teilte mir außerdem mit, dass der *Perrito* (s. erster Paragraph des ersten Kapitels, »Ein Ghettonerd und das Ende der Welt«) erst in den späten Achtzigern, frühen Neunzigern in Mode kam, aber dieses Detail konnte ich nicht ändern, das Bild gefiel mir einfach zu gut. Vergebt mir, Historiker des Modetanzes, vergebt mir!

Bild des Haushalts, den sie bald gründen würden. Morgens unterzog sie die cabaiia wahren Putzattacken und hängte üppige, bunte Blumen an jeden Balken und vor jedes Fenster; aus dem, was sie ihren Nachbarn abhandelte, Obst, Gemüse und Fisch, zauberte sie ein spektakuläres Mahl nach dem anderen - hier zeigte sie, was sie während ihrer verlorenen Jahre gelernt hatte -, und die Zufriedenheit des Gangsters, wenn er sich den Bauch tätschelte, sein aufrichtiges Lob, die leisen Blähungen, wenn er in der hamaca lag, all das war Musik in ihren Ohren! (Sie fand, sie wurde in dieser Woche zwar nicht vor dem Gesetz, aber sonst in jeder Hinsicht seine Frau.)

Sie und der Gangster kamen sogar dazu, einander das Herz auszuschütten. Nachdem er ihr am zweiten Tag sein altes Zuhause gezeigt hatte, das jetzt verlassen und von Hurrikans zerstört dastand, fragte sie: Vermisst du es manchmal, eine Familie zu haben?

Sie saßen im einzigen anständigen Restaurant der Stadt, in dem auch El Jefe bei seinen Besuchen aß (das erzählen sie einem dort noch heute). Siehst du die Leute da drüben? Er zeigte auf die Bar. Die haben alle Familie, das sieht man ihren Gesichtern an, sie haben Familien, die auf sie angewiesen sind und auf die sie selbst angewiesen sind, und für einige von ihnen ist das gut, für andere ist es nicht gut. Aber am Ende läuft es auf das Gleiche hinaus, weil keiner von ihnen frei ist. Sie können nicht machen, was sie wollen, oder sein, wer sie sein sollten. Ich habe vielleicht niemanden auf der Welt, aber zumindest bin ich frei.

Diese Worte hatte sie noch nie jemanden sagen hören. Der Satz *ich bin frei* war während der Ära Trujillos nicht gerade in aller Munde. Aber er berührte eine Saite in ihr, er rückte La Inca und ihre Nachbarn und ihr noch ungeformtes Leben in ein anderes Licht.

Ich bin frei.

Ich will so sein wie du, sagte sie dem Gangster ein paar Tage später, als sie Krabben in Achiote-Sauce aßen. Er hatte ihr gerade von den Nacktbadestränden auf Kuba erzählt. Da wärst du der Star gewesen, sagte er, kniff ihr in die Brustwarze und lachte.

Was meinst du damit, du willst sein wie ich?

Ich will frei sein.

Er lächelte und tätschelte ihr das Kinn. Dann wirst du es auch sein, mi negra bella.

Am nächsten Tag schließlich platzte die Seifenblase, die ihre Idylle umgab, und die Probleme der echten Welt stürzten auf sie ein. Ein stark übergewichtiger Polizist kam auf einem Motorrad zu ihrer cabafia gefahren. Capitan, Sie werden im Palacio gebraucht, sagte er, ohne den Helm abzusetzen. Offenbar machen die Aufständischen wieder Probleme. Ich schicke dir einen Wagen, versprach der Gangster. Warte, ich komme mit dir, sagte sie, weil sie nicht wieder allein gelassen werden wollte, aber er hörte sie nicht oder es war ihm egal. Warte, verdammt, schrie sie enttäuscht. Aber das Motorrad wurde nicht einmal langsamer. Warte! Auch der versprochene Wagen tauchte nie auf. Zum Glück stahl Beli dem Gangster seit einiger Zeit Geld, wenn er schlief, damit sie während seiner Abwesenheit über die Runden kam, sonst hätte sie an diesem Scheißstrand festgesessen. Nachdem sie acht Stunden lang wie eine parigüaya gewartet hatte, schnappte sie sich ihre Tasche (sein Zeug ließ sie in der cabafia) und marschierte durch die brütende Hitze wie die fleischgewordene Rache; sie lief - zumindest kam es ihr so vor - einen halben Tag lang, bis sie endlich zu einem colmado kam, wo ein paar sonnengegerbte campesinos sich ein warmes Bier teilten, während der colmadero, der im ein-

zigen Schatten weit und breit saß, die Fliegen von seinen dulces verscheuchte. Als die Männer bemerkten, dass Beli vor ihnen stand, rappelten sie sich schnell auf. Ihre Wut war mittlerweile verraucht, sie wollte nur nicht weiter laufen müssen. Kennt ihr jemanden mit einem Auto? Gegen Mittag saß sie in einem völlig verstaubten Chevy Richtung Heimat. Halt die Tür lieber fest, riet ihr der Fahrer, sonst fällt sie noch ab.

Dann fällt sie halt ab, antwortete sie, die Arme fest verschränkt.

Unterwegs karnen sie durch eine dieser gottverlassenen Gemeinden, die häufig wie Geschwüre die Arterien zwischen den Großstädten befallen, traurige Ansammlungen von Hütten, die aussehen, als hätte sie ein Hurrikan oder eine andere Katastrophe dort abgesetzt. Das einzige Anzeichen von Handel bestand in einem unansehnlichen Ziegenkadaver an einem Seil, der bis auf die orangefarbene, gestreifte Muskelschicht gehäutet war, nur das Gesicht trug noch Fell, wie eine Totenmaske. Er war erst vor kurzem gehäutet worden, das Fleisch unter dem Teppich aus Fliegen zitterte noch. Beli wusste nicht, ob es an der Hitze oder den zwei Flaschen Bier lag, die sie getrunken hatte, während der colmadero seinen Cousin holen ließ, an der gehäuteten Ziege oder den verschwommenen Erinnerungen an ihre verlorenen Jahre, aber unsere Kleine hätte schwören können, dass vor einer der Hütten ein Mann in einem Schaukelstuhl saß, der *kein Gesicht hatte*, und dass er ihr zuwinkte, als sie vorbeifuhren, aber bevor sie genauer hinsehen konnte, war der pueblito im Staub verschwunden. Hast du das auch gesehen? Ihr Fahrer seufzte: Also bitte, ich kann kaum die Straße erkennen.

Zwei Tage nach ihrer Rückkehr hatte sich die Kälte in ih-

rem Bauch eingenistet, als sei dort etwas ertrunken. Sie wusste nicht, was los war; jeden Morgen musste sie sich übergeben.

La Inca erkannte es als Erste. Jetzt hast du es endlich geschafft. Du bist schwanger.

Nein, bin ich nicht, krächzte Beli und wischte sich den übelriechenden Brei vom Mund.

Aber sie war es doch.

OFFENBARUNG

Als der Arzt La Incas schlimmste Befürchtungen bestätigte, jubelte Beli laut auf. (Junge Dame, das ist kein Spiel, blaffte der Arzt.) Sie hatte gleichzeitig panische Angst und war außer sich vor Freude. Sie konnte nicht schlafen, weil es so unglaublich war, und nach der Offenbarung benahm sie sich seltsam respektvoll und nachgiebig. (Jetzt bist du glücklich? Mein Gott, Mädchen, du bist verrückt!) Für Beli war es das Größte. Der Zauber, auf den sie gewartet hatte. Sie legte sich eine Hand auf den flachen Bauch und härte laut und deutlich die Hochzeitsglocken läuten, und vor ihrem inneren Auge sah sie das Haus, das ihr versprochen war, von dem sie geträumt hatte.

Bitte sag es keinem, flehte La Inca, aber natürlich vertraute Beli es ihrer Freundin Dorca an, die es weitertratschte. Denn das Glück hat gern Zuschauer, aber das Unglück kommt nicht ohne sie aus. Der bochinche verbreitete sich in ihrem Teil Banis wie ein Buschfeuer.

Als der Gangster das nächste Mal auftauchte, hatte sie sich hübsch herausgeputzt, ein nagelneues Kleid angezogen, Jasmin in ihrer Unterwäsche zerdrückt, sich das Haar ma-

chen lassen und sich sogar die Augenbrauen zu erstaunten Linien gezupft. Er brauchte eine Rasur und einen Haarschnitt, und die Härchen, die sich aus seinen Ohren lockten, versprachen eine reiche Ernte. Du riechst so gut, dass ich dich fressen könnte, brummte er und küsste ihre zarte Halsbeuge.

Rate mal, sagte sie neckisch.

Er blickte auf. Was denn?

BEI NÄHERER BETRACHTUNG

In ihrer Erinnerung sagte er nicht, sie sollte es wegmachen lassen. Aber später, als sie in Kellerwohnungen in der Bronx vor sich hin fror und sich die Finger wundarbeitete, dachte sie darüber nach, dass er genau das doch gesagt hatte. Aber wie alle verliebten Mädchen hatte sie nur gehört, was sie hören wollte.

SPIEL MIT NAMEN

Ich hoffe, es wird ein Junge, sagte sie.

Ich auch. Er glaubte fast selbst daran.

Sie lagen im Bett eines Stundenmotels. Über ihnen drehte sich ein Ventilator, dessen Blättern ein halbes Dutzend Fliegen nachjagte.

Wie soll er mit zweitem Vornamen heißen?, überlegte sie aufgeregt. Es muss ernsthaft klingen, weil er einmal Arzt wird, genau wie mein papa. Bevor er antworten konnte, sagte sie: Wir nennen ihn Abelard.

Sein Blick wurde finster. Was soll denn das für ein Name

sein? Ein maric6n? Falls es wirklich ein Junge wird, nennen wir ihn Manuel. So hieß mein Großvater.

Ich dachte, du weißt nichts über deine Familie.

Er machte sich von ihr los. No me jodas.

Verletzt fasste sie sich an den Bauch.

WAHRHEIT UND KONSEQUENZEN I

Der Gangster hatte Beli im Laufe ihrer Beziehung vieles erzählt, aber eine wichtige Sache hatte er verschwiegen. Dass er verheiratet war.

Bestimmt habt ihr es alle erraten. Ich meine, er war immerhin dominicano. Aber ich wette, ihr hättet nie erraten, mit wem.

Mit einer Trujillo.

WAHRHEIT UND KONSEQUENZEN 2

Wirklich wahr. Die Frau des Gangsters war - bitte einen Trommelwirbel - *Trujil/os gottverdammte Schwester!* Habt ihr tatsächlich geglaubt, ein dahergelaufener Kerl aus Samami wäre allein durch harte Arbeit in die oberen Ränge des Trujillato aufgestiegen? Negros, mal ernsthaft - das hier ist kein beschissener Comic!

Jawohl, Trujillos Schwester, von allen liebevoll La Fea genannt. Die beiden lernten sich bei einer Sauf tour des Gangsters auf Kuba kennen; sie war eine verbitterte tacafia und siebzehn Jahre älter als er. Sie arbeiteten viel zusammen im Fleischhandel, und ehe man sich's versah, hatte sie Gefallen an seiner unwiderstehlichen joie de vivre gefunden. Er ermü-

tigte sie darin - großartige Gelegenheiten erkannte er immer -, und noch bevor das Jahr herum war, schnitten sie die Torte an und legten das erste Stück auf den Teller von El Jefe. Es gibt Menschen, die behaupten, La Fea sei vor dem Aufstieg ihres Bruders selbst eine Professionelle gewesen, aber das riecht eher nach Rufmord als nach irgendetwas anderem, als würde man sagen, Balaguer hätte ein Dutzend unehelicher Kinder gezeugt und dann alles mit dem Geld des pueblös vertuscht - Moment, das stimmt ja, aber die andere Geschichte eher nicht, ach Scheiße, wer weiß schon, was wahr und was falsch ist in einem Land, das so balci ist wie unseres -, bekannt ist immerhin, dass die Zeit vor dem Aufstieg ihres Bruders sie zu einer mujer bien fuerte y bien cruel gemacht hatte; sie war keine pendeja und verspeiste Mädchen wie Beli zum Frühstück, als wären sie pan de agua - wären wir bei Dickens, hätte sie ein Bordell geleitet - Moment mal, sie hat ja wirklich Bordelle geleitet! Na ja, vielleicht hätte Dickens sie zur Leiterin eines Waisenhauses gemacht. Sie war jedenfalls eine dieser Figuren, wie sie. nur eine Kleptokratie hervorbringen konnte: Sie hatte Hunderttausende auf der Bank und nicht einen Yuan an Mitleid in ihrer Seele; sie betrog jeden, mit dem sie Geschäfte machte, ihren Bruder eingeschlossen, und hatte bereits zwei angesehene Geschäftsmänner bis aufs letzte mota ausgenommen und so in ein frühes Grab getrieben. Sie saß in ihrem riesigen Haus in La Capital wie Kankra in ihrem Netz, kümmerte sich den ganzen Tag um die Geschäftsbücher und Konten und kommandierte ihre Untergebenen herum. An manchen Wochenenden veranstaltete sie abendliche tertulias, an denen ihre »Freunde« endlose Gedichtvorträge ihres haarsträubend amüsischen Sohnes ertragen mussten (der aus ihrer ersten Ehe stammte; sie und der Gangster hatten keine

gemeinsamen Kinder). Wie auch immer, eines schönen Tages im Mai erschien ein Diensthote an ihrer Tür.

Jetzt nicht, sagte sie mit einem Bleistift im Mund.

Tiefes Einatmen. Dofia, es gibt Neuigkeiten.

Die gibt es immer. Jetzt nicht.

Ausatmen. Es geht um Ihren Mann.

IM SCHATTEN DER JACARANDA

Zwei Tage später lief Beli ruhelos und wie betäubt durch den Parque Central. Ihre Haare hatten schon bessere Zeiten erlebt. Sie war draußen unterwegs, weil sie es zu Hause mit La Inca nicht aushielt, und ohne Job hatte sie keinen Zufluchtsort mehr, an den sie sich zurückziehen konnte. Tief in Gedanken versunken hatte sie eine Hand auf den Bauch gelegt und die andere an ihren hämmernden Schädel. Sie dachte über den Streit nach, den sie und der Gangster ein paar Tage zuvor ausgefochten hatten. Er war mal wieder schlechter Stimmung gewesen und hatte plötzlich gebrüllt, dass er kein Kind in eine so schreckliche Welt setzen wollte, und sie hatte zurückgeblafft, in Miami wäre es nicht so schrecklich, und dann hatte er sie an der Kehle gepackt und gesagt: Wenn du so dringend nach Miami willst, dann schwimm. Seitdem hatte er nicht versucht, sie zu erreichen, und nun lief sie durch die Gegend, weil sie hoffte, ihn zufällig zu treffen. Als würde er sich in Bani herumtreiben. Ihre Füße waren geschwollen, ihr Kopf strahlte seinen überschüssigen Schmerz in ihren Nacken aus, und mit einem Mal packten sie zwei riesige Kerle mit identischen Schmalzlocken an den Armen und schleppten sie zur Mitte des Parks, wo eine gutgekleidete ältere Dame auf einer Bank unter ei-

ner morschen Jacaranda saß. Sie trug weiße Handschuhe und eine Perlenkette. Mit starrem Echsenblick musterte sie Beli.

Weißt du, wer ich bin?

Ich habe keine Ahnung, wer zum carajo -

Soy Trujillo. Außerdem bin ich mit Dionisio verheiratet.

Wie ich höre, erzählst du herum, du würdest ihn heiraten und ein Kind von ihm bekommen. Nun, mi monita, ich bin hier, um dir zu sagen, dass aus beidem nichts wird. Diese beiden ausgesprochen großen und tüchtigen Polizisten werden dich zu einem Arzt bringen, und wenn er deinen toto podrido ausgeräumt hat, gibt es kein Baby mehr, von dem du erzählen könntest. Und danach wird es das Beste für dich sein, wenn ich deinen schwarzen cara de culo nie wieder sehe, denn falls doch, werfe ich dich persönlich meinen Hunden zum Fraß vor. Aber genug geredet. Du hast einen Termin. Verabschiede dich, sonst kommst du noch zu spät.

Beli fühlte sich zwar, als hätte die alte Hexe sie mit kochendem Öl übergossen, aber sie hatte immer noch den Mumm, ihr entgegenzufauchen: C6meme el culo, du widerliche, hässliche vieja.

Gehen wir, sagte Elvis Nr. Eins, verdrehte ihr den Arm hinter dem Rücken und schleifte sie mit Hilfe seines Partners durch den Park zu einem bedrohlich wirkenden Wagen, der in der Sonne schmorte.

Dejame, schrie sie, und als sie aufsah, bemerkte sie im Wagen einen weiteren Polizisten, und als er sich zu ihr umdrehte, sah sie, dass er *kein Gesicht hatte*. Mit einem Schlag verließ sie die Kraft.

Genau, schön tranquila, sagte der größere der beiden. Was wäre es für ein trauriges Ende geworden, hätte unsere Kleine nicht einen Glückstreffer gelandet und lose Then

entdeckt, der vom Spielen nach Hause kam, unter dem Arm eine zusammengerollte Zeitung. Sie wollte seinen Namen rufen, aber wie in den bösen Träumen, die wir alle kennen, fehlte ihr plötzlich die Luft. Erst, als die Männer sie in den Wagen zwingen wollten und ihre Hand eine glühend heiße Chromverzierung streifte, fand sie ihre Stimme wieder. Jose, flüsterte sie, bitte rette mich.

Damit war der Bann gebrochen. Halt die Klappe! Die Elvisverschnitte versetzten ihr Schläge auf den Kopf und in den Rücken, aber es war zu spät, Jose Then rannte auf sie zu, und hinter ihm, ein Wunder, folgten sein Bruder Juan und die restliche Belegschaft vom Palacio Peking: Constantina, Marco Antonio und Indian Benny. Die Handlanger versuchten, ihre Pistolen zu ziehen, aber Beli stürzte sich auf sie, und dann hielt Jose dem größeren seine Knarre an den Schädel, und alle erstarrten, außer Beli natürlich.

Ihr hijos de puta! Ich bin schwanger! Hört ihr! Schwanger! Sie drehte sich dorthin um, wo die alte Hexe Hof gehalten hatte, aber sie war *auf unerklärliche Weise verschwunden*.

Das Mädchen ist verhaftet, sagte einer der Handlanger trotzig.

Nein, ist sie nicht. Jose riss ihnen Beli aus den Armen. Ihr sie in Frieden!, rief Juan, in jeder Hand eine Machete. Hör zu, Chino, du weißt nicht, was du da tust.

Ich weiß genau, was ich tue. Jose spannte den Hahn mit einem grässlichen Geräusch, als würde eine Rippe brechen. In seinem starren Gesicht lag alles, was er verloren hatte. Lauf, Beli, sagte er.

Und sie lief, mit Tränen in den Augen, aber erst, nachdem sie den Handlangern einen letzten Tritt verpasst hatte.

Ihrer Tochter erzählte sie: Mis chinos haben mir das Leben gerettet.

ZÖGERN

Sie hätte so weit weglaufen müssen, wie es nur ging, stattdessen rannte sie auf kürzestem Wege nach Hause. Könnt ihr euch das vorstellen? Wie alle anderen in dieser verdammten Geschichte unterschätzte sie, wie tief sie in der Scheiße saß.

Was ist los, hija?, fragte La Inca, ließ die Pfanne fallen, die sie in der Hand hielt, und nahm das Mädchen in die Arme. Sag mir, was los ist.

Beli schüttelte den Kopf, kam gar nicht zu Atem. Sie verriegelte Tür und Fenster und kauerte sich dann mit einem Messer in der Hand auf ihr Bett, zitternd und weinend, die Kälte in ihrem Bauch wie ein toter Fisch. Ich will Dionisio, heulte sie. Ich brauche ihn, jetzt!

Was ist denn passiert?

Sie hätte abhauen sollen, ich sag's euch, aber sie musste ihren Gangster sehen, er musste ihr erklären, was eigentlich los war. Trotz allem, was gerade ans Licht gekommen war, klammerte sie sich an die Hoffnung, dass er alles wieder gut machen würde, dass seine brummige Stimme ihr Herz beruhigen und die viehische Angst vertreiben würde, die sie innerlich auffraß. Arme Beli. Sie glaubte an den Gangster. Hielt ihm die Treue bis zum Schluss. Und als ein paar Stunden später ein Nachbar rief: He, Inca, der novio steht draußen, stürzte sie wie mit Raketenantrieb aus dem Bett, raste an La Inca vorbei, schlug alle Vorsicht in den Wind, rannte barfuß hinaus zu seinem wartenden Auto. Im Dunkeln merkte sie nicht, dass es gar nicht sein Auto war.

Hast du uns vermisst?, fragte Elvis Nr. Eins, als er die Handschellen zuschnappen ließ.

Sie wollte noch schreien, aber es war zu spät.

Nachdem das Mädchen aus dem Haus gestürmt war und La Inca von den Nachbarn erfahren hatte, dass die Geheimpolizei es einkassiert hatte, wusste sie in ihrem ehernen Herzen, dass Beli erledigt war, dass es dem Fluch der Cabrals gelungen war, in ihren Zirkel einzudringen. Stocksteif stand sie am Rande ihres Viertels und starrte ohne Hoffnung in die Nacht; eine kalte Woge der Verzweiflung riss sie mit sich, so gewaltig und endlos wie unsere Bedürfnisse. Es konnte aus tausend Gründen passiert sein (der erste war natürlich der verhasste Gangster), aber nichts war so bedeutend wie die Tatsache, dass es passiert war. Dort in der immer dichteren Dunkelheit, ohne einen Namen, eine Adresse oder einen Verwandten im Palacio, war La Inca kurz davor, aufzugeben, sich von ihrem Ankerplatz loszureißen und sich wie ein Kind, wie ein Algenteppich über das lichte Riff ihres Glaubens und ins Dunkel spülen zu lassen. Doch dann wurde ihr in dieser schweren Stunde eine Hand gereicht, und sie erinnerte sich daran, wer sie war. Myotis Altagracia Toribio Cabral. Eine der Großen des Sur. *Du musst sie retten*, sagte der Geist ihres Ehemanns, *sonst tut es niemand*.

Sie schüttelte ihre Erschöpfung ab und tat, was viele Frauen ihrer Herkunft getan hätten. Stellte sich vor ihr Bild der Virgen de Altagracia und betete. Wir postmodernen phitanos tun den katholischen Glauben unserer viejas gern als überholt ab, als einen peinlichen Schritt zurück in alte Zeiten, aber genau in solchen Momenten, wenn keine Hoffnung mehr bleibt, wenn das Ende näher kommt, beginnt die Herrschaft des Gebets.

Ihr wahren Gläubigen, lasst euch sagen: In den Annalen der dominikanischen Frömmigkeit war noch nie ein solches

Gebet verzeichnet. Der Rosenkranz glitt durch La Incas Finger wie die Angelschnur durch die Hände eines verlorenen Fischers. Und bevor man Heilig! Heilig! Heilig! sagen konnte, gesellte sich eine Schar Frauen zu ihr, jung und alt, grimmig und mansa, ernsthaft und alegre, sogar diejenigen, die früher über das Mädchen hergezogen waren und sie eine Hure genannt hatten, sie alle kamen und nahmen das Gebet auf, ungerufen und ohne das leiseste Flüstern. Dorca war da, und die Frau des Zahnarztes, und viele, viele andere. Der Raum füllte sich im Nu mit Gläubigen, und ein so starker Geist pulsierte in ihm, dass es hieß, der Teufel selbst hätte sich danach monatelang nicht mehr an den Sur getraut. La Inca bemerkte nichts davon. Ein Hurrikan hätte die ganze Stadt wegfeigen können, es hätte ihre Konzentration nicht gestört. Auf ihrem Gesicht traten die Adern hervor, am Hals die Sehnen, in ihren Ohren rauschte das Blut. Zu versunken war sie, zu sehr darauf konzentriert, das Mädchen vom Rande des Abgrunds zurückzureißen. La Inca drängte so manisch und unerbittlich voran, dass nicht wenige Frauen einen *shetaat* (einen spirituellen Zustand der Erschöpfung) erlitten und zusammenbrachen, ohne je wieder den göttlichen Atem des Todopoderoso zu spüren. Eine Frau verlor sogar die Fähigkeit, Recht von Unrecht zu unterscheiden und wurde einige Jahre später eine der wichtigsten Gehilfinnen Balaguers. Als die Nacht zu Ende ging, waren nur noch drei Mitglieder des ursprünglichen Kreises übrig: La Inca natürlich, ihre Freundin und Nachbarin Momona (von der man sagte, sie könne Warzen heilen und einem Ei ansehen, welches Geschlecht der Vogel darin haben würde) und eine beherzte Siebenjährige, deren Frömmigkeit bis dahin durch ihre Vorliebe verschweert worden war, wie ein Mann Rotz aus der Nase zu schnauben.

Sie beteten bis zur Erschöpfung und darüber hinaus, bis sie jenen glitzernden Ort erreichten, an dem das Fleisch stirbt und wiedergeboren wird, wo nur noch Schmerz existiert, und schließlich, gerade als La Inca spürte, wie sich ihr Geist von seinen irdischen Fesseln zu lösen begann, gerade, als der Kreis sich auflösen wollte -

ENTSCHEIDUNGEN UND KONSEQUENZEN

Sie fuhren Richtung Osten. Damals waren die Städte noch nicht zu kaiju mutiert, die einander mit qualmenden, hektischen Tentakeln aus ärmlichen Hütten bedrohten; damals waren ihre Grenzen ein Traum für Le Corbusier; die Stadt endete jäh, so abrupt wie ein Schlag. In der einen Sekunde befand man sich noch mitten im zwanzigsten Jahrhundert (nun gut, im zwanzigsten Jahrhundert der Dritten Welt), und in der nächsten war man 180 Jahre zurückkatapultiert in endlos wogende Zuckerrohrfelder. Der Übergang zwischen diesen Stadien war wie in Echtzeit berechnet. Am Himmel, so hieß es später, stand der Vollmond, und das Licht, das auf die Erde fiel, goss die Blätter der Eukalyptusbäume zu geisterhaften Formen.

Draußen eine wunderschöne Welt, aber im Wagen ...

Sie hatten sie geschlagen; ihr rechtes Auge war nur noch ein Schlitz und die rechte Brust so unfassbar geschwollen, dass sie aussah, als wollte sie bersten, ihre Lippe war aufgeplatzt, und mit dem Kiefer stimmte etwas nicht, wenn sie schluckte, durchzuckte sie ein grausamer Schmerz. Mit jedem Schlag schrie sie auf, aber sie weinte nicht, entendes? Ihre grimmige Stärke verblüfft mich. Die Genugtuung wollte sie ihnen nicht geben. Die Angst war gewaltig, eine

grausige, lähmende Angst wie beim Anblick einer gezogenen Pistole oder eines fremden Mannes, der beim Aufwachen plötzlich neben dem eigenen Bett steht, aber diese Angst dauerte fort, wie ein unendlich lang gehaltener Ton. Solche Angst, und doch zeigte sie sie nicht. Wie sehr sie diese Männer hasste. Ihr ganzes Leben lang würde sie sie hassen, ihnen niemals vergeben, niemals, und sie würde nie an sie denken können, ohne von rasender Wut gepackt zu werden. Jede andere hätte ihr Gesicht von den Schlägen abgewandt, aber Beli bot ihres dar. Und zwischen den Schlägen zog sie die Knie an, um ihrem Bauch Trost zu spenden. Dir passiert nichts, flüsterte sie mit zerschundenem Mund. Du wirst leben.

Diosmio.

Sie hielten am Straßenrand und führten sie in das Zuckerrohr. Sie gingen weiter, bis das Zuckerrohr um sie herum so laut brüllte, als stünden sie mitten in einem Sturm. Unsere Kleine warf den Kopf hin und her, um das Haar aus dem Gesicht zu bekommen, und konnte an nichts anderes denken als ihren armen, kleinen Jungen, und nur deshalb fing

Sie an zu weinen.

Der große Handlanger reichte seinem Partner einen Schlagstock.

Beeilen wir uns.

Nein, sagte Beli.

Wie sie überlebte, werde ich nie begreifen. Sie schlugen sie, als wäre sie eine Sklavin. Als wäre sie ein Hund. Lasst mich die eigentliche Gewalt überspringen und stattdessen vom entstandenen Schaden berichten: ein zertrümmertes Schlüsselbein, dreifache Fraktur des rechten Oberarmknochens (in diesem Arm besaß sie später nie viel Kraft), fünf gebrochene Rippen, Prellung der linken Niere, Prellung der

Leber, rechter Lungenflügel kollabiert, mehrere ausgeschlagene Vorderzähne. Insgesamt hatte sie etwa 167 einzelne Verletzungen, und es war reiner Zufall, dass diese Wunden ihr nicht den Schädel einschlugen; allerdings schwellte ihr Kopf so an, dass sie aussah wie der Elefantenmensch. Blicke noch Zeit für ein, zwei Vergewaltigungen? Ich nehme es an, aber wir werden es nie erfahren, weil sie über so etwas nicht redete. Es lässt sich nur festhalten, dass es das Ende aller Sprache war, das Ende aller Hoffnung. Solche Prügel zerstören Menschen, zerstören sie ganz und gar.

Die meiste Zeit im Wagen über und selbst während der ersten Phasen der Attacke klammerte sie sich an die verrückte Hoffnung, ihr Gangster würde sie retten, er würde aus der Dunkelheit auftauchen mit einer Waffe und ihrer Begnadigung. Und als klar wurde, dass keine Hilfe kam, und sie kurz das Bewusstsein verlor, fantasierte sie davon, wie er sie im Krankenhaus besuchte und sie dort heiraten würden, er im Anzug, sie im Gipskorsett, aber dann erklärte das grässliche Knacken ihres Oberarms auch das zu einem Haufen Piepele, und jetzt blieben nur noch die Qualen und ihre Torheit. In einem weiteren Moment der Ohnmacht sah sie ihn noch einmal auf dem Motorrad davonfahren und fühlte, wie sich ihr die Brust zuschnürte, als sie schrie, er solle warten, warten. Einen kurzen Moment lang sah sie La Inca, die in ihrem Zimmer betete - die Stille, die jetzt zwischen ihnen lag, war stärker als Liebe -, und in der Dämmerung ihrer schwindenden Kraft tat sich eine Einsamkeit auf, die in ihrer Grenzenlosigkeit über den Tod hinausging, eine Einsamkeit, die alle Erinnerung auslöschte, die Einsamkeit einer Kindheit, in der sie nicht einmal einen Namen besessen hatte. Und dieser Einsamkeit glitt sie entgegen, und hier würde sie ewig verweilen, allein, schwarz, feil, würde mit einem Stock im

Staub kratzen und so tun, als wären die Kratzer Buchstaben, Wörter, Namen.

Alle Hoffnung war verloren, doch dann, ihr wahren Gläubigen, geschah ein Wunder. Es war, als würden ihre leibhaftigen Vorfahren ihr die Hand reichen. Gerade, als unsere Kleine hinter dem Ereignishorizont verschwinden wollte, als sich die alles auslöschende Kälte ihre Beine hinauf tastete, fand sie in sich eine letzte Kraftreserve: ihre Cabral-Magiesie musste sich nur klarmachen, dass sie wieder einmal heringelegt worden, wieder einmal betrogen worden war, von dem Gangster, von Santo Domingo, ihren eigenen, dämlichen Bedürfnissen, um diese Magie zu entfachen. Wie Superman, der in *Die Rückkehr des Dunklen Ritters* einem ganzen Dschungel die nötige Photonenenergie entzieht, um Coldbringer zu überstehen, so wandelte unsere Beli ihre Wut in ihr eigenes Überleben um. Anders gesagt: Ihre coraje bewahrte sie vor dem Tod.

Wie ein weißes Licht im Innern. Wie eine Sonne.

Im grausamen Mondlicht kam sie zu sich. Ein gebrochenes Mädchen, auf gebrochenen Zuckerrohrhalmen.

Schmerz überall, aber sie lebte. Sie lebte.

Und nun kommen wir zum seltsamsten Teil unserer Geschichte. Ob das Folgende ein Produkt von Belis überspannter Fantasie oder etwas vollkommen anderes war, kann ich nicht sagen. Selbst euer Beobachter hat manchmal nur Schweigen zu bieten, nur paginas en blanco. Hinter den Wall der Qyelle sind nur wenige vorgedrungen. Aber wie die Wahrheit auch lauten mag, vergesst nicht: Dominikaner stammen aus der Karibik und sind deshalb ausgesprochen tolerant gegenüber außergewöhnlichen Phänomenen. Wie sonst hätten wir überleben können, was wir überlebt haben?

Jedenfalls erschien neben Beli, die zwischen Leben und Tod umherirrte, ein Wesen, das ein freundlicher Mungo hätte sein können, wären seine Löwenaugen nicht goldfarben gewesen und sein Pelz nicht tiefschwarz. Es war ein ziemlich großes Exemplar, und es stellte sich mit den gescheiten kleinen Pfoten auf Belis Brust und blickte auf sie hinab.

Du musst aufstehen.

Mein Baby, weinte Beli. Mi hijo precioso.

Hypatia, dein Baby ist tot.

Nein, nein, nein, nein, nein.

Es zerrte an ihrem unversehrten Arm. *Du musst jetzt aufstehen, sonst wirst du nie den Sohn oder die Tochter bekommen.*

Welchen Sohn?, jammerte sie. Welche Tochter?

Die, die warten.

Es war dunkel, und ihre Beine zitterten wie Rauch.

Du musst mir folgen.

Es glitt in das Zuckerrohrfeld, und Beli wurde mit Tränen in den Augen klar, dass sie keine Ahnung hatte, wo sie hinausfinden könnte. Wie einige unter euch wissen, sind Zuckerrohrfelder eine beschissen ernste Sache, und selbst die klügsten Erwachsenen können sich in ihren endlosen Weiten verirren, bis sie Monate später als Knochenhaufen wieder auftauchen. Aber bevor Beli die Hoffnung verlor, hörte sie die Stimme des Wesens. Sie (denn es klang wie eine Frau) hatte angefangen zu singen! In einem Akzent, den Beli nicht einordnen konnte: vielleicht venezolanisch, vielleicht kolumbianisch. *Suefzo, suefzo, suefzo, como tU te llamas.* Schwankend hielt sie sich am Zuckerrohr fest, wie eine anciana, die sich an eine Hängematte klammert, und machte keuchend einen ersten Schritt. Einen langen Augenblick lang drehte sich alles, sie kämpfte gegen eine Ohnmacht an, und dann machte sie einen zweiten. Jeder Schritt ein Risiko,

denn sie wusste, wenn sie fiel, würde sie nie wieder aufstehen. Manchmal sah sie die goldenen Augen des Wesens zwischen den Halmen aufblitzen. *Yo me llamo suefio de la madrugada*. Das Zuckerrohr wollte sie natürlich nicht gehen lassen; es zerschnitt ihr die Handflächen, stach ihr in die Flanken und zerkratzte ihre Schenkel, und sein süßlicher Gestank schnürte ihr die Kehle zu.

Jedes Mal, wenn sie dachte, sie würde gleich fallen, konzentrierte sie sich auf die Gesichter der Zukunft, der Kinder, die ihr versprochen waren, und zog daraus die Kraft zum Weitermachen. Sie zehrte von dieser Kraft, von Hoffnung, von Hass, von ihrem unbesiegbaren Herzen, jedes ein weiterer Ansporn, der sie vorantrieb. Als schließlich alles aufgebraucht war, als Beli ins Taumeln geriet und mit dem Kopf voran wie ein zu Tode erschöpfter Boxer zu Boden ging, streckte sie den gesunden Arm aus, und er traf nicht auf Zuckerrohr, sondern auf die offene Welt des Lebens. Sie spürte Asphalt unter den bloßen, zerschundenen Füßen, und Wind. Wind! Doch sie konnte ihn nur kurz genießen, denn im gleichen Moment brach ein unbeleuchteter Laster mit röhrendem Motor aus der Dunkelheit hervor. Was für ein Leben, dachte sie. Erst diese ganze lucha und dann werde ich wie ein Hund überfahren. Aber sie wurde nicht überfahren. Der Fahrer, der später schwor, er hätte im Zwielicht etwas Löwenartiges gesehen, mit grausig leuchtenden Bernsteinaugen, stieg mit Wucht auf die Bremse und kam nur Zentimeter vor der nackten, blutbefleckten Beli zum Stehen.

Stellt euch vor: Im Laster saß eine perico-ripiao- Band, die gerade von einem Auftritt bei einer Hochzeit in Ocoa kam. Sie mussten ihren ganzen Mut aufbringen, um nicht den Rückwärtsgang reinzuhauen und sich aus dem Staub zu

machen. Ihre Rufe - Das ist eine baka, eine ciguapa, nein, ein haitiano! - wurden von der Sängerin übertönt: Es ist ein Mädchen! Die Musiker legten Beli zwischen ihre Instrumente, wickelten sie in ihre chacabanas und wuschen ihr das Gesicht mit Wasser ab, das sie für den Kühler dabei hatten, und um den Klerin zu verdünnen. Dann starteten sie auf Beli hinab, rieben sich die Lippen und fuhren sich mit nervösen Händen durch das schütterere Haar.

Wie ist das wohl passiert?

Ich schätze, sie wurde angegriffen.

Von einem Löwen, warf der Fahrer ein.

Vielleicht ist sie aus einem Auto gefallen.

Sie sieht aus, als wäre sie *unter* ein Auto gefallen. *Trujillo*, flüsterte sie.

Entsetzt sahen die Bandmitglieder einander an.

Wir sollten sie hierlassen.

Der guitarrista stimmte zu. Sie gehört bestimmt zu den Aufständischen. Wenn man sie bei uns findet, bringt uns die Polizei gleich mit um.

Legt sie zurück auf die Straße, flehte der Fahrer. Soll sie der Löwe holen.

Schweigen. Dann zündete die Sängerin ein Streichholz an und hielt es hoch, und dieser Lichtstreif enthüllte das grob geschnittene Gesicht einer Frau mit den goldenen Augen einer chabine. Wir lassen sie nicht hier, sagte die Sängerin mit eigenartigem Cibaefia-Akzent, und erst da begriff Beli, dass sie gerettet war.¹⁸

¹⁸ Der Mungo gehört zu den wichtigsten instabilen Teilchen des Universums und gleichzeitig zu seinen bedeutendsten Reisenden. Er geleitete die Menschheit heraus aus Mrika und bestieg nach einem langen Aufenthalt in Indien ein Schiff nach dem anderen Indien, also in die Karibik. Seit seiner frühesten schriftlichen Erwähnung - 675

FUKU KONTRA ZAFA

~ele auf der Insel und auch andernorts führen den beinahe tödlichen Angriff auf Beli immer noch als unwiderlegbaren Beweis dafür an, dass das Haus Cabral tatsächlich einem fuku ersten Ranges zum Opfer gefallen war und so was wie das Insel-Pendant zum Haus Atreides darstellte. Zwei Zusammenstöße mit Trujillo in einer Lebensspanne - was zum carajo sollte das sonst sein? Andere zweifeln diese ScWussfolgerung an und argumentieren, Belis Überleben würde genau das Gegenteil beweisen. Verfluchte schleppen sich normalerweise scWießlich nicht mit einer erschreckenden Liste von Verletzungen aus Zuckerrohrfeldern, werden dann zufällig mitten in der Nacht von einem Laster voll mitfüWender Musiker aufgelesen und auf dem schnellsten Weg nach Hause zu einer »Mutter« mit besten Beziehungen zur Ärzteschaft gebracht. Wenn diese glücklichen Zufälle eine tiefere Bedeutung haben, so sagen diese Stimmen, dann die, dass unsere Beli gesegnet ist.

Und was ist mit dem toten Sohn?

Die Welt ist voller Tragödien, da muss man nicht auch noch auf Flüche zurückgreifen, um sie zu erklären.

Diesem Fazit hätte La Inca nicht widersprochen. Bis zu ihrem Tod glaubte sie, dass Beli in dem Zuckerrohrfeld keinem Fluch begegnet war, sondern Gott.

Etwas ist mir begegnet, ja, sagte Beli dann vorsichtig.

v. u. Z. im Brief eines namenlosen Schreibers an Assurbanipals Vater Asarhaddon - zeigt sich der Mungo als Feind von königlichen Streitwagen, Ketten und Hierarchien. Er gilt als Verbündeter des Menschen. Viele Beobachter nehmen an, der Mungo sei aus einer anderen Welt in die unsere gelangt, aber bisher wurden keine Beweise für eine solche Wanderung gefunden.

Bis zum fünften Tag stand es auf Messers Schneide, das kann ich euch sagen. Dann kam sie endlich wieder zu Bewusstsein, und zwar laut schreiend. Ihr Arm fühlte sich an, als hätte ihn ein Mahlstein am Ellbogen abgequetscht, ihren Kopf krönte ein brennender Messingreif, ihre Lunge glich dem aufgeplatzten Kadaver eines pifiata - Jesu Cristo! Sie fing beinahe sofort an zu weinen, dabei wusste unsere Kleine gar nicht, dass zwei der besten Ärzte Banis sie in der halben Woche zuvor heimlich versorgt hatten, beide Freunde von La Inca und bis aufs Mark gegen Trujillo; sie hatten ihren Arm gerichtet und eingegipst, die schrecklich klaffenden Kopfwunden genäht (mit insgesamt sechzig puntos), sämliche Wunden mit so viel Mercurochrom betupft, dass man damit eine Armee hätte desinfizieren können, und ihr Spritzen mit Morphinum und gegen Tetanus gegeben. Nach langen, sorgenvollen Nächten schien das Schlimmste überstanden. Die beiden Ärzte hatten mit der spirituellen Unterstützung von La Incas Bibelkreis ein Wunder vollbracht, jetzt blieb nur noch der Heilungsprozess. (Ein Glück, dass sie so stark ist, sagten die Ärzte, als sie ihre Stethoskope einpackten. Gott hält seine Hand über sie, bestätigten die Vorbeterinnen, als sie ihre Bibeln einsteckten.) Gesegnet fühlte unsere Kleine sich allerdings nicht gerade. Nach ein paar Minuten hysterischen Schluchzens, nachdem sie begriffen hatte, dass sie im Bett lag, dass sie am Leben war, winselte sie La Incas Namen.

Neben dem Bett erklang die leise Stimme ihrer Wohltäterin: Sprich nicht. Es sei denn, du willst dem Heiland für dein Leben danken.

Mama, weinte Beli. *Mama*. Sie haben mein bebe umgebracht, sie wollten mich umbringen -

Aber sie haben es nicht geschafft, sagte La Inca. Obwohl sie sich alle Mühe gegeben haben. Sie legte dem Mädchen eine Hand auf die Stirn.

Du solltest jetzt nicht reden. Bleib ganz ruhig liegen.

Die Nacht glich einer mittelalterlichen Feuerprobe. Beli schwankte zwischen stillem Weinen und so heftigen Tollwutattacken, dass sie fast aus dem Bett fiel und sich die Wunden wieder aufriss. Wie eine Besessene warf sie sich tief in die Matratze, wurde steif wie ein Brett, schlug mit dem gesunden Arm wild um sich, strampelte mit den Beinen, spuckte und fluchte. Sie heulte und klagte; trotz einer perforierten Lunge und gebrochener Rippen klagte sie untröstlich. *Mama, me mataron a mi hijo. Estoy sola, estoy sola.*

Sola? La Inca beugte sich näher. Willst du, dass ich deinen Gangster rufe?

Nein, flüsterte sie.

La Inca blickte auf sie hinab. Das hätte ich auch nicht getan.

In dieser Nacht trieb Beli auf einem weiten Meer aus Einsamkeit, hin- und hergeworfen von Böen der Verzweiflung, und als sie wieder einmal kurz einschlief, träumte sie, sie sei wirklich und endgültig tot und teile sich mit ihrem Kind einen Sarg, und als sie schließlich richtig wach wurde, war die Dämmerung angebrochen, und draußen auf der Straße entfaltete sich eine ungeheure Trauer, wie Beli sie noch nie gehört hatte, eine Kakophonie aus Wehklagen, die aus der zerrissenen Seele der Menschheit hervorzubrechen schien. Wie ein Trauergesang für den ganzen Planeten.

Mama, keuchte sie, *mama*.

Mama!

Tranquilisate, *muchacha*.

Mama, ist das für mich? Sterbe ich? Dime, *mama*.

Ay, hija, no seas ridícula. La Inca umfasste das Mädchen ungelenkt mit beiden Händen. Beugte sich an ihr Ohr: Es ist Trujillo.

Abgeknallt, flüsterte sie. In der Nacht, in der man Beli entführt hatte.

Man weiß noch nichts Genaues. Nur, dass er tot ist.¹⁹

¹⁹ Es heißt, er wäre auf dem Weg zu einer heißen Nummer gewesen. Wundert das jemanden? Ein Culokrat bis zum Ende. Vielleicht dachte El Jefe an diesem letzten Abend im Fond seines Bel Air nur an eine der üblichen Muschis, die ihn auf der Estancia Fundación erwarteten. Vielleicht dachte er auch an gar nichts. Wer weiß? Jedenfalls kommt ein schwarzer Chevrolet angerast, wie der Tod persönlich, voll bis obenhin mit hochkarätigen Attentätern, die von den USA unterstützt werden; jetzt nähern sich beide Wagen der Stadtgrenze, wo die letzten Straßenlaternen stehen (die Moderne hat tatsächlich Grenzen in Santo Domingo), während sich weit entfernt in der Dunkelheit der Rindermarkt abzeichnet, wo siebzehn Monate zuvor ein anderer junger Mann versucht hatte, ihn zu ermorden. El Jefe bittet seinen Fahrer Zacarias, das Radio einzuschalten, aber dort läuft gerade - wie passend - eine Dichterlesung, und schon wird es wieder ausgestellt. Vielleicht erinnern ihn die Verse an Galindez.

Vielleicht auch nicht.

Der schwarze Chevy blendet immer wieder auf, um zu zeigen, dass er überholen will, also geht Zacarias, der ihn für einen Wagen der Geheimpolizei hält, brav vom Gas, und als die Autos auf gleicher Höhe sind, macht die escopeta in den Händen von Antonio de la Maza (sein Bruder - Überraschung! - ist bei der Galindez-Vertuschungsaktion umgekommen - was zeigt, dass man sich den Mord an einem Nerd immer zweimal überlegen sollte, weil man nie weiß, wer einem nachher auf den Fersen ist) ka-rumms! Und jetzt ruft (der Legende nach) El Jefe: Cofio, me hirieron! Als der zweite Gewehrschuss Zacarias an der Schulter erwischt, hält dieser vor Schmerzen und Schock und Überraschung beinahe an. Und nun der berühmte Wortwechsel: Schnapp dir die Knarren, sagt El Jefe. Vamos a pelear. Und Zacarias sagt: Nein, Jefe, son mucho, und El Jefe wiederholt: Vamos a pelear. Er hätte Zacarias befähigen können, zurück in seine sichere Hauptstadt zu fahren, aber stattdessen geht er drauf wie Tony Montana. Tau-

LA INCA WIRD SCHWÄCHER

Das alles ist wahr, plataneros. Durch die numinose Kraft des Gebets rettete La Inca dem Mädchen das Leben und belegte das fuku der Familie Cabral mit einem erstklassigen zafa (aber um welchen Preis?). Jeder in ihrem Viertel wird euch erzählen, dass La Inca zu schwinden begann, nachdem das Mädchen heimlich das Land verlassen hatte, so wie Galadriel nach der Versuchung durch den Ring aus Trauer über das Scheitern des Mädchens, sagten manche, aber andere verwiesen auf die übermenschliche An-

melnd steigt er aus dem durchlöcherten Bel Air, in der Hand eine .38er. Der Rest ist natürlich Geschichte, und wäre das hier ein Film, müsste man die Szene in John-Woo-typischer Zeidupe drehen. Nach siebenundzwanzig Schüssen auf ihn - eine wahrlich dominikanische Zahl- und mit vierhundert Eintrittswunden soll der tödlich verletzte Rafael Le6nidas Trujillo Molina zwei Schritte auf seinen Geburtsort San Crist6bal zu gemacht haben, denn wie jeder weiß, finden alle Kinder, ob gut oder böse, am Ende den Weg nach Hause, doch dann überlegte er es sich anders und wandte sich nach La Capital, nach seiner geliebten Stadt, und stürzte endgültig. Zacarias, den ein Schuss aus einer .357 am Scheitelbein streifte, wurde in das Gras am Straßenrand geschleudert; er sollte wie durch ein Wunder überleben und vom ajustamiento berichten. De la Maza, der vielleicht an seinen armen, toten, hereingelegten Bruder dachte, nahm Trujillo seine .38er aus der schlaffen Hand, schoss ihm ins Gesicht und sprach die berühmt gewordenen Worte: Este guaraguao ya no comera mas pollito. Und dann stopften die Attentäter EI Jefes Leiche ... wohin wohl? Natürlich in den Kofferraum.

Damit fand die alte Fickfresse ihr Ende. Und ebenso die Ära des Trujillo (mehr oder weniger).

Ich war viele, viele Male an der Stelle, wo er erschossen wurde. Es gibt darüber nicht viel zu erzählen, außer dass mich der guagua aus Haina jedes Mal fast plattfährt, wenn ich über die Straße laufe. Eine Zeidang sollen sich dort diejenigen getroffen haben, die EI Jefe die meisten Kopfschmerzen bereiteten: Los maricones.

strenge des nächtlichen Gebets. Wie man es auch sieht - fest steht, dass La Inca bald nach Belis Abreise schneeweiße Haare bekam, und als Lola dann bei ihr wohnte, war sie nicht mehr die Urgewalt von früher. Ja, sie hatte dem Mädchen das Leben gerettet, aber was hatte das schon gebracht? Beli war immer noch unglaublich verletzlich. Am Ende von *Die Rückkehr des Königs* wird das Böse Saurons von »einem starken Wind« erfasst und »weggeblasen«, ohne bleibende Folgen für unsere Helden;²⁰ Trujillos Macht allerdings war zu groß, seine Strahlung zu stark, um sich so einfach neutralisieren zu lassen. Trujillos Übel hielt sich selbst nach seinem Tod. Wenige Stunden, nachdem El Jefe mit diesen siebenundzwanzig Schüssen bien pegao getanzt hatte, liefen seine Schergen Amok und erfüllten seinen letzten Willen und Rachewunsch. Tiefe Düsternis senkte sich über die Insel, und zum dritten Mal seit dem Aufstieg Fidels ließ Trujillos Sohn Ramfis Menschen zusammentreiben, von denen viele auf abartigste Weise geopfert wurden, eine Orgie des Schreckens als Grabbeigabe vom Sohn für den Vater. Selbst eine so starke Frau wie La Inca, die kraft des Elbenrings ihres Willens in Bani ihr eigenes Lothlórien geschmiedet hatte, wusste, dass sie das Mädchen nicht vor einem direkten Angriff des einen Auges würde schützen können. Was sollte die Mör-

20 »Und als die Heerführer nach Süden blickten in das Land Mordor, schien es ihnen, dass dort schwarz gegen die Wolken deckte ein riesiges Schattengebilde, undurchdringlich, blitzgekrönt, aufstieg und den ganzen Himmel erfüllte. Gewaltig erhob es sich über die Welt und streckte ihnen eine große, drohende Hand entgegen, schreckenerregend, aber machtlos, denn während es noch über ihnen schwebte, wurde es von einem starken Wind erfasst, und es wurde weggeblasen und verging; und Stille trat ein.«

der davon abhalten, zu beenden, was sie begonnen hatten? Schließlich hatten sie die weltberühmten Schwestern Mirabal²¹ getötet, trotz ihres großen Namens; was sollte sie davon abhalten, ihre arme, verwaiste negrita umzubringen? Für La Inca war die Gefahr spürbar, greifbar. Vielleicht lag es ja wirklich an der Anstrengung ihres letzten Gebets, aber jedes Mal, wenn La Inca das Mädchen ansah, hätte sie schwören können, dass direkt hinter ihrer Schulter ein Schatten auftrug, der verschwand, sobald man genauer hinsah. Ein dunkler, schrecklicher Schatten, der sie am Herzen packte. Und er schien zu wachsen.

Irgendetwas musste La Inca tun, und obwohl sie sich von ihren Ave Marias noch nicht erholt hatte, rief sie ihre Ahnen und Jesu Cristo um Hilfe an. Wieder betete sie. Und um ihre Demut zu beweisen, fastete sie. Zog die komplette Mutter-Abigail-Nummer durch. Sie aß nichts außer einer Orange, trank nichts anderes als Wasser. Nach diesem letzten, enormen Kraftakt an Frömmigkeit befand sich ihr Geist in Aufruhr. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Sie war gewitzt wie ein Mungo, aber letztlich keine Frau von Welt. Sie sprach mit ihren Freundinnen, die ihr rieten, Beli aufs campo zu schicken. Dort ist sie sicher. Sie sprach mit ihrem Priester. Bete für sie.

Am dritten Tag kam die Antwort. Sie träumte, sie wäre mit ihrem toten Mann an dem Strand, an dem er ertrunken war. Seine Haut war ganz dunkel, wie immer im Sommer.

Du musst sie fortschicken.

²¹ Und wo wurden die Schwestern Mirabal ermordet? Natürlich in einem Zuckerrohrfeld. Und dann setzte man ihre Leichen in ein Auto und simulierte einen Unfall! Das waren doch mal zwei Fliegen mit einer Klappe!

Aber auf dem campo wird man sie finden.

Du musst sie nach Nueva York schicken. Ich weiß aus höchster Quelle, dass das die einzige Möglichkeit ist.

Und dann schritt er stolz ins Wasser; sie versuchte ihn zurückzurufen: Bitte, komm zurück!, aber er hörte nicht.

Sein Rat aus dem Jenseits war so schrecklich, dass sie nicht einmal darüber nachdenken mochte. Ins Exil in den Norden! Nach Nueva York, eine so fremdartige Stadt, dass sie selbst nie den Mumm besessen hatte, sie zu besuchen. Das Mädchen wäre für sie verloren, und La Inca hätte ihre große Mission verfehlt: die Wunden des Untergangs zu heilen, das Haus Cabral von den Toten auferstehen zu lassen. Und wer wusste denn, was dem Mädchen bei den yanquis passieren würde? Für sie waren die USA nicht mehr und nicht weniger als ein pais, das von Gangstern, putas und Taugenichtsen wimmelte. Die Städte waren von Maschinen und Fabriken überschwemmt, die sinvergüenceria so allgegenwärtig wie in Santo Domingo die Hitze, das ganze Land ein in Eisen geschlagener cuco, der Abgase ausatmete und tief in den kalten, dunklen Tunneln seiner Augen mit dem glitzernden Versprechen barer Münze lockte. Wie La Inca in diesen langen Nächten mit sich rang! Aber welche Seite war Jakob, und welche der Engel? Wer konnte denn schon sagen, dass die Trujillos noch lange an der Macht bleiben würden? Die gespenstische Macht ElJefes schwand bereits, an ihrer Stelle wurde so etwas wie ein Wind spürbar. Gerüchte schwirrten so wild umher wie ciguas; Gerüchte, Kuba würde eine Invasion vorbereiten, die Marines wären schon am Horizont gesichtet worden. Wer wusste denn schon, was der nächste Tag bringen würde? Warum sollte sie ihr geliebtes Mädchen fortschicken? Warum die Eile?

La Inca steckte in genau der gleichen Zwickmühle wie Belis Vater sechzehn Jahre zuvor, als das Haus Cabral zum ersten Mal mit der Macht der Trujillos konfrontiert wurde. Versuchte zu entscheiden, ob sie handeln oder stillhalten sollte.

Weil sie keine Wahl treffen konnte, betete sie um weitere Führung - wieder drei Tage ohne Essen. Wer weiß, wie es ausgegangen wäre, wenn nicht die Elvis-Verschnitte vorbeigeschaut hätten. Unsere Wohltäterin wäre vielleicht wie Mutter Abigail geendet. Doch glücklicherweise überraschten die Elvise sie, als sie gerade vor dem Haus fegte. Sind Sie Myotis Toribio? Ihre Schmalzlocken glichen den Rücken von Käfern. Afrikanische Muskelpakete in blassen Sommeranzügen, unter den Jacketts knarrten die harten, geölte Halfter ihrer Pistolen.

Wir wollen mit Ihrer Tochter sprechen, knurrte Elvis Nr. Eins.

Sofort, fugte Elvis Nr. Zwei hinzu.

Por supuesto, sagte sie, und als sie mit einer Machete in der Hand aus dem Haus kam, wichen die Elvise lachend zu ihrem Auto zurück.

Elvis Nr. Eins: Wir kommen wieder, vieja.

Elvis Nr. Zwei: Daraufkannst du dich verlassen.

Wer war das?, fragte Beli vom Bett aus. Mit den Händen hielt sie sich den nicht vorhandenen Bauch.

Niemand, antwortete La Inca und legte die Machete neben das Bett.

In der nächsten Nacht schoss »niemand« ein Loch mitten in die Vordertür.

In den folgenden Nächten schlief sie mit dem Mädchen unter dem Bett, und etwas später in der gleichen Woche sagte sie zu ihr: Egal, was passiert, ich will, dass du eins nie ver-

gisst: Dein Vater war Arzt. *Arzt*. Und deine Mutter war Krankenschwester.

Und schließlich sagte sie: Du solltest von hier weg.

Ich will auch weg. Ich hasse es hier.

Mittlerweile konnte Beli aus eigener Kraft bis zur Latrine humpeln. Sie hatte sich stark verändert. Tagsüber saß sie stumm am Fenster, fast wie La Inca, nachdem ihr Mann ertrunken war. Sie lächelte nicht, sie lachte nicht, sie sprach mit niemandem, nicht einmal mit ihrer Freundin Dorca. Ein dunkler Schleier hatte sich über sie gelegt, wie nata auf cafe.

Du hast mich nicht verstanden, hija. Du musst *das Land* verlassen. Sie bringen dich um, wenn du nicht gehst.

Beli lachte.

Oh, Beli, nicht so hastig, nicht so hastig: Was wusstest du schon über Staaten oder die Diaspora? Was wusstest du von Nueba Yol, von ungeheizten Bruchbuden oder Kindern, deren Selbsthass in ihrem Kopf die Sicherung durchknallen ließ? Was, Madame, wusstest du über *Einwanderung*? Lach nicht, mi negrita, denn deine Welt wird sich bald ändern. Grundlegend. Ja: furchtbare Schönheit usw. usw. Lass es dir gesagt sein. Du lachst, weil deine Seele bis an ihr Äußerstes geplündert wurde, weil dein Geliebter dich fast bis in den Tod hinein verraten hat, weil dein erster Sohn nie geboren wurde. Du lachst, weil du keine Vorderzähne besitzt und geschworen hast, nie wieder zu lächeln.

Ich wünschte, ich könnte etwas anderes sagen, aber ich habe es hier aufBand. La Inca hat gesagt, dass du das Land verlassen musst, und du hast gelacht.

Sowar's.

DIE LETZTEN TAGE DER REPUBLIK

Sie würde sich später nur an wenig aus den letzten Monaten erinnern, nur an ihre Qyalen und ihre Verzweiflung (und ihren Wunsch, den Gangster tot zu sehen). Die Dunkelheit hielt sie in ihren Klauen, sie glitt durch die Tage wie ein Schatten durch das Leben. Sie ging nur aus dem Haus, wenn sie es unbedingt musste; endlich war ihre Beziehung so, wie La Inca sie sich immer gewünscht hatte - allerdings sprachen sie nicht miteinander. Was blieb schon zu sagen? La Inca redete nüchtern über die Reise nach Norden, aber Beli hatte das Gefühl, als sei ein großer Teil von ihr längst aufgebrochen. Santo Domingo verblasste. Das Haus, La Inca, das Stück Yuca, das sie sich in den Mund steckte, waren bereits verschwunden - jetzt musste nur noch der Rest der Welt aufholen. Die Erinnerung an ihr altes Ich kam nur dann wieder auf, wenn sie die Elvisse in ihrem Viertel herumschleichen sah. Sie schrie dann in Todesangst auf, aber die Männer fuhren nur mit einem selbstgefälligen Grinsen weiter. Wir sehen uns bald wieder. Sehr bald. Nachts hatte sie Alpträume über das Zuckerrohr, über den Gesichtslosen, aber wenn sie aus ihnen erwachte, war La Inca immer da. Tranquila, hija. Tranquila.

(Was die Elvisse anging: Was hielt sie zurück? Vielleicht die Angst vor Strafe, nachdem das Trujillato zusammengebrochen war. Vielleicht war es La Incas Stärke. Vielleicht war es diese Macht aus der Zukunft, die in die Vergangenheit zurücklangte, um die dritte und letzte Tochter zu schützen. Wer weiß?)

Ich glaube, La Inca schlief während dieser Monate nicht eine Nacht lang. Und immer trug sie eine Machete bei sich. Da war die Gute knallhart. Wusste genau, dass man nach

dem Fall von Gondolin nicht darauf wartete, dass die Balrogs bei einem an die Tür klopfen. Man unternahm verdammt nochmal was. Und das tat sie auch. Papiere wurden beschafft, Leute geschmiert, Genehmigungen eingeholt. Zu einem anderen Zeitpunkt wäre das unmöglich gewesen, aber weil El Jefe tot und der Platano- Vorhang zerfetzt war, konnte man auf vielen Wegen fliehen. La Inca gab Beli Fotos und Briefe von der Frau, bei der sie wohnen würde, an einem Ort namens El Bronx. Aber nichts davon drang zu Beli durch. Sie ignorierte die Fotos, ließ die Briefe ungelesen liegen und wusste deshalb nicht, nach wem sie am Idlewild Airport Ausschau halten sollte. La pobrecita.

Gerade, als sich die verfahrenere Situation zwischen dem Großen Nachbarn und den Überbleibseln der Familie Trujillo einem Durchbruch näherte, musste Beli vor Gericht erscheinen. La Inca sorgte dafür, dass sie sich ojás de mamon in die Schuhe schmierte, damit der Richter nicht so viele Fragen stellte. Während der ganzen Verhandlung stand unsere Kleine nur da und dämmerte benommen vor sich hin. In der Woche zuvor hatten sie und der Gangster es endlich geschafft, sich in einem der besten Stundenhotels der Hauptstadt zu treffen, in dem der Chino, über das Luis Diaz in seinem berühmten Lied sang. Ihr Wiedersehen lief nicht so, wie sie es sich erhofft hatte. Ay, mi pobre negrita, jammerte er und strich ihr über das Haar. Was sie früher wie ein Blitz getroffen hatte, waren jetzt nur noch fette Finger auf glattem Haar. Wir wurden verraten, wir beide. Schrecklich verraten! Sie wollte über das tote Kind sprechen, aber er wischte den winzigen Geist mit einer lässigen Geste beiseite und machte sich daran, ihre gewaltigen Brüste aus dem enormen BH zu befreien. Wir bekommen ein anderes, versprach er. Ich werde zwei be-

kommen, antwortete sie leise. Er lachte. Wir bekommen fünfzig.

Dem Gangster ging noch vieles im Kopferum. Er machte sich Sorgen um das Schicksal des Trujillato und um eine mögliche Invasion der Kubaner. Die erschießen Leute wie mich bei Schauprozessen. Ich bin der Erste, nach dem ehe suchen wird.

Ich überlege, nach Nueva York zu gehen.

Sie hatte gehofft, er würde sagen: Nein, geh nicht, oder zumindest, dass er mitgehen würde. Stattdessen erzählte er ihr von einer seiner Reisen nach Nueva Yol, von einem Job rur EI Jefe und den Krebsen aus einem *kubanischen* Restaurant, von denen ihm schlecht geworden war. Seine Frau erwähnte er natürlich nicht, und sie fragte auch nicht nach ihr. Es hätte sie vernichtet. Später, als er kurz davor war, zu kommen, versuchte sie sich an ihm festzuklammern, aber er riss sich los und kam auf ihren dunklen, verwüsteten Rücken. Wie Kreide auf einer Tafel, witzelte der Gangster. Achtzehn Tage später am Flughafen dachte sie immer noch an ihn.

Du musst nicht gehen, platzte La Inca heraus, bevor das Mädchen sich anstellte. Zu spät.

Ich will aber.

Ihr ganzes Leben lang hatte sie versucht, glücklich zu sein, aber Santo Domingo ... das BESCHISSENE SANTO DOMINGO hatte ihr bei jedem Schritt Knüppel zwischen die Beine geworfen. Ich will diesen Ort nie wiedersehen.

Sag so etwas nicht.

Ich will ihn nie wiedersehen.

Sie würde ein neuer Mensch werden, das schwor sie sich. Es heißt, egal, wie weit ein Esel läuft, er wird niemals ein Pferd, aber sie würde es allen zeigen.

Geh nicht einfach so. Toma, nur die Reise. Duke de coco. In der Schlange vor der Passkontrolle warf sie das Glas weg, -aber noch hielt sie es fest.

Vergiss mich nicht. La Inca küsste und umarmte sie. Vergiss nicht, wer du bist. Du bist die dritte und letzte Tochter der Familie Cabral. Du bist die Tochter von einem Arzt und einer Krankenschwester.

Ein letzter Blick auf La Inca: Sie winkt heftig, während ihr Tränen über das Gesicht laufen.

Nach weiteren Fragen an der Passkontrolle und nach einem letzten, verächtlich hingeknallten Stempel wurde sie durchgelassen. Dann das Boarding und vor dem Abflug das Geschwätz von dem geschniegelten Kerl rechts neben ihr, mit vier Ringen an einer Hand - Wohin geht die Reise? Nach Nimmerland, gab sie zickig zurück -, dann endlich riss sich das Flugzeug mit dröhnendem Motorengesang vom Erdboden los, und Beli, die nicht gerade als fromm gilt, schloss die Augen und bat den Herrn, sie zu beschützen.

Arme Beli. Fast bis zum Schluss hatte sie die leise Hoffnung gehegt, der Gangster würde kommen und sie retten. Es tut mir leid, mi negrita, es tut mir leid, ich hätte dich nie gehen lassen dürfen. (Sie träumte immer noch den Traum vom großen Retter.) Überall hatte sie nach ihm gesucht: auf der Fahrt zum Flughafen, in den Gesichtern der Beamten an der Passkontrolle, sogar, als sie an Bord des Flugzeugs ging, und am Ende glaubte sie einen absurden Moment lang, er würde aus dem Cockpit kommen, in einer ordentlich gebügelten Pilotenuniform - jetzt habe ich dich reingelegt, was? Aber in Fleisch und Blut tauchte der Gangster nie wieder auf, nur in ihren Träumen. Unter den Passagieren gehörten noch mehr zu einer ersten Welle von Einwanderern. Viele Tropfen, die zu einem Strom werden sollten. Hier ist sie

nun, der Mutter etwas näher, die sie werden muss, wenn Oscar und Lola geboren werden sollen.

Sie ist sechzehn und ihre Haut ganz dunkel, fast schwarz, so dunkelviolet wie das letzte Tageslicht, ihre Brüste gleichen unter der Haut gefangenen Sonnenuntergängen, aber trotz ihrer Jugend und Schönheit kann nur gewaltige Freude ihren herben, misstrauischen Gesichtsausdruck vertreiben. Ihre Träume sind kümmerlich, keine Aufgabe treibt sie an, ihr Streben findet keinen Halt. Ihre glühendste Hoffnung? Einen Mann zu finden. Wovon sie noch nichts weiß: von der Kälte, der vernichtenden Plackerei in den factorias, der Einsamkeit der Diaspora, dass sie nie wieder in Santo Domingo leben wird, von der Beschaffenheit ihres eigenen Herzens. Was sie außerdem nicht weiß: dass der Mann neben ihr schließlich ihr Ehemann und der Vater ihrer beiden Kinder wird, dass er sie nach zwei gemeinsamen Jahren verlässt, ihr zum dritten und letzten Mal das Herz bricht, und dass sie nie wieder lieben wird.

Sie wachte auf, als in ihrem Traum gerade ein paar ciegos in einen Bus stiegen und um Geld bettelten; der Traum stammte aus ihrer verlorenen Zeit. Der guapo auf dem Platz neben ihr tippte sie am Ellbogen an.

Senorita, das hier wollen Sie sicher nicht verpassen.

Das habe ich schon gesehen, blaffte sie. Und dann beruhigte sie sich und sah aus dem Fenster.

Es war Nacht, und überall glitzerten die Lichter von Nueva York.

Vier

Die Erziehung des Herzens 1988-1992

Mit mir fing alles an. Im Jahr vor Oscars Absturz war ich selbst ziemlich schräg drauf; auf dem Heimweg vom Roxy war ich verprügelt worden. Von einem Haufen Typen aus New Brunswick. Einer Bande beschissener morenos. Zwei Uhr morgens, und ich laufe ohne guten Grund die Joyce Kilmer entlang. Allein und zu Fuß. Warum? Weil ich knallhart war, weil ich dachte, ich könnte einfach so zwischen diesen Pennern durch, die in einer Gruppe an der Ecke standen. Großer Fehler. Das beschissene Grinsen von diesem einen Typen werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen. Das kommt gleich nach seinem Highschoolring, der mir eine schöne Kerbe in die Wange gerissen hat (die Narbe sieht man immer noch). Ich würde ja gerne behaupten, ich hätte noch übel ausgeteilt, aber die Typen haben mich einfach plattgemacht. Wäre nicht gerade ein guter Samariter vorbeigefahren, hätten die Wichser mich wahrscheinlich umgebracht. Der alte Knabe wollte mich zum Robert WoodJohnson bringen, aber ich war nicht krankenversichert, und außerdem stand ich nicht sonderlich auf Ärzte, seit mein Bruder an Leukämie gestorben war. Ich also gleich: Nein, nein, nein. Dafür, dass ich ordentlich Prügel bezogen hatte, fühlte ich mich sogar ziemlich gut. Bis zum nächsten Tag, als ich dachte, ich wäre tot. Mir war so schwindlig, dass ich

nicht aufstehen konnte, ohne zu reihern. Meine Gedärme füWten sich an, als hätte sie jemand herausgerissen, mit einem Hammer bearbeitet und mit Büroklammern wieder festgesteckt. Es war ziemlich übel, und von an meinen Freunden - meinen ganzen großartigen, wunderbaren Freunden - war nur Lola für mich da. Hatte von meinem Kumpel Melvin von der Schlägerei gehört und kam sofort angerast. Noch nie hatte ich mich so gefreut, jemanden zu sehen. Lola, mit ihren großen, unschuldigen Zähnen. Lola, die sogar weinte, als sie mich sah.

Ich war echt am Ende und sie hat sich um mich gekümmert. Sie kochte, putzte, brachte mir die Aufgaben aus meinen Kursen, holte mir Medikamente und sorgte sogar dafür, dass ich duschte. Anders gesagt, sie hat mir die Eier wieder angenäht, und so was schafft nicht jede Frau für einen Typen. Das könnt ihr mir glauben. Ich konnte kaum stehen, solche Kopfschmerzen hatte ich, aber sie wusch mir den Rücken, und von dem ganzen Mist erinnere ich mich daran am besten. An ihre Hand auf dem Schwamm und den Schwamm auf meiner Haut. ObwoW ich eine Freundin hatte, war es Lola, die die Nächte bei mir verbrachte. Sie kämmte sich das Haar - einmal, zweimal, dreimal-, bevor sie ihren langgliedrigen Körper in mein Bett faltete. Keine nächtlichen Spaziergänge mehr, okay, du Kung-Fu-Meister?

Am College soll man nichts wichtig nehmen - man soll sich einfach nur durch die Gegend vögeln -, aber ob ihr es glaubt oder nicht, Lola war mir wichtig. Sie war ein Mädchen, das einem leicht etwas bedeuten konnte. Lola war das krasse Gegenteil der Mädchen, die ich normalerweise anmachte: Sie war gut eins achtzig groß, so dunkel wie nur wer und hatte überhaupt keine tetas. Wie zwei Mädchen in ei-

nem: Der dürre Oberkörper saß auf einem Paar Luxushüften und einer hammermäßigen Kiste. Eine typische Überfliegerin, die allen möglichen Organisationen am College vorstand und im Anzug zu Sitzungen ging. Sie war die Präsidentin ihrer Studentinnenverbindung, Leiterin von S. A. L. S. A. und saß im Vorstand von Take Back the Night. Sie ließ sich nicht verarschen und sprach perfektes stolzes Spanisch.

Wir hatten uns bei dem Schnupperwochenende am College kennengelernt, aber erst im zweiten Studienjahr, als ihre Mutter wieder krank wurde, lief was zwischen uns. Fahr mich nach Hause, Yuni, sagte sie zu mir, und eine Woche später fing alles an. Ich weiß noch, dass sie einen Trainingsanzug von der Douglass und ein T-Shirt von der Tribe trug. Sie nahm den Ring ab, den ihr Freund ihr geschenkt hatte, und küsste mich. Den Blick ihrer dunklen Augen auf meine geheftet.

Du hast tolle Lippen, sagte sie.

Wie könnte man so ein Mädchen vergessen?

Schon nach drei verdammten Nächten bekam Sie ein schlechtes Gewissen wegen ihres Freundes und beendete die Sache. Und wenn Lola etwas beendet, dann richtig. Nicht mal, nachdem ich zusammengeschlagen wurde, durfte ich ihr nachts an die Wäsche. Du kannst also in meinem Bett schlafen, aber du kannst nicht mit mir schlafen?

Yo soy prieta, Yuni, sagte sie, pero no soy bruta.

Sie wusste genau, was für ein sucio ich war. Zwei Tage, nachdem wir Schluss gemacht hatten, hatte sie mitbekommen, wie ich eine ihrer Verbindungsschwestern anmachte, und mir ihren langen Rücken zugewandt.

Die Sache ist die: Als ihr Bruder gegen Ende seines zweiten Studienjahrs in diese Mörderdepression verfiel - er trank zwei Flaschen Bacardi 151, weil ihn irgendein Mädchen gedissst hatte - und sich selbst fast umgebracht hätte und seine kranke Mutter gleich mit, was glaubt ihr, wer da in die Bresche gesprungen ist?

Ich.

Lola war höllisch überrascht, als ich sagte, ich würde das nächste Jahr über mit ihm zusammenwohnen. Ich behalte den blöden Idioten für dich im Auge. Nach der Selbstmordgeschichte wollte sich keiner in der Demarest mit ihm ein Zimmer teilen, er würde das kommende Jahr allein verbringen müssen, sogar ohne Lola, weil sie für ein Jahr nach Spanien ging, ihr großer geiler Traum wurde endlich wahr, und sie hatte eine Scheißangst um ihn. Lola war total platt, als ich sagte, ich würd's machen, aber als ich es tatsächlich tat, fiel sie fast tot um. Ich zog also bei ihm ein. In der verdammten Demarest. Der Heimat aller Spinner und Loser und Freaks und Frauenverstehers. Ich, ein Typ, der beim Bankdrücken 150 Kilo schaffte und die Demarest früher ohne mit der Wimper zu zucken Homo Hall genannt hatte. Der jeden mickrigen, weißen Künsderschwachkopf, den er traf, am liebsten auf gemischt hätte. Ich schrieb mich für Kreatives Schreiben ein, und Anfang September saßen Oscar und ich dann da. Zusammen.

Ich habe es immer gerne als reinen Akt der Nächstenliebe dargestellt, aber das war es eigentlich nicht. Natürlich wollte ich Lola helfen und auf ihren durchgeknallten Bruder aufpassen (ich wusste, dass sie nichts auf der Welt so liebte, wie ihn), aber gleichzeitig tat ich mir selbst einen Gefallen. In diesem Jahr hatte ich bei der Verlosung der Zimmer wahr-

scheinlich die niedrigste Nummer aller Zeiten gezogen. Mein Name stand offiziell als letzter auf der Warteliste, was bedeutete, dass meine Chancen auf ein Wohnheimzimmer gleich Null waren, was bedeutete, dass meine bankrotte We-nigkeit entweder bei meinen Eltern oder auf der Straße leben würde, was wiederum bedeutete, dass die Demarest, so abgedreht sie war, und Oscar, so unglücklich er sein mochte, keine allzu schlechte Alternative darstellten.

Er war mir ja auch nicht völlig fremd - ich meine, er war immerhin der Bruder von dem Mädchen, das ich heimlich gevögelt hatte. In den ersten Jahren habe ich die beiden oft zusammen auf dem Campus gesehen und fand es unglaublich, dass er und Lola miteinander verwandt waren. (Ich bin Apokolips, witzelte er, sie ist New Genesis.) Ich hätte mich mit so einem Caliban nicht sehen lassen, aber sie liebte diesen Depp. Sie lud ihn zu Partys und zu ihren Kundgebungen ein. Dort hielt er Schilder hoch oder verteilte Flugblätter, als ihr fettklopsiger Assistent.

Gelinde gesagt hatte ich noch nie einen Dominikaner wie ihn getroffen.

Sei begrüßt, Hund Gottes. Damit begrüßte er mich an meinem ersten Tag in der Demarest.

Ich brauchte eine Woche, bis ich verstand, was zum Teufel er damit gemeint hatte.

Gott - Domini. Hund - Canis.

Sei begrüßt, Dominicanis.

Ich hätte es echt wissen müssen. Der Typ glaubte, er wäre verflucht, ständig sagte er das, und wäre ich ein altmodischer Dominikaner gewesen, hätte ich (a) dem Trottel zugehört und mich (b) schnellstens aus dem Staub gemacht. Meine

Familie kommt aus Azua, wir sind surenos, und wenn wir surenos aus Azua von irgendwas Ahnung haben, dann von verdammten Flüchen. Großer Gott, ernsthaft, wart ihr mal in Azua? Meine Mom hätte nicht mal zugehört, sie wäre gleich abgehauen. Sie wollte nichts mit fukus oder guangua zu tun haben, auf keinen Fall, niemals. Aber ich hatte es noch nicht so mit Traditionen wie heute, ich war einfach nur dämlich und dachte, auf jemanden wie Oscar aufzupassen wäre ja wohl kein Kunststück. Scheiße, Mann, ich war *Gewichtheber*, ich habe jeden Tag schwerere Brocken als ihn gestemmt.

Fahrt die Lachkonserve ruhig ab, wenn ihr wollt.

Auf mich wirkte er wie früher. Immer noch fett - Biggie Smalls ohne Smalls - und immer noch verloren. Schrieb immer noch jeden Tag zehn, fünfzehn, zwanzig Seiten. War unverändert ein totaler Fanboy. Wisst ihr, was dieser Spinner an unsere Zimmertür geschrieben hat? *Sprich, Freund, und tritt ein*. Auf Elbisch! (Bitte fragt mich nicht, woher ich das weiß. Bitte.) Als ich das sah, sagte ich: De Leon, das ist nicht dein Ernst. Elbisch?

Genau genommen ist das *Sindarin*, hüstelte er.

Genau genommen ist das voll schwul, meinte Melvin.

Obwohl ich Lola versprochen hatte aufzupassen, hatte ich in den ersten Wochen wenig mit ihm zu schaffen. Was soll ich sagen? Ich war beschäftigt. Welcher College-Aufreißer wäre das nicht? Ich hatte meinen Job und das Fitnessstudio, meine Jungs, meine novia und natürlich meine Schlampen.

Im ersten Monat war ich so viel unterwegs, dass ich O. meist nur als großen, schlafenden Klops unter einer Decke zu sehen bekam. Das Einzige, was diesen Nerd lange wach hielt, waren seine Rollenspiele und seine japanischen Animes, vor allem *Akira*, den er in diesem Jahr mindestens tau-

send Mal gesehen haben muss. Ich kann gar nicht sagen, wie oft ich nach Hause gekommen bin und ihn wie festgenagelt vor diesem Film gefunden habe. Ich blaffte dann immer: Guckst du schon wieder diesen Scheiß? Und Oscar antwortete, als wollte er sich für seine bloße Existenz entschuldigen: Ist gleich zu Ende. Es ist immer gleich zu Ende, beschwerte ich mich. Dabei machte es mir gar nichts. Ich mochte solchen Scheiß wie *Akira*, auch wenn ich mich dafür nicht immer wach halten konnte. Ich legte mich auf mein Bett, während Kaneda *Tetsuo* schrie, und dann stand plötzlich Oscar neben mir und sagte schüchtern: Yuniör, der Film ist finis, und dann setzte ich mich auf und sagte: Scheiße.

Es war längst nicht so schlimm, wie ich nachher oft getan habe. Der Typ war zwar ein ziemlicher Spinner, aber dafür ein rücksichtsvoller Zimmergenosse. Er schrieb mir nie bescheuerte Zettelchen wie diese Vollpfeife, mit der ich davor zusammengewohnt hatte, und er bezahlte von allem immer die Hälfte, und wenn ich reinkam, während er *Dungeons & Dragons* spielte, zog er in den Aufenthaltsraum um, ohne dass ich ihn auch nur drum gebeten hätte. *Akira* konnte ich ertragen, die *Kriegsflöße von Kron* nicht.

Ein paar nette Gesten gab's natürlich auch von mir. Ein Essen pro Woche. Ich sah mir an, was er geschrieben hatte, fünf Bücher waren es damals, und versuchte, einiges zu lesen. War nicht mein Fall - *Lass den Phaser fallen, Arthurus Prime!* -, aber sogar ich konnte erkennen, dass er es draufhatte. Er schrieb gute Dialoge, wusste, wie man knackig anfängt, und trieb die Handlung ordentlich voran. Ich zeigte ihm auch ein paar meiner Geschichten, voll mit Überfallen und Drogendeals und *Fick dich ins Knie, Nando*, und BLAM! BLAM! BLAM! Er gab mir vier Seiten mit Anmerkungen zu einer acht Seiten langen Geschichte.

Ob ich versucht habe, ihm bei den Mädels zu helfen? Ob ich ihn an meinen Aufreißer- Weisheiten teilhaben ließ?

Natürlich. Das Problem war nur, wenn es um *mujeres* ging, war mein Zimmergenosse ein globaler Sonderfall. Zum einen litt er unter der schlimmsten Muschiflaute, die ich je erlebt habe. Der Letzte, der dem auch nur nahekam, war dieser arme Junge aus San Salvador in der Highschool, der ein ganz verbranntes Gesicht hatte; der bekam auch nie Mädchen ab, weil er aussah wie das Phantom der Oper. Tja, und bei Oscar war es noch schlimmer. Jeffrey konnte wenigstens eine echte körperliche Beeinträchtigung vorschreiben. Worauf konnte Oscar es schieben? Auf Sauron? Er wog 140 Kilo, verdammt nochmal! Und redete wie ein Computer in *Star Trek*! Aber die echte Tragödie war, dass sich nie jemand so verdammt dringend eine Freundin gewünscht hat. Ernsthaft, ich dachte immer, *ich* würde auf Frauen abfahren, aber niemand, wirklich kein Mensch, fuhr so sehr auf Frauen ab wie Oscar. Für ihn waren sie Anfang und Ende, Alpha und Omega, DC und Marvel. Es hatte den Typen übel erwischt; er konnte ein hübsches Mädchen nicht mal ansehen, ohne zu zittern. Und aus dem Nichts heraus verknallte er sich allein im ersten Semester muss er mindestens zwei Dutzend Mal phänomenal verknallt gewesen sein. Nicht, dass sich jemals was daraus entwickelt hätte. Wie auch? Oscars Vorstellung von Coolness bestand darin, über Rollenspiele zu reden! Wie bescheuert ist das denn? (Mein Highlight war der Tag, an dem er im Bus eine scharfe *more na* wissen ließ:

Wenn du bei meinem Spiel dabei wärst, würde ich dir ein Stufe *achtzehn* Charisma geben!)

Ich habe versucht, ihm zu helfen, wirklich. Nichts Schwieriges. Etwa: Hör auf, fremden Mädchen auf der Straße nachzurufen, und sprich nicht öfter über den Beyonder,

als unbedingt nötig. Aber hat er auf mich gehört? Natürlich nicht! Oscar was über Mädchen beibringen zu wollen, war, als würde man mit Steinen nach Unus dem Unberührbaren werfen. Er war vollkommen resistent. Er hörte sich alles an und zuckte dann mit den Schultern. Nichts, was ich tue, zeigt Wirkung, also kann ich genauso gut ich selbst sein.

Aber dein Selbst ist mies!

Traurigerweise ist es alles, was ich habe. Mein Lieblingsgespräch war allerdings:

Yunior?

Was denn?

Bist du wach?

Wenn es um *Star Trek* geht ...

Nein, geht's nicht. Er hustete. Ich habe aus verlässlicher Quelle erfahren, dass noch nie ein Dominikaner als Jungfrau gestorben ist. Du kennst dich doch in solchen Dingen aus - glaubst du, das stimmt?

Ich setzte mich auf Todenstarrte er im Dunkeln zu mirüber.

Es verstößt gegen die Naturgesetze, O., dass ein dominicano stirbt, ohne mindestens einmal gevögelt zu haben.

Und was passiert am Anfang Oktober? Das, was Playboys wie mir immer passiert.

Ich lief voll auf.

Kein Wunder, so wie ich durchs Leben bretterte. Und der Hammer war nicht ohne. Meine Freundin Suriyan bekam mit, dass ich mit einer ihrer hermanas rummachte. Leute: Vögelt nie, nie, nie eine Schlampe, die Awilda heißt. Wenn eine Awilda nämlich richtig loslegt, dann lernt ihr echte Schmerzen kennen. Besagte Awilda hat mich, keine Ah-

nung warum, einfach verpfeifen. Sie schnitt einen meiner Anrufe mit, und bevor man *Oh, Scheiße* sagen konnte, wusste jeder Bescheid. Die Schnalle muss die Aufnahme etwa fünfhundert Mal abgespielt haben. Das zweite Mal in zwei Jahren, dass ich erwischt wurde; das war sogar für mich ein Rekord. Suriyan flippte völlig aus. Im Bus fiel sie über mich her. Die Jungs lachten und liefen weg, und ich tat so, als hätte ich gar nichts gemacht. Mit einem Schlag verbrachte ich viel Zeit im Wohnheim. Versuchte mich an ein, zwei Geschichten. Sah mir mit Oscar Filme an. *Metluna IVantwortet nicht. Appleseed. Der Superfighter*. Tastete nach einer Rettungsleine.

Eigentlich hätte ich eine Muschi- Reha machen sollen. Aber wenn ihr glaubt, das hätte ich durchgezogen, dann kennt ihr dominikanische Männer schlecht. Statt mich auf etwas Schwieriges und Sinnvolles zu konzentrieren, etwa auf meinen eigenen Mist, suchte ich mir einen einfachen Ausweg.

Aus heiterem Himmel und natürlich ohne, dass mein eigener beschissener Zustand eine Rolle gespielt hätte, beschloss ich, dass ich Oscars Leben in Ordnung bringen würde. Als er eines Abends über sein trauriges Dasein jammerte, sagte ich: Willst du wirklich etwas ändern?

Sicherlich, antwortete er. Aber nichts, was ich versucht habe, hat eine spürbare Besserung bewirkt.

Ich werde dein Leben ändern.

Wirklich? Wie er mich angesehen hat - es bricht mir immer noch das Herz, auch nach all den Jahren.

Wirklich. Aber du musst auch auf mich hören.

Oscar rappelte sich auf und legte eine Hand aufs Herz. Ich gelobe Gehorsam, mein Gebieter. Wann fangen wir an?

Wirst du schon sehen.

Am nächsten Morgen trat ich um sechs Uhr früh gegen Oscars Bett.

Was ist denn?, rief er.

Nicht viel, antwortete ich und warf ihm seine Turnschuhe auf den Bauch. Nur der erste Tag deines Lebens.

Die Sache mit Suriyan hatte mich offenbar wirklich umgehauen, weshalb ich mich ernsthaft auf das Projekt Oscar stürzte. Während ich die ersten Wochen lang darauf wartete, dass Suriyan mir verzieh, nahm ich den Klops so hart ran wie der Kung-Fu-Meister in der 36. Kammer der Shaolin. Ging ihm rund um die Uhr auf die Eier. Er musste mir schwören, dass er wildfremden Mädchen nicht mehr einfach erzählte, er würde sie lieben. (Du machst den armen Mädchen nur Angst, O.) Er musste anfangen, auf seine Ernährung zu achten, und aufhören, ständig negatives Zeug zu reden - *ich werde vom Unglück verflucht, ich sterbe noch als Jungfrau, ich bin nicht attraktiv genug* - zumindest, wenn ich in der Nähe war. (Positives Denken, hämmerte ich ihm ein, positives Denken, Spacko!) Ich nahm ihn sogar mit, wenn ich mit den Jungs ausging. Nichts Aufregendes - nur auf ein, zwei Gläser, wenn wir zu mehreren waren und sein Riesenumfang nicht so auffiel. (Die Jungs angepisst: Was denn noch? Laden wir demnächst Obdachlose ein?)

Aber was war mein größter Coup? Ich brachte ihn dazu, mit mir zu trainieren. Brachte ihn zum *Laufen*.

Was eines beweist: O. sah wirklich zu mir auf. Kein anderer hätte ihn dazu bringen können. Das letzte Mal hatte er es im ersten Studienjahr mit dem Laufen versucht, als er gute zwanzig Kilo weniger wog. Ich muss gestehen, die ersten Male hätte ich fast gelacht, als ich ihn die George Street hinunterkeuchen sah, seine aschschwarzen Knie zitterten richtig. Den Kopf hielt er gesenkt, um sich die Reaktionen zu

ersparen. Meist kicherten ein paar Leute, ab und an kam ein: *He, Fettsack*. Der beste Spruch war: Guck mal, Mom, der Typ läuft ne Runde mit seinem Planeten.

Ärger dich nicht über die Spaßvögel, sagte ich.

Er keuchte: Ärgern ... nein. Sterben.

Auf die Rennerei stand er gar nicht. Wenn wir fertig waren, saß er in null Komma nichts wieder an seinem Schreibtisch. Klammerte sich beinahe daran fest. Er versuchte alles, um sich vor dem Laufen zu drücken. Stand morgens um fünf auf, damit er schon am Computer saß, wenn ich aufwachte, und sagen konnte, er wäre gerade mitten in diesem wahnsinnig wichtigen Kapitel. Schreib später weiter, Flachpfeife. Nachdem wir vielleicht vier Mal gelaufen waren, ging er sogar vor mir auf die Knie. Bitte, Yuniör, ich kann das nicht, sagte er. Ich schnaubte nur. Los, hol deine bekackten Schuhe.

Ich weiß, dass es für ihn nicht einfach war. Ich war hart, aber nicht blind. Ich habe gesehen, wie es ihm ging. Ihr glaubt, fette Menschen werden gemobbt? Dann versucht es mal mit fetten Menschen, die abnehmen wollen. So was verwandelt Nigger in beschissene Balrogs. Die nettesten Mädchen, die man sich vorstellen kann, haben ihm die übelsten Dinge an den Kopf geworfen, alte Damen zeterten: Du bist widerlich, einfach widerlich, und sogar Harold, der nie groß über Oscar hergezogen war, fing an, ihn Jabba the Butt zu nennen, einfach so. Alles vollkommen krank.

Okay, Menschen sind die Pest, aber was blieb ihm schon übrig? Irgendwas musste er einfach machen. Rund um die Uhr am Computer zu sitzen und Sci-Fi-Monstergeschichten zu schreiben, ab und zu für eine Runde Videospiele ins Studentencenter zu tigern und über Mädchen zu sprechen, ohne jemals eines zu berühren - was war denn das für ein

Leben? Wir waren an der Rutgers, verdammt nochmal, überall nichts als Mädchen, und da hält Oscar mich nachts wach mit Geschichten über Green Lantern. Oder überlegte laut: Wenn wir Orks wären, würden wir als Rasse nicht glauben, dass wir wie Elben aussehen?

Irgendwas musste der Typ einfach machen.

Tat er auch.

Er warf das Handtuch.

Im Grunde war es wirklich bescheuert. Wir gingen vier Mal die Woche laufen. Ich selbst lief immer acht Kilometer, aber mit ihm zusammen nur kurze Strecken. Ich dachte, alles in allem schlägt er sich ganz gut. Er machte sich, versteht ihr? Und dann waren wir gerade mitten auf einer Runde. Auf der George Street blickte ich mich um und sah, dass er stehengeblieben war. Überall lief ihm der Schweiß runter. Hast du einen Herzinfarkt? Nein, antwortete er. Warum läufst du dann nicht? Ich habe beschlossen, nicht mehr zu laufen. Warum zum Teufel das denn? Es bringt nichts, Yunion. Es kann auch nichts bringen, wenn du es nicht willst. Es bringt nichts, ich weiß das. Komm schon, Oscar, mach endlich hin. Aber er schüttelte den Kopf. Er versuchte, mir die Hand zu drücken, dann ging er zur Haltestelle an der Livingston Avenue und fuhr mit dem Bus nach Hause. Am nächsten Morgen stieß ich ihn mit dem Fuß an, aber er rührte sich nicht.

Ich werde nie wieder laufen gehen, verkündete er unter seinem Kissen.

Wahrscheinlich hätte ich nicht wütend werden sollen. Ich hätte mit dem Loser geduldig sein müssen. Aber ich war echt sauer. Ich riss mir den Arsch auf, um diesem bekloppten Idioten zu helfen, und er kotzte mir dafür vor die Füße. Ich nahm es richtig persönlich.

Drei Tage lang nervte ich ihn pausenlos mit dem Laufen, und er sagte immer: Ich möchte nicht, ich möchte nicht. Anders als ich versuchte er, die Lage zu entspannen. Bot an, seine Filme und seine Comics mit mir zu teilen, versuchte, unser Spinnergeplapper in Gang zu halten und es wieder so werden lassen, wie es vor meinem Rettet-Oscar-Programm war. Aber davon wollte ich nichts wissen. Schließlich setzte ich ihm ein Ultimatum. Entweder du läufst, oder das war's.

Ich will nicht mehr laufen! Ich will nicht! Seine Stimme wurde ganz hoch.

Ein Dickkopf. Wie seine Schwester.

Letzte Chance, sagte ich. Ich war startklar, trug schon Turnschuhe, und er tat an seinem Schreibtisch so, als würde er nichts mitbekommen.

Er rührte sich nicht. Ich packte ihn mit beiden Händen.

Steh auf!

Da brüllte er los. Lass mich in Ruhe!

Er schubste mich sogar. Ich glaube, er wollte es gar nicht, aber da war es schon passiert. Hat uns beide überrascht. Er zitterte, starr vor Angst, ich stand mit geballten Fäusten da und hätte ihn umbringen können. Trotzdem hätte ich es fast auf sich beruhen lassen, aber dann war ich wieder der alte Yuniör.

Ich stieß ihn weg. Mit beiden Händen. Er knallte gegen die Wand. Und zwar fest.

Dämlich, einfach nur dämlich. Zwei Tage später rief Lola aus Spanien an, um fünf Uhr morgens.

Was zum Teufel ist los mit dir, Yuniör?

Ich hatte es satt. Und sagte ohne nachzudenken: Ach, leck mich doch, Lola.

Leck mich? Die Stille des Todes. Leck du mich, Yuniör. Sprich mich nie wieder an.

Grüß deinen Verlobten von mir, wollte ich noch sticheln, aber sie hatte schon aufgelegt.

Verdamme Scheiße, brüllte ich und warf das Telefon in den Schrank.

Und damit war es aus, aus und vorbei. Unser großes Experiment war IJeendet. Er wollte sich sogar ein paar Mal entschuldigen, auf seine eigene Art, aber ich ging nicht darauf ein. Wenn ich ihm gegenüber früher cool war, zeigte ich ihm jetzt die kalte Schulter. Nahm ihn nicht mehr mit, wenn ich was essen oder was trinken ging. Wir benahmen uns, wie Zimmergenossen es eben tun, wenn sie Zoffhaben. Wir waren höflich und formell, und statt wie früher mit ihm über das Schreiben und alles Mögliche zu quatschen, hatte ich ihm nichts mehr zu sagen. Ich kümmerte mich wieder um mein eigenes Leben, wurde wieder der üble sucio. Hatte einen totalen Energieschub, was totos anging. Wahrscheinlich aus Gehässigkeit. Er schob sich wie vorher komplette Pizzen rein und stürzte sich in Kamikaze-Manier auf die Mädchen.

Die Jungs bekamen natürlich mit, was lief, dass ich den gordo nicht mehr beschützte, und machten sich über ihn her.

Ich rede mir immer ein, dass es nicht allzu schlimm war. Die Jungs haben ihn nicht verprügelt oder so was, haben ihm auch nichts geklaut. Aber wahrscheinlich war es ganz schön herzlos, egal, wie man es sieht. Wenn Melvin fragte: Hast du schon mal eine toto geleck?, schüttelte Oscar den Kopf und gab höflich Antwort, egal, wie oft er gefragt wurde. Wahrscheinlich das Einzige, was du nicht vernaschst, was? Wenn Harold meinte: Tu no eres nada de dominicano, beharrte Oscar unglücklich: Doch, ich bin Dominikaner,

wirklich. Er konnte sagen, was er wollte. Wer zum Teufel hatte denn schon mal einen Domo wie ihn getroffen? An Halloween beging er den FeWer, sich als Doctor Who zu verkleiden, und war sogar richtig stolz auf seine Aufmachung. Als ich ihn auf der Easton zusammen mit zwei anderen Clowns aus dem Schreibkurs sah, konnte ich nicht fassen, wie sehr er dieser fetten Schwuchtel Oscar Wilde ähnelte, und sagte ihm das auch: Du siehst echt genauso aus. Keine gute Sache für Oscar, denn Melvin fragte: Oscar Wao, quien es Oscar Wao?, und das saß, alle nannten ihn von nun an so: He, Wao, was machst du grade? Wao, nimm die Füße von meinem Stuhl.

Das Tragische daran? Nach ein paar Wochen fing er an, auf den Namen zu hören.

Der Trottel wurde nie sauer, wenn wir ihn verarschten. Er saß einfach da, auf dem Gesicht ein verwirrtes Grinsen. Gibt einem ein mieses GefüW. Wenn die anderen weg waren, fragte ich manchmal: Du weißt, dass wir nur Qyatsch gemacht haben, oder, Wao? Ja, ich weiß, antwortete er matt. Alles klar, sagte ich und knuffte ihn an der Schulter. Alles klar.

Wenn seine Schwester anrief und ich abnahm, versuchte ich, fröhlich zu klingen, aber sie spielte nicht mit. Ist mein Bruder da?, war alles, was sie sagte. Kalt wie der Satum.

Heute muss ich mich fragen: Was hat mich wütender gemacht? Dass Oscar, der fette Loser, aufgegeben hat, oder dass Oscar, der fette Loser, mir getrotzt hat? Und ich überlege: Was hat ihm mehr wehgetan? Dass ich nie sein Freund war, oder dass ich so getan habe, als wäre ich es?

Mehr hätte er nicht für mich sein dürfen. Nur ein fetter Typ, mit dem ich im ersten Studienjahr zusammenwohnte. Mehr nicht, mehr nicht. Aber dann bescWoss Oscar, dieser Vollidiot, sich zu verlieben. Und statt mich nur ein Jahr lang mit ihm herumzuscWagen, hatte ich den Wichser für den Rest meines Lebens am Hals.

Kennt ihr dieses Porträt von Sargent, *Madame X*? Natürlich kennt ihr es. Oscar hatte es sich an die Wand gehängt, zusammen mit einem Poster von Robotech und dem Originalkinoplatat von *Akira*, dem mit Tetsuo und den Worten NEO TOKYO 15 ABOUT TO EXPLODE.

Sie sah genauso umwerfend aus. Aber sie war auch vollkommen irre.

Wer in der Demarest wohnte, kannte sie: Jenni Mun6z. Sie war diese boricua aus East Brick City, die oben im spanischen Teil ein Zimmer hatte. Sie war der erste echte Gothic, der mir unterkam - 1990 waren Gothics für uns Nigger eh schon ziemlich unbegreiflich, aber ein puerto-ricanischer Gothic, das war ungefähr so seltsam wie ein schwarzer Nazi. Jenni war ihr richtiger Name, aber ihre ganzen kleinen Gothic-Freunde nannten sie La Jablesse, und diese diabla fegte alle Maßstäbe, die ein Typ wie ich hatte, einfach beiseite. Diese Kleine leuchtete regelrecht. Sie hatte eine wunderbare jibara-Haut, diamantenscharf geschnittene Züge, eine ägyptisch anmutende Frisur in Pechschwarz, dick mit Eyeliner umrandete Augen, schwarz geschminkte Lippen, und sie besaß die dicksten, rundesten Titten, die ihr je gesehen habt. Für die Kleine war jeden Tag Halloween, und als wir wirklich Halloween hatten, verkleidete sie sich - ihr habt's erraten - als Domina und führte einen von den schwulen Typen

aus den Musikkursen an einer Leine herum. So einen Körper hatte ich noch nie gesehen. Sogar ich stand im ersten Semester aufjenni, aber als ich sie einmal in der Douglass-Bibliothek anmachen wollte, lachte sie mich aus, und als ich sagte: Lach nicht, fragte sie: Warum nicht?

Blöde Schlampe.

Und jetzt ratet mal, wer sie zur Liebe seines Lebens erkor? Wer sich Hals über Kopf in sie verknallte, weil er hörte, wie sie in ihrem Zimmer Joy Division laufen ließ, und er, welch Wunder, auch auf Joy Division stand? Natürlich Oscar. Am Anfang starrte er sie nur aus der Ferne an und stöhnte mir was von ihrer »unbeschreiblichen Vollkommenheit« vor. Die ist nicht deine Liga, höhnte ich, aber er zuckte mit den Schultern und erklärte dem Computerbildschirm:

Keine ist meine Liga. Ich dachte mir nichts weiter dabei, bis ich ihn eine Woche später dabei erwischte, wie er sich in der Brower-Mensa an sie ranschmiss! Ich war mit den Jungs da und hörte mir ihr Gemose über die Knicks an, während ich Oscar und La Jablesse in der Essensschlange beobachtete. Ich wartete darauf, dass sie ihm eine Abfuhr erteilte, und dachte, wenn sie mich schon abblitzen ließ, würde sie ihn komplett pulverisieren. Natürlich brachte er mit Volldampf seine *Battle of the Planets-Nummer*, quasselte ohne Unterlass, der Schweiß lief ihm über das Gesicht, und die Kleine blickte ihn mit dem Tablett in der Hand schief an - nicht viele Mädchen können so schief gucken und gleichzeitig ihre Käsefritten auf dem Tablett halten, aber deswegen waren ja auch alle verrückt nach La Jablesse. Als sie wegging, rief Oscar ihr superlaut hinterher: Wir setzen diese Unterhaltung ein andermal fort! Und sie antwortete tiefend vor Sarkasmus: Klar.

Ich winkte ihn näher. Wie ist es gelaufen, Romeo?

Er blickte hinab auf seine Hände. Ich glaube, ich bin verliebt.

Wie kannst du verliebt sein? Du hast die Schlampe gerade erst kennengelernt.

Nenn sie nicht Schlampe, sagte er düster.

Genau, äffte Melvin ihn nach, nenn sie nicht Schlampe.

Eines muss man Oscar lassen: Er war hartnäckig. Ohne jede Selbstachtung machte er sie immer wieder an. Im Flur, vor dem Waschraum, im Speisesaal, im Bus, der Alte war *allgegenwärtig*. Großer Gott, er heftete sogar Comics an ihre Tür.

Wenn sich ein Trottel wie Oscar an ein Mädchen wie Jenni ranmacht, dann wird er in meinem Universum schneller zurückgewiesen als die ungedeckten Schecks von Tante Daisy, aber Jenni hatte offenbar einen Hirnschaden oder stand auf fette, uncoole Nerds, denn gegen Ende Februar war sie regelrecht freundlich zu ihm. Bevor ich das in meinen Kopf bekam, sah ich die beiden auch schon zusammen abhängen! In aller Öffentlichkeit! Ich traute meinen Augen kaum. Und dann kam der Tag, an dem ich von meinem Kurs in Kreativem Schreiben zurückkam und La Jablesse und Oscar in unserem Zimmer fand. Sie redeten nur, über Alice Walker, aber trotzdem. Oscar sah aus, als hätte er gerade eine Einladung in den Orden der Jedi-Ritter erhalten; Jenni lächelte hinreißend. Und ich? Ich war spracWos. Jenni erinnerte sich noch an mich, so viel war klar. Sie warf mir aus ihren hübschen Augen einen verschmitzten Blick zu und sagte: Soll ich von deinem Bett runtergehen? Ihr Jersey-Akzent reichte schon, um mir den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Nö, sagte ich. Dann schnappte ich mir meine Sporttasche und machte, dass ich wegkam.

Als ich aus dem Kraftraum zurückkam, saß Oscar vor sei-

nem Computer, an der milliardsten Seite seines neuen Romans.

Ich fragte: Und, was läuft zwischen dir und dem Kinderschreck?

Nichts.

Worüber zum Teufel habt ihr euch denn unterhalten? Über unwichtige Dinge. Sein Tonfall verriet mir, dass er von meiner erfolglosen Anmache wusste. Der Drecksack. Ich sagte: Na, dann viel Glück, Wao. Ich hoffe nur, sie opfert dich nicht dem Satan oder so was.

Den ganzen März über hingen sie zusammen. Ich versuchte, es zu ignorieren, aber das war nicht leicht, weil wir alle im gleichen Wohnheim lebten. Lola erzählte mir später, dass die beiden sogar zusammen ins Kino gingen. Sie sahen *Ghost* und diesen anderen üblen Schund, *M.A. R. K 13 - Hardware*. Danach gingen sie ins Franklin Diner, wo Oscar nach Kräften versuchte, nicht nur drei zu essen. Von dem ganzen Theater bekam ich nicht viel mit, weil ich unterwegs war, Muschis jagen, Pooltische ausliefern und mich am Wochenende mit den Jungs rumtreiben. Ob es mich fast umbrachte, dass er Zeit mit einer so scharfen Braut verbrachte? Natürlich. Ich hatte mich immer als den Kaneda in unserem Gespann gesehen, aber jetzt war ich auf einmal Tetsuo.

Jenni bot Oscar eine richtige Show. Sie hakte sich ständig bei ihm unter und umarmte ihn bei jeder Gelegenheit. Oscars Bewunderung strahlte wie das Licht einer neuen Sonne. Der Mittelpunkt eines Universums zu sein gefiel ihr offenbar. Sie las ihm ihre ganzen Gedichte vor (du bist die Muse aller Musen, hörte ich ihn sagen), zeigte ihm ihre blöden kleinen Zeichnungen (die der Spinner an unsere Tür hängte) und erzählte ihm ihr ganzes Leben (das er pflichtgetreu

in seinem Tagebuch festhielt). Sie war bei einer Tante aufgewachsen, weil ihre Mom zu ihrem neuen Mann nach Puerto Rico zog, als Jenni sieben war. Seit ihrem elften Lebensjahr lief sie immer wieder weg ins Village. Im Jahr vor dem College hatte sie in einem besetzten Haus gewohnt, dem Crystal Palace.

Ob ich heimlich das Tagebuch meines Mitbewohners las?

Na klar.

Ach, ihr hättet O. sehen sollen. So hatte ich ihn noch nie erlebt, die Liebe hatte ihn verwandelt. Er zog sich besser an und bügelte jeden Morgen seine Hemden. Kramte sein hölzernes Samuraischwert aus dem Schrank, stellte sich frühmorgens mit nacktem Oberkörper auf den Rasen vor der Demarest und metzelte eine Milliarde imaginäre Feinde nieder. Er fing sogar wieder an zu laufen! Na ja, ganz langsam zu joggen. Ach, auf einmal kannst du laufen, meckerte ich, und er winkte mir knapp zu, als er sich vorbeimühte.

Ich hätte mich für Wao freuen sollen. Mal ehrlich, wer war ich denn, dass ich Oscar ein bisschen Action nicht gönnte? Wo ich nicht eine, nicht zwei, sondern gleich drei heiße Schlampen gleichzeitig vögelte, die Weiber, die ich auf Partys und in Clubs aufgabelte, gar nicht mal mitgezählt; wo mir die Muschis schon aus den Ohren kamen? Aber natürlich gönnte ich es dem Wichser nicht. Ein Herz wie meines, das in der Kindheit kein bisschen Zuneigung erfahren hat, ist ein schrecklich Ding. War es früher, ist es immer noch. Statt ihn zu ermutigen, blickte ich finster drein, wenn ich ihn mit La Jablesse sah; statt meine Weiber-Weisheit mit ihm zu teilen, sagte ich ihm, er sollte lieber aufpassen - anders gesagt war ich eifersüchtig.

Ich, der größte Aufreißer von allen.

Dabei hätte ich mir die Mühe sparen können. Hinter Jen-

ni waren immer Jungs her. Oscar war nur ein Luftholen, bevor die Action weiterging, und eines Tages sah ich, wie sie sich auf dem Rasen vor der Demarest mit dem großgewachsenen Punk unterhielt, der hier immer rumhing; er wohnte nicht im Wohnheim, sondern übernachtete einfach bei jedem Mädchen, das ihn ließ. Er war so dünn wie Lou Reed und genauso arrogant. Er zeigte ihr eine Yogapose, und sie lachte. Keine zwei Tage später fand ich Oscar heulend auf seinem Bett. He, Alter, sagte ich, während ich an meinem Gewichthebergürtel herumspielte. Was zum Teufel ist los mit dir?

Lass mich in Ruhe, jammerte er.

Hat sie dich abblitzen lassen? Sie hat dich abblitzen lassen, oder?

Lass mich in Ruhe, brüllte er. Lass mich endlich in Ruhe! Ich dachte, es wäre wie immer. Er würde ihr eine Woche lang nachtrauern und sich dann wieder ans Schreiben machen. An die Sache, die ihm immer Auftrieb gab. Aber es war nicht wie sonst. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte, als er nicht mehr schrieb - Oscar schrieb immer - er liebte das Schreiben, so wie ich das Fremdvögeln -, aber jetzt lag er nur noch auf dem Bett und startete seine SDF -1 an. Wirklich Sorgen machte ich mir, nachdem er zehn Tage lang völlig am Arsch war und Mist erzählte wie: Ich träume vom Nichts, so wie andere Leute von gutem Sex. Also schrieb ich mir die Madrider Telefonnummer seiner Schwester ab und rief sie heimlich an. Ich brauchte ein halbes Dutzend Versuche und zwei Millionen *va/es*, bis ich durchkam.

Was willst du?

Leg nicht auf, Lola. Es geht um Oscar.

Abends rief sie ihn an und fragte, was los sei, und natürlich erzählte er es ihr. Obwohl ich direkt danebensaß.

Mister, du musst dich wieder einkriegen, befahl sie.

Ich kann nicht, wimmerte er. Mein Herz ist zerschmettert.

Du musst aber. So ging es weiter, bis er ihr nach vollen zwei Stunden versprach, dass er es versuchen würde.

Ich ließ ihn zwanzig Minuten lang in Ruhe vor sich hin grübeln, dann sagte ich: Komm schon, Oscar, gehen wir rüber zu den Videospiele,

Er schüttelte ungerührt den Kopf. Ich spiele nie wieder Street Fighter.

Und?, fragte ich Lola später am Telefon.

Ich weiß nicht, antwortete sie. Manchmal hat er solche Phasen.

Was soll ich machen?

Pass nur auf ihn auf, okay?

Dazu kam es nicht. Zwei Wochen später versetzte LaJal- blesse ihrer Freundschaft den Todesstoß: Oscar platzte in ihr Zimmer, als der Punk »zu Besuch« war; er erwischte beide nackt, wahrscheinlich noch mit Blut beschmiert oder so was, und bevor sie ihn auch nur raus schicken konnte, rastete er aus. Er nannte sie eine Nutte. und hämmerte gegen die Wände, riss ihre Poster herunter und warf ihre Bücher durchs ganze Zimmer. Ich bekam davon Wind, als ein weißes Mädchen angerannt kam und sagte: Entschuldige, aber dein dämlicher Zimmergenosse flippt grade aus. Ich rannte hoch, nahm ihn in den Schwitzkasten und brüllte: Beruhig dich, Oscar, komm runter. Lass mich los, du Arsch, kreischte er und versuchte, mir mit Wucht auf die Füße zu treten.

Es war ganz schön übel. Der Punk war in der Zwischenzeit offenbar aus dem Fenster gesprungen und soll bis zur George Street gerannt sein. Splitternackt.

So war das in der Demarest. Immer was los.

Um es kurz zu machen: Oscar musste zur psychologischen Beratung, um sein Zimmer nicht zu verlieren, durfte auf keinen Fall mehr den zweiten Stock betreten, und das ganze Wohnheim hielt ihn für einen totalen Psychopathen. Vor allem die Mädchen gingen ihm aus dem Weg. Was LaJablesse anging, so machte sie in diesem Jahr ihren Abschluss, deshalb wurde sie einen Monat später in das Wohnheim am Fluss verlegt, und damit hatte es sich. Danach habe ich sie eigentlich nicht mehr gesehen, nur einmal vom Bus aus, als sie in ihren Domina-Stiefeln zur Scott Hall marschierte.

Und damit ging unser Jahr zu Ende. Er hatte alle Hoffnung verloren und tippte am Computer vor sich hin, ich wurde auf dem Flur gefragt, wie ich es denn fände, mit Mr Durchgeknallt in einem Zimmer zu stecken, worauf ich zurückfragte, wie ihr Hintern es wohl fände, mit meinem Stiefel zusammenzustecken. Ziemlich lahme Wochen. Als die Wohnheimplätze neu vergeben wurden, sprachen wir nicht mal darüber. Meine Jungs hingen immer noch zu Hause bei ihren Müttern fest, also versuchte ich mein Glück wieder bei der Lotterie und knackte dieses Mal den verdammten Jackpot mit einem Einzelzimmer in der Frelinghuysen Hall. Als ich Oscar erzählte, dass ich aus der Demarest weggehen würde, tauchte er lang genug aus seiner Depression auf, um mich erstaunt anzusehen, so, als hätte er etwas anderes erwartet. Ich dachte -, stammelte ich, aber bevor ich noch mehr sagen konnte, meinte er: Schon okay. Als ich mich wendete, ergriff er meine Hand und schüttelte sie förmlich: Sir, es war mir eine Ehre.

Oscar, sagte ich.

Die Leute fragten mich: Hast du irgendwelche Anzeichen bemerkt? Hast du? Vielleicht hatte ich sie bemerkt und woll-

te nur nicht darüber nachdenken. Vielleicht auch nicht. Was zum Teufel ändert das schon? Ich weiß nur, dass ich ihn noch nie so unglücklich erlebt hatte, aber einem Teil von mir war das egal. Dieser Teil wollte einfach weg, genauso, wie ich aus meiner Heimatstadt weggewollt hatte.

An unserem letzten Abend als Zimmergenossen kippte Oscar zwei Flaschen Cisco Orange, die ich ihm gekauft hatte. Kennt ihr Cisco noch? Flüssiges Crack hat man früher dazu gesagt. Also könnt ihr euch denken, dass unser Leichtgewicht richtig im Arsch war.

Auf meine Jungfräulichkeit!, rief Oscar.

Oscar, bleib locker, Alter. Davon wollen die Leute nichts hören.

Stimmt, die wollen mich nur anstarren.

Komm schon, tranquilisate.

Er sackte in sich zusammen. Ich bin im Lot.

Du bist kein Idiot.

Ich sagte *im Lot*. Er schüttelte den Kopf. Keiner versteht mich.

Alle Poster und Bücher waren verpackt, es hätte fast wieder unser erster Tag sein können, wäre er nicht so unglücklich gewesen. Am richtigen ersten Tag war er aufgekratzt gewesen und hatte mich immer mit meinem vollen Namen angesprochen, bis ich ihm sagte: Nenn mich Yunior, Oscar. Einfach Yunior.

Wahrscheinlich wusste ich, dass ich hätte bei ihm bleiben sollen. Ich hätte meinen Hintern auf den Stuhl pflanzen und ihm sagen sollen, dass alles in Ordnung kommt, aber es war unser letzter Abend, und ich hatte ihn so verdammt über. Ich wollte meine kleine Inderin drüben in der Douglass dumm und dämlich vögeln, einen Joint rauchen und ins Bett fallen.

So lebe wohl, sagte er, als ich ging. Lebe wohl!

Dann tat er Folgendes: Er trank eine dritte Flasche Cisco und schwankte hinunter zum Bahnhof New Brunswick mit seiner bröckeligen Fassade und den Gleisen, die im weiten Bogen hoch über den Raritan führten. Selbst mitten in der Nacht gelangt man ziemlich einfach ins Gebäude oder auf die Gleise, und genau dorthin ging er. Stolperte in Richtung Fluss, Richtung Route 18. New Brunswick fiel unter ihm ab, bis er dreiundzwanzig Meter über der Erde stand. Genau dreiundzwanzig Meter. Soweit er sich später erinnern konnte, stand er ziemlich lange auf dieser Brücke. Er sah den verwischenden Lichtern der Autos unter ihm nach. Rekapitulierte sein jämmerliches Leben. Wüschte sich, er wäre in einem anderen Körper geboren worden. War traurig wegen der vielen Bücher, die er nie schreiben würde. Vielleicht versuchte er auch, sich selbst umzustimmen. Und dann pfiff in der Ferne der 4.12 Uhr-Expresszug nach Washington. Mittlerweile konnte er kaum noch stehen. Er schloss die Augen (vielleicht auch nicht), und als er sie wieder öffnete, stand neben ihm etwas wie aus der Feder von Ursula Le Guin. Wenn er es später beschrieb, nannte er es den Goldenen Mungo, aber selbst er wusste, dass es etwas anderes gewesen sein musste. Es war sehr friedlich und wunderschön. Der Blick seiner goldgemalten Augen durchdrang ihn, nicht um zu richten oder Vorwürfe zu machen, sondern für etwas weit Beängstigenderes. Sie starrten einander an - das Wesen so gelassen wie ein Buddhist, er vollkommen ungläubig -, und dann gellte wieder die Zugpfeife und als er die Augen aufriss (oder sie scWoss), war es verschwunden.

Der Typ hatte sein ganzes Leben lang darauf gewartet, dass ihm so etwas passierte, er hatte immer in einer Welt voller Magie und Geheimnisse leben wollen, aber statt sich

die Vision zu Herzen zu nehmen und sein Leben zu ändern, schüttelte der Arsch nur betrunken den Kopf. Der Zug war näher gekommen, und deshalb stürzte er sich, bevor er den Mut verlieren konnte, hinunter in die Dunkelheit.

Natürlich hatte er mir einen Abschiedsbrief dagelassen. (Und darunter Briefe für seine Schwester, seine Mutter und Jenni.) Er dankte mir für alles. Er sagte, ich könnte seine Bücher, seine Spiele, seine Filme und seine *WIDer* haben. Er sagte, er wäre froh gewesen, mein Freund zu sein. Unterschrieben hatte er mit: Dein Compafiero, Oscar Wao.

Wäre er wie geplant auf der Route 18 gelandet, wären die Lichter endgültig ausgegangen. Aber der Alkohol hatte ihn offenbar so verwirrt, dass er sich verschätzt hatte, oder vielleicht behütete ihn auch ein höheres Wesen, wie seine Mutter behauptete, denn er verpasste die Route 18 und landete auf dem Mittelstreifen! Was eigentlich auch hätte reichen müssen. Die Mittelstreifen auf der 18 sind wie Guillotinen aus Beton. Die hätten ihn locker erledigt. Hätten seine Eingeweide wie Konfetti verstreut. Oscar erwischte allerdings einen dieser Grünstreifen mit Büschen, und er landete auf frisch umgegrabenem Lehm statt auf Beton. Statt sich im Himmel für Nerds wiederzufinden - wo jeder Nerd acht- undfünfzig Jungfrauen bekommt, mit denen er Rollenspiele spielen kann -, wachte er mit zwei gebrochenen Beinen und einer ausgekugelten Schulter im Robert Wood Johnson auf und fühlte sich, na ja, als wäre er von der Eisenbahnbrücke in New Brunswick gesprungen.

Ich war natürlich da, zusammen mit seiner Mutter und seinem Gauneronkel, der regelmäßig auf dem Klo verschwand, um nachzuschneifen.

Und was machte der Idiot, als er uns sah? Er wandte den Kopf ab und weinte.

Seine Mutter tippte ihm auf die gesunde Schulter. Du wirst noch viel mehr machen als nur weinen, wenn ich mit dir fertig bin.

Am nächsten Tag kam Lola aus Madrid. Bevor sie auch nur ein Wort sagen konnte, hatte ihre Mutter schon mit der typisch dominikanischen Begrüßung losgelegt. Jetzt kommst du also, wo dein Bruder stirbt. Wenn ich gewusst hätte, dass das wirkt, hätte ich mich schon längst umgebracht.

Lola ignorierte sie und mich auch. Sie setzte sich neben ihren Bruder und nahm seine Hand.

Mister, bist du okay?, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf: *Nein*.

Das ist alles so lange her, aber wenn ich an sie denke, sehe ich sie immer noch vor mir, wie sie an diesem ersten Tag im Krankenhaus sitzt, direkt vom Newark Airport hergekommen, mit tiefen Ringen unter den Augen, die Haare so zerzaust wie eine Furie, und trotzdem hatte sie sich vorher die Zeit genommen, sich zu schminken.

Ich hatte auf etwas positive Energie gehofft - war sogar im Krankenhaus auf eine Nummer aus -, stattdessen zerriss sie mich in der Luft. Warum hast du nicht auf Oscar aufgepasst?, wollte sie wissen. Warum nicht?

Vier Tage danach nahmen sie ihn mit nach Hause. Ich kehrte ebenfalls in mein Leben zurück. Fuhr nach Hause zu meiner einsamen Mutter ins heruntergekommene London Terrace. Wäre ich ein echter Freund gewesen, hätte ich ihn wahrscheinlich jede Woche in Paterson besucht, aber das

habe ich nicht. Was soll ich sagen? Es war Sommer, verdammt, ich war hinter ein paar neuen Mädels her, und außerdem hatte ich meinen Job. Ich hatte einfach keine Zeit, aber vor allem hatte ich keine *ganas*. Immerhin schaffte ich es, ihn ein paar Mal anzurufen, um zu hören, wie es ihm ging. Das war auch nicht ohne, weil ich immer damit rechnete, dass seine Mutter oder seine Schwester mir sagten, er wäre tot. Aber nein, er sagte, er würde sich »erneuert« ruhlen. Keine weiteren Selbstmordversuche. Er schrieb viel, was immer ein gutes Zeichen war. Ich werde der dominikanische Tolkien, sagte er.

Nur einmal fuhr ich vorbei, und das auch nur, weil ich in P-town war, um eine meiner *sucias* zu besuchen. Geplant hatte ich es nicht, aber dann riss ich das Lenkrad herum, hielt an einer Tankstelle, rief an, und dann war ich auf einmal in dem Haus, in dem er aufgewachsen war. Seine Mutter war zu krank, um ihr Zimmer zu verlassen, und er war dünner als je zuvor. Selbstmord steht mir, witzelte er. Sein Zimmer schien fast noch schräger als er selbst, wenn das überhaupt möglich war. Unter der Decke hingen X-Wing-Jäger und TIE-Fighter. Meine Unterschrift und die seiner Schwester waren die einzigen echten auf seinem letzten verbliebenen Gips (das rechte Bein war schlimmer gebrochen als das linke), alles andere waren tröstliche Worte von Robert Heinlein, Isaac Asimov, Frank Herbert und Samuel Delany. Seine Schwester nahm mich gar nicht zur Kenntnis, also lachte ich, als sie an der offenen Tür vorbeiging, und fragte laut: Wie geht's *la muda*?

'Sie findet es schrecklich hier, sagte Oscar.

Was gibt es denn an Paterson auszusetzen?, fragte ich laut.
He, *muda*, was gefällt dir nicht an Paterson?

Alles, rief sie aus dem Flur. Sie trug diese knappen Lauf-

shorts, und schon für den Anblick ihrer muskulösen Beine hatte sich die Fahrt gelohnt.

Ich saß mit Oscar eine Weile in seinem Zimmer, ohne viel zu reden. Ich starrte auf seine ganzen Bücher und Filme. Und wartete darauf, dass er etwas sagte; er muss gewusst haben, dass ich ihn nicht einfach vom Haken lassen würde.

Es war töricht, sagte er. Und unvernünftig.

Das kannst du laut sagen. Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht, O.?

Er zuckte kläglich mit den Schultern. Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte.

Alter, du willst nicht sterben. Glaub mir. Keine Muschi abzukriegen ist schlimm. Aber tot zu sein ist wie keine Muschi hoch zehn.

So ging es etwa eine halbe Stunde lang weiter. Nur eine Sache fiel mir noch auf. Direkt, bevor ich ging, sagte er: Weißt du, der Fluch hat mich dazu gebracht.

Ich glaub nicht an diesen Scheiß, Oscar. Der geht doch nur unsere Eltern an.

Uns auch, sagte er.

Kommt er wieder in Ordnung?, frage ich Lola auf dem Weg nach draußen.

Ich glaube schon, antwortete sie. Sie füllte Leitungswasser in Eisdübeln. Er sagt, er will im Herbst zurück in die Demarest.

Ist das eine gute Idee?

Sie überlegte kurz. So war sie, unsere Lola. Ja, sagte sie.

Du wirst es ja wissen. Ich angelte meine Schlüssel aus der Tasche. Wie geht's denn deinem Verlobten?

Gut, sagte sie tonlos. Bist du noch mit Suriyan zusammen?

Es brachte mich fast um, nur ihren Namen zu hören.
Schon lange nicht mehr.

Und dann standen wir da und starteten uns an.

In einer besseren Welt hätte ich mich über die Eiskwürfel-schalen gebeugt und sie geküsst, und damit wären all unsere Probleme vergessen gewesen. Aber ihr wisst genau, in was für einer Welt wir leben. Wir sind hier nicht im beschissenen Mittelmeer. Ich nickte nur, sagte: Wir sehen uns, Lola, und fuhr nach Hause.

Das hätte das Ende sein sollen, oder? Nur die Erinnerung an einen Nerd, den ich mal kannte und der versucht hat, sich umzubringen, mehr nicht, mehr nicht. Aber wie sich zeigte, waren die de Leons keine Familie, die man so einfach loswurde.

Keine zwei Wochen nach Beginn meines Absehwissjahrs tauchte er in meinem Wohnheimzimmer auf] Um mir seine Geschichten zu bringen und nach meinen zu fragen! Ich konnte es nicht fassen. Zuletzt hatte ich gehört, er wollte an seiner alten Highschool als Aushilfslehrer arbeiten und drüben am Bergen Community College Kurse belegen, aber plötzlich stand er vor meiner Tür und streckte mir verlegen eine blaue Mappe entgegen. Gegrüßt seist du, Yuniör, sagte er. Oscar, antwortete ich ungläubig. Er hatte weiter abgenommen und gab sich Mühe, sein Haar ordentlich und seine Wangen glatt rasiert zu halten. Ob ihr es glaubt oder nicht, er sah gut aus. Allerdings redete er immer noch über Welt-raumopern - er hatte gerade den ersten Band einer geplanten Romantetralogie beendet und war mittlerweile völlig besessen davon. Das bringt mich noch um, seufzte er. Dann wurde ihm klar, was er da gesagt hatte. Tut mir leid. Natürlich wollte sich keiner in der Demarest mehr ein Zimmer

mit ihm teilen - was für eine Überraschung (wir wissen ja, wie tolerant die Toleranten sind). Wenn er im Frühjahr zurückkäme, würde er also ein Doppelzimmer für sich allein bekommen; nicht, dass ihm das etwas bringen würde, scherzte er.

Ohne deine mesomorphe Verbissenheit wird die Demarest nicht mehr die Gleiche sein, sagte er nüchtern.

Ha, meinte ich.

Du musst mich unbedingt in Paterson besuchen, wenn du dir eine Atempause erlauben kannst. Ich habe eine wahre Fülle neuer Animes zu deiner Verfügung.

Unbedingt, Alter, sagte ich. Unbedingt.

Ich habe ihn nie besucht. Ich war beschäftigt, Hand aufs Herz: Musste Pooltische ausliefern, meine Noten aufpolieren und mich auf das Examen vorbereiten. Außerdem geschah im Herbst ein Wunder: Suriyan stand plötzlich vor der Tür. Schöner als je zuvor. Lass uns noch einen Versuch wagen. Natürlich sagte ich ja und ging mit ihr aus und steckte ihr noch in dieser Nacht einen cuerno rein. Dios mio! Für manche Nigger blieb Sex noch am Jüngsten Tag unerreichbar, ich kam gar nicht drum herum, selbst wenn ich es nicht darauf anlegte.

Meine Nachlässigkeit hielt O. nicht davon ab, mich ab und an zu besuchen, im Gepäck ein neues Kapitel und eine neue Geschichte über ein Mädchen, das er im Bus gesehen hatte, auf der Straße oder in einem Kurs.

Immer das Gleiche mit dir, sagte ich.

Ja, sagte er matt. Immer das Gleiche.

Die Rutgers war immer ein Irrenhaus, aber in diesem letzten Herbst ging es offenbar besonders rund. Im Oktober wurden ein paar Studienanfängerinnen vom Livingston Cam-

pus verhaftet, weil sie mit Koks gedealt hatten; vier der stillsten gorditas, die mir je untergekommen waren. Wie heißt es doch: Los que menos corren, vuelan. Am Busch Campus fingen die Lambdas mit den Alphas wegen irgendeiner idiotischen Sache Streit an, und wochenlang war von einem Krieg zwischen Schwarzen und Latinos die Rede, aber es passierte nie was, alle waren zu sehr damit beschäftigt, Partys zu schmeißen und sich gegenseitig besinnungslos zu vögeln.

Im Winter hielt ich es sogar lange genug in meinem Zimmer aus, um eine gar nicht mal so schlechte Geschichte zu schreiben; über die Frau, die bei uns zu Hause in der DR hinten im patio wohnte und die überall als Prostituierte verschrien war, dabei passte sie immer auf meinen Bruder und mich auf, wenn meine Mom und mein abuelo arbeiten waren. Mein Dozent konnte es kaum glauben. Ich bin beeindruckt. Keine einzige Schießerei, keine Messerstecherei in der ganzen Geschichte. Geholfen hat es trotzdem nicht. Ich gewann in diesem Jahr keinen der Preise für Kreatives Schreiben. Dabei hatte ich irgendwie darauf gehofft.

Dann kamen die Abschlussprüfungen, und wem laufe ich da über den Weg? Ausgerechnet Lola. Ich hätte sie fast nicht erkannt, weil sie das Haar superlang trug, und dazu eine von diesen billigen, klobigen Brillen, wie sie sonst nur weiße Ökotussen hatten. Der Silberschmuck an ihren Handgelenken hätte als Lösegeld für die königliche Familie gereicht, und die Beine unter ihrem kurzen Jeansrock schienen so endlos, dass es schon unfair war. Als sie mich sah, zog sie den Rock sofort runter, aber das half nicht viel. Das alles passierte im Bus; ich war auf dem Heimweg von einem gähnend uninteressanten Mädchen, sie war unterwegs zu einer bescheuerten Abschiedsparty für eine ihrer Freundinnen.

Als ich mich neben sie auf den Sitz fallen ließ, sagte sie: Alles klar? Ihre Augen waren unglaublich groß, ihr Blick ohne jede Böswilligkeit. Und ebenso ohne jede Erwartung.

Wie geht es dir?, fragte ich.

Gut. Und dir?

Ich mache alles für die Ferien klar.

Fröhliche Weihnachten. Und dann, typisch de Le6n, las sie einfach weiter in ihrem Buch!

Ich stupste das Buch an. Grundkurs Japanisch. Was zum Henker lernst du denn jetzt? Haben sie dich hier nicht längst rausgeschmissen?

Ich werde nächstes Jahr Englisch in Japan unterrichten, sagte sie trocken. Das wird *großartig*.

Nicht *ich überlege mir* oder *ich habe mich beworben*, sondern *ich werde*. Japan? Ich lachte ein bisschen fies. Was zum Teufel hat eine Dominikanerin in Japan zu suchen?

Du hast recht, sagte sie und blätterte verärgert um. Warum bloß sollte irgendwer irgendwo anders hinwollen, wenn er doch New Jersey hat?

Diese Antwort ließen wir einen Moment lang sacken.

Das kam jetzt aber etwas schroff, sagte ich.

Entschuldige.

Es war wie gesagt Dezember. Auf der College Avenue wartete meine kleine Inderin Lily auf mich und ebenso Suriyan. Aber ich dachte an keine der beiden. Ich dachte an das einzige Mal, an dem ich Lola in diesem Jahr gesehen hatte: Vor der Henderson Chapel hatte sie so konzentriert in einem Buch gelesen, dass ich dachte, sie könnte sich wehtun. Oscar hatte mir erzählt, dass sie mit ein paar Freundinnen zusammen in Edison wohnte, irgendwo in einem Büro arbeitete und Geld sparte für ihr nächstes großes Abenteuer. Als ich sie an jenem Tag sah, wollte ich hallo sagen, aber ich hat-

te nicht den nötigen Mumm, weil ich dachte, sie würde mich bestimmt ignorieren.

Ich sah die Commercial Avenue vorbeiziehen, und dann tauchten in der Ferne die Lichter der Route 18 auf. Dieser Moment würde für immer zu meinen Erinnerungen an die Rutgers gehören. Die Mädchen vor uns kicherten über einen Jungen. Lolas Hände lagen auf den Buchseiten, die Nägel preiselbeerrot. Meine eigenen Hände wie Monsterkrabben. Wenn ich nicht aufpasste, war ich in ein paar Monaten wieder in London Terrace und sie in Tokio oder Kioto oder wohin sie ging. Von allen Frauen, mit denen ich an der Rutgers zu tun hatte, von allen Frauen, mit denen ich überhaupt mal zu tun hatte, war Lola die Einzige, aus der ich nie scWau wurde. Aber warum hatte ich dann das GefüW, dass sie diejeQige war, die mich am besten kannte? Ich dachte an Suriyan und daran, dass sie nie wieder mit mir sprechen würde. Ich dachte an meine Angst, meine Angst davor, gut zu sein, denn Lola war nicht Suriyan; mit ihr müsste ich jemand sein, der ich noch nie versucht hatte zu sein. Wir erreichten die College Avenue. Letzte Chance. Also machte ich es wie Oscar und sagte: Geh mit mir essen, Lola. Ich verspreche auch, dass ich nicht versuchen werde, dich ins Bett zu kriegen.

Ja, klar, sagte sie und riss beim Umblättern fast eine Seite aus dem Buch.

Ich legte meine Hand auf ihre, und sie sah mich mit einem so frustrierten, herzerreißenden Blick an, als hätte sie sich schon halb auf mich eingelassen und wüsste ums Verrecken nicht, warum.

Ist schon gut, sagte ich.

Nein, verdammt, ist es nicht. Du bist zu *klein*. Aber sie zog die Hand nicht weg.

Wir gingen in ihre Wohnung in der Handy Street, und bevor ich ihr wirklich was tun konnte, unterbrach sie mich und zog mich von ihrer toto an den Ohren hoch. Warum kann ich dieses Gesicht einfach nicht vergessen, selbst jetzt nicht, nach all diesen Jahren? Müde von der Arbeit, verquollen von zu wenig Schlaf, eine seltsame Mischung aus Wildheit und Verletzlichkeit, die immer Lola war und immer Lola sein wird.

Sie sah mich an, bis ich es nicht länger ertragen konnte, und dann sagte sie: Lüg mich nur nicht an, Yuniör.

Das werde ich nicht, versprach ich.

Lacht nicht. Ich hatte die besten Absichten.

Viel mehr gibt es nicht zu erzählen. Nur das noch:

Im Frühling darauf zog ich wieder bei ihm ein. Ich hatte den ganzen Winter lang darüber nachgedacht. In letzter Minute überlegte ich es mir fast noch anders. Ich wartete vor seiner Tür in der Demarest, und obwohl ich schon den ganzen Morgen lang gewartet hatte, lief ich am Schluss fast weg, aber dann hörte ich ihre Stimmen auf der Treppe, als sie seine Sachen herauftrugen.

Ich weiß nicht, wen es am meisten überraschte: Oscar, Lola oder mich.

In Oscars Version hob ich die Hand und sagte: Mellon. Er brauchte einen Moment, bis er das Wort erkannte.

Mellon, erwiderte er schließlich.

Der Herbst nach seinem Absturz war düster gewesen. (Das las ich in seinem Tagebuch: Düster.) Er dachte immer noch daran, es zu tun, aber er hatte Angst. Größtenteils vor seiner Schwester, aber auch vor sich selbst. Vor der Chance auf

ein Wunder, auf einen unschlagbaren Sommer. Er las und schrieb und sah mit seiner Mutter fern. Seine Mutter schwor ihm: Wenn du etwas Dummes anstellst, dann suche ich dich mein Leben lang heim. Das kannst du mir glauben.

Das tue ich, sefiora, sagte er. Das tue ich.

Er konnte monatelang kaum schlafen, deswegen lieh er sich schließlich den Wagen seiner Mutter für nächtliche Spritztouren aus. Jedes Mal, wenn er losfuhr, dachte er, diese Fahrt wäre seine letzte. Er fuhr überall hin. In Camden verfranzte er sich. Er fand das Viertel, in dem ich aufgewachsen war. Fuhr durch New Brunswick, als die Clubs gerade schlossen, sah sich die Menschen an, während sein Magen ihn fast umbrachte. Er schaffte es sogar bis runter nach Wildwood. Dort suchte er das Cafe, in dem er Lola gerettet hatte, aber es hatte dicht gemacht und war durch nichts anderes ersetzt worden. In einer Nacht nahm er eine Anhalterin mit. Ein mächtig schwangeres Mädchen. Sie sprach kaum Englisch. Eine Illegale aus Guatemala mit Grübchen in den Wangen. Sie musste nach Perth Amboy, und unser Held Oscar sagte: No te preocupas. Te traigo.

Qye Dios te bendiga, sagte sie. Und wirkte immer noch so angespannt, als könnte sie jederzeit aus dem Fenster springen.

Er gab ihr seine Nummer, nur für den Fall, aber sie rief nie an. Es überraschte ihn nicht.

In manchen Nächten fuhr er so lange und so weit, dass er am Steuer richtig einschlief. Gerade noch dachte er über seine Figuren nach, und im nächsten Moment trieb er dahin, in einer wunderbaren, berausenden Erfüllung, bereit, vollkommen unterzugehen, und dann schrillte ein letzter Alarm.

Lola.

Nichts beflügelt mehr (so schrieb er), als sich selbst zu retten,
indem man einfach aufwacht.

2

Menschen sind nicht unentbehrlich. Trujillo jedoch ist unersetzlich. Denn Trujillo ist kein Mensch. Er ist ... eine kosmische Macht ... Wer ihn mit seinen gewöhnlichen Zeitgenossen vergleichen will, der irrt. Er gehört ... zu jenen, denen ein besonderes Schicksal bestimmt ist.

La Nación

Natürlich versuchte ich es noch einmal. Es lief noch blöder als beim ersten Mal. Nach vierzehn Monaten verkündete Abuela, es sei an der Zeit, dass ich nach Paterson zurückkehrte, zu meiner Mutter. Ich konnte nicht glauben, was sie da sagte. Ich empfand ihre Worte als tiefsten Verrat. So etwas habe ich erst wieder empfunden, als ich mit dir Schluss machte.

Aber ich will nicht gehen!, protestierte ich. Ich will hierbleiben!

Doch sie hörte nicht. Sie hob die Hände, als gäbe es nichts, was sie tun könnte. Deine Mutter will es so, ich will es so, und es ist das Richtige.

Und was ist mit mir?

Tut mir leid, hija.

So ist das Leben. Alles Glück, das man sich zusammenkratzt, wischt das Leben einfach so weg. Wenn du mich fragst, gibt es so etwas wie Flüche nicht. Ich glaube, es gibt nur das Leben. Das reicht.

Ich reagierte kindisch. Ich verließ das Team. Ich ging nicht mehr in die Schule und sprach nicht mehr mit meinen Freundinnen, nicht einmal mit *Rosio*. Mit Max machte ich Schluss, und er sah mich an, als hätte ich ihm eine Kugel genau zwischen die Augen gejagt. Als ich gehen wollte, ver-

suchte er, mich festzuhalten, aber ich schrie ihn an, so wie meine Mutter immer schrie, und seine Hand fiel herunter, als wäre sie tot. Ich dachte, ich würde ihm einen Gefallen tun. Wollte ihm nicht mehr wehtun als nötig.

An Ende benahm ich mich in diesen letzten Wochen richtig dumm. Ich wollte nur noch weg, mehr als alles andere, und legte alles darauf an. Ich war so durch den Wind, dass ich sogar etwas mit einem anderen Typen anfang. Mit dem Vater einer meiner Mitschülerinnen. Er war ständig hinter mir her, sogar, wenn seine Tochter in der Nähe war, also rief ich ihn an. Auf eine Sache kann man sich in Santo Domingo verlassen. Nicht auf elektrisches Licht, nicht auf das Gesetz.

Auf Sex.

Der bleibt immer.

Um Romantik kümmerte ich mich nicht. Bei unserer ersten »Verabredung« ließ ich mich von ihm in ein Stundenmotel bringen. Er war einer dieser eitlen *políticos*, ein *peledista*, der seinen eigenen, großen *jipeta* mit Klimaanlage besaß. Noch nie war ein Mann so glücklich wie er, als ich mir die Hose runterzog.

Bis ich ihn um zweitausend Dollar bat. Amerikanische, betonte ich.

Es ist, wie *Abuela* sagt: Jede Schlange geht davon aus, sie würde in eine Ratte beißen, bis sie eines Tages einen *Mungo* erwischt.

Das war mein großer Auftritt als *puta*. Ich wusste, dass er das Geld hatte, sonst hätte ich nicht gefragt, und schließlich war es ja kein Diebstahl. Ich glaube, wir haben es insgesamt etwa neun Mal getrieben, also hat er meiner Meinung nach viel mehr bekommen als gegeben. Danach saß ich im Motel und trank Rum, während er aus kleinen Beutelchen Koks schnieft. Er redete nicht viel, was mir recht war. Nachdem

wir gevögelt hatten, schämte er sich immer ordentlich, und ich fühlte mich großartig deswegen. Er jammerte, die zweitausend Dollar wären das Schulgeld für seine Tochter gewesen. Blablabla. Klau es doch dem Staat, riet ich ihm lächelnd. Als er mich zu Hause absetzte, küsste ich ihn, einfach um zu erleben, wie er vor mir zurückschreckte.

Ich redete in diesen letzten Wochen nicht viel mit La Inca, aber sie redete ständig mit mir. Streng dich in der Schule an. Besuch mich, wenn du kannst. Vergiss nicht, woher du kommst. Sie bereitete alles für meine Abreise vor. Ich war zu wütend, um auch an sie zu denken, daran, wie traurig sie ohne mich sein würde. Seit meiner Mutter war ich der erste Mensch, mit dem sie ihr Leben geteilt hatte. Sie bereitete das Haus vor, als würde sie selbst weggehen.

Was ist los?, fragte ich. Kommst du mit?

Nein, hija. Ich fahre für einige Zeit aufs campo.

Aber du hasst das campo!

Ich muss dorthin, erklärte sie müde. Zumindest für eine Weile.

Und dann rief Oscar an, aus heiterem Himmel. Jetzt, wo ich nach Hause kommen sollte, wollte er sich wieder mit mir vertragen. Du kommst also zurück.

Verlass dich nicht drauf, sagte

ich. Unternimm nichts

Überstürztes.

Unternimm nichts Überstürztes. Ich lachte. Hörst du dir eigentlich manchmal selbst zu, Oscar?

Er seufzte. Immerzu.

Jeden Morgen sah ich nach dem Aufwachen nach, ob das Geld noch unter dem Bett lag. Mit zweitausend Dollar hätte man damals überall hingehen können, und natürlich schwebten mir Japan oder Goa vor, wovon mir eines der Mädchen in der Schule erzählte hatte. Auch eine Insel, aber

wunderschön, hatte sie uns versichert. Ganz anders als Santo Domingo.

Und dann kam sie schließlich. Sie war nie leise, meine Mutter. Sie fuhr in einer großen, schwarzen Limousine vor, nicht in einem normalen Taxi, und alle Kinder aus dem barrio kamen angelaufen, um nachzusehen, was hier geboten wurde. Meine Mutter tat so, als würde sie den Menschauflauf nicht bemerken. Der Fahrer versuchte natürlich, sie abzuschleppen. Sie war dünn und sah erschöpft aus, und ich konnte den taxista kaum fassen.

Lassen Sie sie in Ruhe, sagte ich. Schämen Sie sich gar nicht?

Meine Mutter schüttelte traurig den Kopf und sah La Inca an. Du hast ihr gar nichts beigebracht.

La Inca zuckte nicht mit der Wimper. Ich habe ihr so viel beigebracht, wie ich konnte.

Dann kam der große Moment, den jede Tochter fürchtet. Meine Mutter musterte mich von oben bis unten. Ich war noch nie in besserer Verfassung gewesen, hatte mich nie schöner und begehrenswerter gefühlt, und was sagt dieses Miststück?

Cofio, pero tU si eres fea.

Die ganzen vierzehn Monate - einfach weg. Als hätte es sie nie gegeben.

Mittlerweile bin ich selbst Mutter und weiß, dass sie nicht anders konnte. So war sie nun einmal. Wie heißt es doch: Phitano maduro no se vuelve verde. Sie weigerte sich bis zum Schluss, mir auch nur annähernd so etwas wie Liebe zu zeigen. Sie weinte nicht um mich, auch nicht um sich, sondern nur um Oscar. Mi pobre hijo, schluchzte sie. Mi pobre hijo. Man glaubt immer, das Verhältnis zu den eigenen El-

tern würde sich wenigstens ganz am Ende noch ändern, irgendetwas würde besser werden. Aber nicht für uns.

Wahrscheinlich wäre ich weggelaufen. Ich hätte gewartet, bis wir wieder in den Staaten waren, hätte gewartet wie paja de arroz, das langsam, ganz langsam verbrennt, bis sie nicht mehr aufgepasst hätten, und dann wäre ich eines Morgens einfach verschwunden. Wie mein Vater, der meine Mutter verließ und nie wieder auftauchte. Ich wäre verschwunden, so wie alles verschwindet. Spurlos. Hätte ein Leben weit weg begonnen. Ich wäre glücklich gewesen, das weiß ich, und ich hätte nie Kinder bekommen. Ich hätte mich nicht mehr vor der Sonne versteckt und wäre dunkler geworden, hätte mein Haar wachsen lassen, wie es wollte, und sie hätte auf der Straße an mir vorbeilaufen können, ohne mich zu erkennen. Das war mein Traum. Aber wenn mich diese Jahre eines gelehrt haben, dann das: Man kann nicht weglaufen. Niemals. Der einzige Ausweg ist zu bleiben.

Und ich schätze, genau darum geht es bei diesen Geschichten.

Ja, kein Zweifel: Ich wäre weggelaufen. La Inca hin oder her, ich wäre weggelaufen.

Aber dann starb Max.

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen. Nicht, seit wir ScWuss gemacht hatten. Mein armer Max, der mich so unbeschreiblich liebte. Der jedes Mal, wenn wir vögelten, sagte: Ich habe so ein Glück. Wir hatten schließlich keine gemeinsamen Bekannten und wohnten nicht in der gleichen Gegend. Manchmal, wenn der peledista mich zu einem Motel fuhr, hätte ich schwören können, ich hätte Max gesehen, wie er sich durch den grauenhaften Mittagsverkehr schlängelte, unter dem Arm eine Filmrolle (ich hatte ihn gedrängt, sich

einen Rucksack zu kaufen, aber ihm gefiel es so besser). Mein tapferer Max, der so leicht zwischen zwei Stoßstangen hindurchglitt wie einem Menschen Lügen über die Lippen kamen.

Doch eines Tages, sicher voller Liebeskummer, verschätzte er sich und wurde zwischen einem Bus Richtung Cibao und einem Richtung Bani zerquetscht. Sein Schädel zerplatzte in tausend kleine Stücke, der abgewickelte Film verteilte sich über die ganze Straße.

Ich hörte erst nach der Beerdigung davon. Seine Schwester rief mich an.

Dich hat er am meisten geliebt, schluchzte sie. Am meisten von allen.

Der Fluch, werden manche sagen.

Das Leben, sage ich. Das Leben.

Ich wurde ungeheuer still. Seiner Mutter gab ich das Geld, das ich dem peledista abgenommen hatte. Damit kaufte sein kleiner Bruder Maxim eine yola und segelte mit ihr nach Puerto Rico, und als ich zuletzt von ihm hörte, schien es ihm dort gut zu gehen. Ihm gehört ein kleiner Laden, und seine Mutter wohnt nicht mehr in Los Tres Brazos. Am Ende war mein toto doch zu etwas gut.

Ich werde dich immer lieben, sagte meine abuela am Flughafen. Und dann drehte sie sich weg.

Erst im Flugzeug fing ich an zu weinen. Ich weiß, es klingt lächerlich, aber ich glaube, ich habe erst richtig aufgehört, als ich dich traf. Ich habe jedenfalls nicht aufgehört, zu bereuen und zu büßen. Die anderen Fluggäste müssen mich für verrückt gehalten haben. Die ganze Zeit über rechnete ich damit, meine Mutter würde mich schlagen, mich eine idiota nennen, eine bruta, eine fea, eine malcriada, oder sich auf einen anderen Platz setzen, aber das tat sie nicht.

Sie legte ihre Hand auf meine und ließ sie dort. Als die Frau vor uns sich umdrehte und meinte: Sagen Sie Ihrer Kleinen, sie soll endlich Ruhe geben, antwortete sie: Sagen Sie Ihrem culo, er soll nicht so stinken.

Am meisten tat mir der viejo neben uns leid. Man sah ihm an, dass er seine Familie besucht hatte. Er trug einen kleinen fedora und sein bestes, ordentlich gebügeltes chacabana. Ist schon gut, muchacha, sagte er und tätschelte mir den Rücken. Santo Domingo wird immer da sein. Es war am Anfang da, und es wird am Ende da sein.

Um Himmels willen, grummelte meine Mutter, dann schloss sie die Augen und schlief ein.

Fünf

Der arme Abelard
1944 - 1946

DER BERÜHMTE ARZT

Wenn in der Familie überhaupt darüber gesprochen wird was so gut wie nie passiert -, geht es immer an der gleichen Stelle los: mit Abelard und der schlimmen Sache, die er über Trujillo sagte.²²

Abelard Luis Cabral war Oscars und Lolas Großvater, ein Chirurg, der in Mexico City zur Zeit von Lázaro Cárdenas studiert hatte und Mitte der vierziger Jahre, bevor wir auch nur auf der Welt waren, als angesehenener Mann in La Vega lebte. Un hombre muy serio, muy educado y muy bien plantado.

(Ihr seht schon, worauf das hinausläuft.)

In diesen längst vergangenen Tagen - vor delincuencia und bankrotten Banken, vor der Diaspora - gehörten die Cabrals zu den Vordersten des Landes. Sie waren weder so stinkreich noch historisch so bedeutsam wie die Ral Cabrals aus Santiago, aber zu verachten war dieser Zweig der Familie auch nicht. In La Vega, wo die Familie seit 1791 lebte, galt sie praktisch als Adel und war ebenso eine Landmarke

²² Es gibt bestimmt andere Anfänge, sicher auch bessere - wenn ihr mich fragt, ich hätte mit der »Entdeckung« der Neuen Welt durch die Spanier angefangen, oder mit der US-amerikanischen Invasion von Santo Domingo 1916 -, aber wenn die Familie de León sich diesen Anfang ausgesucht hat, wie könnte ich dann ihre Geschichtsschreibung in Frage stellen?

wie La Casa Amarilla und der Rio Camu; ihre Casa Hatuey²³ mit den vierzehn Zimmern war allen Nachbarn bekannt. Die weitläufige, eklektische Villa mit zahlreichen Anbauten, deren ursprünglicher steinerner Kern zu Abelards Arbeitszimmer umgebaut worden war, lag inmitten von Mandelhainen und Mangosträuchern; daneben gab es ein modernes Art-deco-Apartment in Santiago, in dem Abelard oft die Wochenenden verbrachte, wenn er sich um die Geschäfte der Familie kümmerte, dann den frisch renovierten Stall, der bequem Platz für ein Dutzend Pferde bot, die Pferde selbst - sechs Berber mit Haut wie Velin - und natürlich die fünf vollbeschäftigten Dienstboten (allesamt rayanos). Während sich das übrige Land in jenen Tagen von Steinen und Yuccaresten ernährte und Scharen von Eingeweidewürmern in sich trug, speisten die Cabrals Pasta und italienische Würstchen, sie kratzten mit Jalisco-Silber über Belleek-Porzellan. Als Chirurg verfügte Abelard über ein anständiges Einkommen, aber die eigentliche Quelle des Familienvermögens war sein Portfolio (falls es so etwas damals schon gab): Von seinem verhassten, zänkischen (mittlerweile ver-

²³ Falls ihr es vergessen habt: Hatuey war der Ho Chi Minh der Taino. Als die Spanier den Ersten Genozid in der Dominikanischen Republik verübten, verließ Hatuey die Insel und fuhr mit einem Kanu nach Kuba, um Verstärkung zu holen; damit unternahm er die gleiche Reise, die Máximo Gómez fast dreihundert Jahre später wiederholen sollte. Die Casa Hatuey erhielt ihren Namen, weil sie vor langer Zeit einem Nachfahren des Priesters gehört haben soll, der versuchte, Hatuey zu taufen, direkt bevor die Spanier ihn verbrannten (Hatueys Worte auf dem Scheiterhaufen sind selbst zur Legende geworden: Gibt es im Himmel Weiße? Dann will ich lieber in die Hölle.) Die Geschichte springt allerdings nicht gerade freundlich mit Hatuey um. Wenn sich nicht ganz schnell etwas tut, endet er noch wie sein caranada Crazy Horse: als Etikett auf Bierflaschen in einem fremden Land.

storbenen) Vater hatte Abelard ein paar gut laufende supermercados geerbt, dazu eine Zementfabrik und eine Reihe von Fincas in den Septrionales.

Wie ihr wahrscheinlich vermutet habt, gehörten die Cabrals zu den Glücklichen. Im Sommer »borgten« sich von einem Cousin seine cabafta in Puerto Plata und blieben dort nie kürzer als drei Wochen. Abelards Töchter Jacquelyn und Astrid schwammen und spielten in der Brandung (wobei sie oft eine Mulattenpigmentstörung erlitten, d. h., sie wurden braun). Ihre Mutter, die ein solches Risiko nicht eingehen konnte und im Schatten ihres Sonnenschirms gefangen blieb, hatte ein wachsames Auge auf sie, während ihr Vater sich die letzten Meldungen über den Krieg anhörte oder mit hochkonzentriertem Gesicht den Strand entlangschlenderte. Er ging barfuß, zum weißen Hemd und der Weste trug er nur eine Hose mit hochgekrempelten Beinen und seinen etwas onkelhaften Halbafro. Die besten Jahre hatten ihn füllig werden lassen. Manchmal zog ein Muschelstückchen oder ein sterbender Pfeilschwanzkrebs Abelards Aufmerksamkeit auf sich, und wenn er dann auf alle viere ging und das Ganze mit einer Juwelierlupe untersuchte, erinnerte er sowohl seine begeisterten Töchter als auch seine entsetzte Frau an einen Hund, der an einem Haufen roch.

Manch einer in Cibao erinnert sich noch an Abelard, und jeder von ihnen wird euch sagen, dass er nicht nur ein brillanter Arzt war, sondern auch einer der bemerkenswertesten Köpfe des Landes: unendlich neugierig, beängstigend talentiert und mit einer besonderen Begabung für komplexe linguistische und mathematische Zusammenhänge. Der viejo war sehr belesen, verstand Spanisch, Englisch, Französisch, Latein und Griechisch, sammelte seltene Bücher, verfocht haarsträubende Theorien, schrieb für das *Journal of Tropical*

Medicine und eiferte als Amateurethnograph Fernando Ortiz nach. Kurz gesagt, Abelard war ein Mann des Geistes nichts allzu Ungewöhnliches in Mexico, wo er studiert hatte, aber eine ausgesprochen seltene Spezies auf der Insel des Obersten Generals Rafael Le6nidas Trujillo Molina. Er ermunterte seine Töchter zum Lesen, bereitete sie darauf vor, ihm in sein Metier zu folgen (sie sprachen Französisch und konnten Latein lesen, bevor sie neun wurden), und war so versessen auf Wissen, dass ihn die geringste neue Erkenntnis, egal wie obskur oder trivial, bis in den Van-Allen-Gürtel abgehen ließ. Sein Salon, den die zweite Frau seines Vaters so geschmackvoll hatte tapezieren lassen, war der beliebteste Treffpunkt der örtlichen todologos. Ganze Abende lang wurden hitzige Diskussionen geführt, und obwohl Abelard oft frustriert war, weil ihr Niveau zu wünschen übrig ließ kein Vergleich zur UNAM -, hätte er auf diese Abende um keinen Preis verzichten wollen. Oft wünschten seine Töchter ihm eine gute Nacht, nur um ihn am nächsten Morgen immer noch in eine verworrene Debatte mit seinen Freunden verstrickt zu finden, mit roten Augen, zerzaustem Haar, benebelt, aber enthusiastisch. Sie gingen dann zu ihm, und er gab beiden einen Kuss und nannte sie seine brillantes. Diese jungen Talente werden uns noch alle übertreffen, lobte er sie oft vor seinen Freunden.

Die Herrschaft Trujillos war nicht die beste Zeit für Geismenschen, auch nicht die beste Zeit für Salondiskussionen, für tertulias, für irgendetwas Ungewöhnliches, aber wenn Abelard eines war, dann vorsichtig. Er gestattete nie, dass man sich über die aktuelle Politik (sprich: Trujillo) ausließ, hielt alles schön auf der abstrakten Ebene und erlaubte jedem, der es wollte (eingescWossen Mitglieder der Geheimpolizei), an seinen Treffen teilzunehmen. Da man schon da-

für draufgehen konnte, den Namen des Verhinderten Viehdiebs falsch ausgesprochen zu haben, lag das im Grunde alles auf der Hand. Im Großen und Ganzen gab Abelard sein Bestes, gar nicht an EI Jefe zu denken, und hielt sich an die Oberste Direktive der Diktator-Vermeidung; gleichzeitig blieb er ironischerweise unerreicht darin, nach außen den Anschein eines begeisterten Trujillista zu erwecken.²⁴ 50woW als Privatperson als auch als Vorsitzender seiner Ärztekammer spendete er großzügig an die Partido Dominicano; zusammen mit seiner Frau, die seine beste Krankenschwester und Assistentin war, nahm er an jeder medizinischen Mission teil, die Trujillo organisierte, egal, wie weit sie auf das campo fahren mussten, und niemand konnte sein Lachen besser unterdrücken als Abelard, als EI Jefe eine WaW mit 103 Prozent der Stimmen gewann! Welche Begeisterung im pueblo! Wenn Trujillo zu Ehren Bankette veranstaltet wurden, fuhr Abelard jedes Mal nach Santiago. Er kam früh, ging spät, lächelte ununterbrochen und *sagte kein Wort*. Er koppelte seinen intellektuellen Warp-Antrieb ab und lief nur mit Impulskraft. Wenn es so weit war, schüttelte Abelard E1]efe die Hand, hüllte ihn in den warmen Mantel sei-

²⁴ Noch ironischer war allerdings, dass Abelard den Ruf hatte, während der schlimmsten Wirren des Regimes in Deckung zu gehen oder gar die Augen zu verschließen. 1937 zum Beispiel, als die Freunde der Dominikanischen Republik Haitianer und haitianische Dominikaner und haitianisch aussehende Dominikaner zu Tode perejilten, als der Genozid tatsächlich in vollem Gange war, da vergrub Abelard seine Nase, Augen und Ohren tief in seinen Büchern (er überließ es seiner Frau, die Dienstboten zu verstecken, er fragte nie nach), und als Überlebende mit unbeschreiblichen Machetenwunden in seine Praxis wankten, flickte er sie so gut wie möglich zusammen, ohne ein Wort über ihre entsetzlichen Verletzungen zu verlieren. Tat einfach so, als wäre alles wie immer.

ner Verehrung (wenn ihr glaubt, das Trujillato hätte nichts Homoerotisches gehabt, dann seid ihr mächtig auf dem Holzweg) und verschmolz ohne weiteres Aufsehen mit den Schatten (wie in Oscars Lieblingsfilm *Point Blank*). Er hielt sich so weit wie möglich von EI Jefe entfernt - machte sich nicht vor, er wäre ihm ebenbürtig oder sein Kumpel oder sonstwie unentbehrlich -, scWießlich hatten Nigger, die sich mit Trujillo abgaben, die Angewohnheit, morgens tot aufzuwachen. Es schadete auch nicht, dass EI Jefe Abelards Familie nicht völlig in der Tasche hatte, dass Abelards Vater kein Land und keine negocios in geographischer Nähe oder wirtschaftlicher Konkurrenz zu EI Jefes eigenen Besitztümern gehörten. So blieb Abelards Kontakt zu Fickfresse zum Glück begrenzt.²⁵

Abelard und der Verhinderte Viehdieb hätten im Laufe der Geschichte reibungslos aneinander vorbeigleiten können, hätte Abelard nicht ab 1944 seine Frau und seine Tochter prinzipiell zu Hause gelassen, statt sie zu den Veranstaltungen EI Jefes mitzubringen, wie es Sitte war. Seinen Freunden erklärte er, seine Frau habe es »mit den Nerven« und Jacquelyn würde sich um sie kümmern, während sie in

²⁵ Er wünschte sich, das Gleiche hätte auch für seinen Kontakt zu Balaguer gegolten. Damals war aus dem Dämon Balaguer noch nicht der Dieb der Wahlen geworden, er war nur Trujillos Bildungsminister - ihr seht ja, wie erfolgreich er diesen Job erledigte -, und er nutzte jede Gelegenheit, Abelard in die Enge zu treiben. Er wollte mit Abelard über seine *Theorien* sprechen, die aus vier Teilen Gobineau, vier Teilen Goddard und zwei Teilen deutscher Rassenhygiene bestanden. Er versicherte Abelard, die deutschen Theorien wären in Europa der letzte Schrei. Abelard nickte. Ich verstehe. (Wer der Klügere war, wollt ihr wissen? Gar kein Vergleich. In einem TLC-Match hätte Abelard, der Cerebro del Cibao, den "Genio de Genocidio« in zwei Sekunden glatt aus dem Ring gefegt.)

Wahrheit wegen Trujillos berüchtigter Gier und dem erstklassigen Aussehen seiner Tochter fernblieben. Abelards ernsthafte, intellektuelle älteste Tochter war nicht mehr die schlaksige, ungeschickte flaquita von früher; die Pubertät hatte mit Macht zugeschlagen und sie in eine wunderschöne junge Dame verwandelt. Ein schwerer Fall von Hüften- Hintern-Busen, und das bedeutete Mitte der Vierziger mächtigen Ärger mit dem noch mächtigeren Trujillo.

Fragt eure Eltern und Großeltern, sie können es euch bestätigen: Trujillo war vielleicht ein Diktator, aber er war ein dominikanischer Diktator, was nichts anderes heißt, als dass er der größte bellaco des Landes war. Er glaubte tatsächlich, alle totes in der DR gehörten ihm. Es ist hinreichend bewiesen, dass in Trujillos DR hübsche Töchter der besseren Gesellschaft, wenn sie auch nur in sein weiteres Umfeld gerieten, noch in der gleichen Woche mamando su ripio, als wären sie schon ewig im Gewerbe, und *die Familie konnte nichts dagegen tun!* Das gehörte zum Preis, den man für das Leben in Santo Domingo zu zahlen hatte, es war eines der offenen Geheimnisse der Insel. Diese Praxis war so üblich und Trujillos Appetit so unersättlich, dass es zahlreiche Männer im Land gab, hombres de calidad y posición, die, ob ihr es glaubt oder nicht, ihre Töchter dem Verhinderten Viehdieb *freiwillig* anboten. Abelard, das muss man ihm lassen, gehörte nicht dazu; sobald er eins und eins zusammengezählt hatte - als seine Tochter anfang, den Verkehr auf der Calle EI Sol zum Erliegen zu bringen, und nachdem einer seiner Patienten sie gesehen und gesagt hatte: Seien Sie mit ihr besser vorsichtig -, zog er eine Rapunzelnummer ab und sperrte sie ein. Eine mutige Tat, die seinem Wesen nicht entsprach, aber er hatte Jacquelyn nur einmal dabei beobachten müssen, wie sie sich für die Schule fertig machte, körperlich

schon groß, aber immer noch ein Kind, verdammt, immer noch ein Kind, und schon fiel ihm die mutige Tat leicht.

Dabei war es alles andere als leicht, seine rehägige, vollbusige Tochter vor Trujillo zu verstecken. (In etwa so, wie den Einen Ring vor Sauron zu verbergen.) Durchschnittliche Dominikaner sind schon übel, aber Trujillo war fünftausend Mal schlimmer. Der Kerl beschäftigte Hunderte von Spionen, deren einzige Aufgabe darin bestand, die Provinz nach Frischfleisch zu durchkämmen; hätte die Beschaffung von Muschis noch ein klein wenig mehr im Mittelpunkt des Trujillato gestanden, hätte das Regime die erste Culokratie der Welt abgegeben (und vielleicht hatte es das auch). Seine Frauen unter Verschluss zu halten kam in diesem Klima Hochverrat gleich; Übeltätern, die ihre muchachas nicht herausrückten, konnte es leicht passieren, dass sie sich ein erfrischendes Bad mit acht Haien teilen durften. Um es kurz zu machen: Abelard ging ein enormes Risiko ein. Es war egal, dass er der Oberschicht angehörte, dass er ein solides Fundament errichtet hatte, dass er seine Frau sogar von einem Freund als wahnsinnig hatte diagnostizieren lassen und diese Information dann in seinen elitären Kreisen durchsickern ließ. Wenn Trujillo und Konsorten von seinem doppelten Spiel Wind bekämen, läge er innerhalb von zwei Sekunden in Ketten (und Jacquelyn auf dem Rücken). Und deshalb rechnete Abelard jedes Mal, wenn EI J efe händeschüttelnd die Reihe seiner Besucher entlangschlurfte, damit, dass er mit seiner schrillen Stimme fragte: Dr. Abelard Cabral, wo ist denn Ihre *reizende* Tochter? Ihre Nachbarn haben mir schon *so viel* über sie erzählt. Das genügte, um Abelard fiebrig werden zu lassen.

Seine Tochter Jacquelyn hatte natürlich nicht die leiseste Ahnung, was auf dem Spiel stand. Es waren unschuldigere

Zeiten, und sie war ein unschuldiges Mädchen; von ihrem Glorreichen Präsidenten vergewaltigt zu werden war das Letzte, was ihr durch den hellen Kopf ging. Sie hatte die Klugheit ihres Vaters geerbt und lernte mit Feuereifer Französisch, weil sie beschlossen hatte, es ihrem Vater gleichzutun und im Ausland, an der Faculte de Medecine de Paris, Medizin zu studieren. Gen Frankreich! Und die nächste Madame Curie werden! Sie brütete Tag und Nacht über ihren Büchern und übte sowohl mit ihrem Vater als auch mit ihrem Dienstboten Esteban El Gallo Französisch, der aus Haiti stammte und die Sprache der Froschfresser immer noch recht gut beherrschte.²⁶ Beide Töchter hatten keinen Schimmer, lebten so sorgenfrei wie Hobbits und wären nie darauf gekommen, dass am Horizont ein großer Schatten auftrug. An seinen freien Tagen, wenn er weder in der Klinik war noch in seinem Arbeitszimmer schrieb, stand Abelard am Fenster zum Garten und beobachtete seine Töchter bei ihren albernen Kinderspielen, bis sein wehes Herz es nicht länger ertragen konnte.

Jeden Morgen schrieb Jackie, bevor sie mit dem Lernen begann, auf ein leeres Blatt Papier: *Tarde venientibus ossa*.

Den zu spät Kommenden bleiben die Knochen.

Er sprach nur mit drei Menschen über diese Dinge. Zuerst natürlich mit seiner Frau Socorro. Socorro (das muss hier mal gesagt werden) war selbst ein großes Talent. Dieser

²⁶ Nachdem Trujillo 1937 den Genozid an Haitianern und haitianischen Dominikanern veranlasst hatte, arbeiteten nicht mehr viele Haitianer in der DR. Erst wieder ab Ende der Fünfziger. Esteban bildete eine Ausnahme, weil er (a) so verdammt dominikanisch aussah und (b) Socorro ihn während des Genozids im Puppenhaus ihrer Tochter Astrid versteckt hatte. Vier Tage lang blieb er dort, eingeeengt wie eine dunkelhäutige Alice.

berühmten Helena aus dem Osten (aus Higuey) verdankten ihre Töchter die Schönheit; in ihrer Jugend hatte Socorro wie eine dunkelhäutige Dejah Thoris ausgesehen (einer der Hauptgründe, warum Abelard ein Mädchen umwarb, das so weit unter ihm stand), außerdem gehörte sie zu den besten Krankenschwestern, mit denen er je hatte arbeiten dürfen, ob in Mexiko oder in der Dominikanischen Republik, und angesichts seiner Wertschätzung der mexikanischen Kollegen war das kein geringes Lob. (Der zweite Grund, warum er sie erwählt hatte.) Ihre unermüdliche Arbeit und ihr umfassendes Wissen über Hausmittel und traditionelle Heilmethoden machten sie zu einer unentbehrlichen Partnerin in seiner Praxis. Auf seine Sorgen wegen Trujillo allerdings reagierte sie ganz typisch; sie war eine kluge, qualifizierte, hart arbeitende Frau, die beim Anblick von Blutfontänen, die nach einer Machetenattacke aus einem Armstumpf spritzten, nicht mit der Wimper zuckte, aber wenn es um abstrakte Bedrohungen wie, sagen wir mal, Trujillo ging, weigerte sie sich hartnäckig einzugestehen, dass es ein Problem geben könnte, und das, während sie Jacquelyn in schrecklich enge Kleider quetschte. Warum erzählst du herum, ich wäre loca?, fragte sie.

Dann sprach er mit seiner Geliebten Sefiora Lydia Abenader darüber, einer der drei Frauen, die nach seinem Studienaufenthalt in Mexico seinen Heiratsantrag abgelehnt hatten; mittlerweile war sie Witwe und seine oberste Geliebte. Sein Vater hatte sie von Anfang an für ihn gewollt, und als es Abelard nicht gelang, alles unter Dach und Fach zu bringen, hatte sein Vater ihn bis zum Ende seines hasserfüllten Lebens als halben Mann verhöhnt (der dritte Grund, warum er Socorro genommen hatte).

Und schließlich sprach er mit seinem langjährigen Nach-

barn und Freund Marcus Applegate Roman, den er bei Veranstaltungen des Präsidenten oft mit hin- und zurücknehmen musste, weil Marcus kein Auto besaß. Bei Marcus war es spontan aus ihm herausgebrochen, weil ihn dieses Problem förmlich erdrückte; sie fuhren gerade über eine der alten Besitzerstraßen der Marines zurück nach La Vega, mitten in einer Augustnacht ging es durch das tiefschwarze Ackerland von Cibao, wegen der Hitze hatten sie die Fenster heruntergekurbelt, ein ständiger Strom von Moskitos flog ihnen in die Nase, und da fing Abelard aus heiterem Himmel an zu reden. **In** diesem Land können sich junge Frauen nicht unbehelligt entwickeln, klagte er. Dann nannte er als Beispiel den Namen einer jungen Frau, die Eljefe erst vor kurzem entehrt hatte, eine muchacha, die sie beide gut kannten, eine Absolventin der University of Florida und Tochter eines Bekannten. Zuerst sagte Marcus nichts; im dunklen Innenraum des Packard war sein Gesicht eine Leerstelle, eine Ansammlung von Schatten. Eine beunruhigende Stille folgte. Marcus war kein Fan von El Jefe und hatte ihn mehr als einmal in Abelards Gegenwart einen »bruto« und einen »imbecil« genannt, trotzdem wurde Abelard schlagartig bewusst, dass er etwas unglaublich Unbesonnenes getan hatte (so war das Leben mit der Geheimpolizei). Schließlich fragte Abelard: Stört dich das nicht?

Marcus kauerte sich zusammen, um eine Zigarette anzuzünden, und schließlich tauchte sein Gesicht wieder auf, erschöpft, aber vertraut. Dagegen können wir nichts machen, Abelard.

Aber stell dir mal vor, du wärst in einer ähnlichen Notlage: Wie würdest *du* dich schützen?

Ich würde zusehen, dass meine Töchter hässlich sind.

Lydia war deutlich praktischer veranlagt. Sie hatte vor ih-

rem Kleiderschrank gesessen und sich das maurische Haar gekämmt. Dabei hatte er auf dem Bett gelegen, ebenso nackt wie sie, und geistesabwesend an seinem ripio gezupft. Lydia hatte gesagt: Schick sie ins Kloster. Schick sie nach Kuba. Meine Verwandten drüben können sich um sie kümmern.

Kuba war Lydias Traum, ihr Mexiko. Ständig sprach sie davon, dorthin zurückzugehen.

Aber ich bräuchte eine behördliche Erlaubnis!

Dann besorg dir eine.

Was ist, wenn EIJefe die Anträge sieht?

Lydia knallte die Bürste hin. Das ist ja wohl ziemlich unwahrscheinlich.

Man weiß nie, verteidigte sich Abelard. In diesem Land weiß man nie.

Seine Geliebte war für Kuba, seine Frau für Hausarrest, sein bester Freund sagte nichts. Seine eigene Vorsicht riet ihm, auf weitere Anweisungen zu warten. Und am Ende des Jahres bekam er sie.

Bei einer seiner endlosen Veranstaltungen hatte EI Jefe Abelard die Hand geschüttelt, war dann nicht weitergegangen, sondern stehengeblieben - ein wahr gewordener Albtraum -, hatte seine Finger festgehalten und mit schriller Stimme gefragt: Sind Sie Dr. Abelard Cabral? Abelard verbeugte sich. Zu Euren Diensten, Eure Exzellenz. In weniger als einer Nanosekunde war Abelard schweißgebadet; er wusste, was als Nächstes geschehen würde, der Verhinderte Viehdieb hatte noch nie mehr als drei Worte zu ihm gesagt, worum sollte es also sonst gehen? Er wagte nicht, den Blick von Trujillos dick gepudertem Gesicht abzuwenden, aber aus den Augenwinkeln sah er die lambesacos, die nervös neben ihm standen und allmählich begriffen, dass sich hier etwas anbahnte.

Ich habe Sie oft hier gesehen, Doktor, aber in letzter Zeit immer ohne Ihre Frau. Haben Sie sich scheiden lassen?

Ich bin noch verheiratet, Eure Gewaltigkeit. Mit Socorro Hernandez Batista.

Schön zu hören, sagte EI Jefe. Ich hatte befürchtet, Sie wären zu einem *maric6n* geworden. Dann drehte er sich zu den *lambesacos* um und lachte. Ach, Jefe, kreischten die, Sie sind einfach zu herrlich.

In diesem Moment hätten andere Nigger vielleicht in einem Anfall von *cojones* etwas gesagt, um ihre Ehre zu verteidigen, aber nicht Abelard. Er sagte nichts.

Aber Sie sind natürlich kein *maric6n*, fuhr EI Jefe fort, während er sich eine Träne wusch, schließlich habe ich gehört, dass Sie Töchter haben, Dr. Cabral, una que es muy bella y elegante, no?

Abelard hatte ein Dutzend Antworten auf diese Frage einstudiert, aber seine Antwort kam als reiner Reflex, wie aus dem Nichts: Ja, Jefe, das stimmt, ich habe zwei Töchter. Aber ehrlich gesagt sind sie nur schön, wenn man Frauen mit Bärtchen mag.

Einen Augenblick lang sagte EI Jefe nichts, und in der angespannten Stille sah Abelard, wie seine Tochter vor seinen Augen vergewaltigt wurde, während man ihn quälend langsam in Trujillos berüchtigtes Haifischbecken herabließ. Aber dann verzog EI Jefe, Wunder über Wunder, das Schweinsgesicht und lachte, Abelard lachte ebenfalls, dann ging EI Jefe weiter. Als Abelard spät am Abend nach La Vega heimkehrte, weckte er seine Frau aus einem tiefen Schlaf, damit sie zusammen beten und dem Himmel für die Rettung ihrer Familie danken konnten. Abelard war nie besonders schlagfertig gewesen. Die Inspiration kann nur aus einem verborgenen Winkel meiner Seele gekom-

men sein, erzählte er seiner Frau. Von einem numinosen Wesen.

Du meinst, von Gott?, fragte seine Frau.

Von wem auch immer, antwortete Abelard düster.

UND DANN?

Drei Monate lang wartete Abelard auf das Ende. Er wartete darauf, dass sein Name in der Zeitungsrubrik »Foro Popular« auftauchte, zusammen mit kaum verschleierte Kritik an einem gewissen Knochenflicker aus La Vega - solche Dinge bildeten häufig den Auftakt, wenn das Regime einen respektablen Bürger wie ihn vernichten wollte - und abfälligen Bemerkungen über seine Socken, die angeblich nicht zum Hemd passten; er wartete auf einen Brief, der ihn zu einem vertraulichen Treffen mit El Jefe beordern würde, darauf, dass seine Tochter auf dem Heimweg von der Schule verschwand. Während dieses schrecklichen Wartens verlor er fast zehn Kilo. Und trank reichlich. Einen Patienten brachte er fast um, weil ihm die Hand ausrutschte. Hätte seine Frau den Schaden nicht bemerkt, bevor sie zunähten, wer weiß, was passiert wäre? Er brüllte seine Töchter und seine Frau beinahe jeden Tag an. Brachte bei seiner Geliebten nicht viel zustande. Aber die Regenzeit wich der Hitze, die Klinik füllte sich mit den Glücklosen, Verwundeten, Leidenden, und als nach vier Monaten nichts geschehen war, seufzte Abelard fast erleichtert auf.

Vielleicht, schrieb er sich auf den haarigen Handrücken. Vielleicht.

In mancher Hinsicht glich das Leben in Santo Domingo während des Trujillato dieser berühmten Folge von *Twilight Zone*, die Oscar so toll fand, und in der ein abscheuliches weißes Kind mit gottähnlichen Kräften über die Stadt Peaksville herrscht, die von der Außenwelt vollkommen abgeschnitten ist. Das weiße Kind ist böartig und launisch, und die ganze »Gemeinde« lebt in schrecklicher Angst vor ihm, jeder denunziert und verrät den anderen auf den kleinsten Wink hin, damit er selbst nicht verstümmelt oder, was noch bedrohlicher scheint, ins Kornfeld geschickt wird. (Nach jeder seiner Schreckenstaten - egal, ob er einer Taschenratte drei Köpfe verpasst, einen langweilig gewordenen Spielkameraden ins Kornfeld verbannt oder die verbleibende Ernte vollschneien lässt - müssen die verängstigten Einwohner von Peaksville sagen: Das hast du gut gemacht, Anthony. Das hast du wirklich gut gemacht.)

Von 1930 (als der Verhinderte Viehdieb die Macht an sich riss) bis 1961 (als er abgeknallt wurde) war Santo Domingo das Peaksville der Karibik, während Trujillo den Anthony spielte und wir anderen die Rolle des Manns übernahmen, der in einen Springteufel verwandelt wurde. Bei diesem Vergleich verdreht ihr vielleicht die Augen, aber, Freunde: Die Macht, die Trujillo über das dominikanische Volk ausübte, und der Schatten der Angst, den er auf die ganze Region warf, sind kaum zu überschätzen. Der Knabe herrschte über Santo Domingo, als wäre es sein eigenes Mordor;²⁷ er isolier-

²⁷ Anthony mag Peaksville kraft seines Geistes isoliert haben, aber Trujillo tat das Gleiche kraft seines Amtes! Fast unmittelbar, nachdem er die Präsidentschaft an sich gerissen hatte, schottete der Verhinderte

te das Land nicht nur vom Rest der Welt und sperrte es hinter den Plitano- Vorhang, er benahm sich auch, als wäre es seine ganz private Plantage, als würde er alles und jeden besitzen, er tötete, wen er töten wollte, Söhne, Brüder, Väter, Mütter, nahm Männern ihre Frauen in der Hochzeitsnacht weg und prahlte dann öffentlich, was für »großartige Flitterwochen« er gehabt hatte. Sein Auge war überall, er besaß eine Geheimpolizei, die die Stasi alt aussehen ließ, die absolut jeden beobachtete, sogar all jene, die in den USA lebten; es war ein so absurd überzogener Sicherheitsapparat, dass man morgens um zwanzig vor neun etwas Böses über ElJefe sagen konnte und noch vor zehn in La Cuarente einen Viehtreiber in den Hintern gerammt bekam. (Wer will da noch

Viehdieb das Land vom Rest der Welt ab - nennen wir diese erzwungene Abtrennung den Phitano- Vorhang. Im Hinblick auf die schon immer eher fließende Grenze zu Haiti - die mehr bald als Grenze war - übernahm der Verhinderte Viehdieb den Part von Dr. Gull aus *From Hell*; er machte sich das Credo der dionysischen Baumeister zu eigen und wollte ein Baumeister der Geschichte werden. Durch ein grauenvolles Ritual aus Schweigen und Blut, Macheten und perejil, Finsternis und Verleugnung zwang er heiden Ländern eine echte Grenze auf, eine Grenze, die über Landkarten hinausging, die sich unmittelbar in die Geschichten und Gedanken eines Volkes grub. Als mitten in T-illos zweitem Jahrzehnt im »Amt« die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen, leistete der Plätano- Vorhang schon so effektive Arbeit, dass der Großteil des pueblo nicht den leisesten Hauch davon mitbekam. Wer doch davon wusste, glaubte der Propaganda, nach der T rujillo eine wichtige Rolle dabei gespielt hatte, die Japaner und die Hunnen zu besiegen. Nicht mal durch ein Krafffeld rund um die Insel hätte der Knabe sein privates Reich stärker abschotten können. (Wer braucht denn auch futuristische Maschinen, wenn er über die Kraft der Machete verfügt?) Die meisten sagen, El Jefe hätte die Welt draußen halten wollen; mitunter weist allerdings jemand daraufhin, dass er offensichtlich genauso dringend etwas drinnen behalten wollte.

behaupten, in der Dritten Welt wären wir nicht effektiv?) Und es war nicht nur dieser wandelnde Freitag der Dreizehnte, wegen dem man sich Sorgen machen musste, sondern wegen der ganzen Nation von chivatos, die er hervorgebracht hatte, denn wie jedem Dunklen Herrscher, der seinen Schatten wert ist, war ihm sein Volk treu ergeben.²⁸ Es scheint erwiesen, dass in seiner gesamten Regentschaft zwischen zweiundvierzig und siebenundachtzig Prozent aller Dominikaner auf der Gehaltsliste der Geheimpolizei standen. Die eigenen Nachbarn konnten einen fertigmachen, nur weil man etwas besaß, das sie begehrten, oder weil man sich im colmado vor sie gedrängelt hatte. So gingen Unmengen von Leuten drauf, verraten von Menschen, die sie für ihre panas gehalten hatten, von Mitgliedern ihrer eigenen Familie, durch nicht mehr als ein falsches Wort. Gerade noch sitzt man als gesetzestreuer Bürger auf seiner galeria und knackt Nüsse, und schon am nächsten Tag bekommt man in La Cuarenta selbst die Nüsse geknackt. Diese Riesenseheiße war so straff durchorganisiert, dass viele tatsächlich glaubten, Trujillo besäße übernatürliche Kräfte! Man flüsterte, er würde nicht schlafen und nicht schwitzen, er könnte Dinge sehen, riechen und fühlen, die Hunderte von Kilometern weit weg passierten, und er würde vom bösesten fuku der Insel beschützt. (Und da fragt ihr euch, warum unsere Eltern zwei Generationen später immer noch solche

²⁸ Das pueblo war ihm sogar so ergeben, erzählt Galindez in *La Era de Trujillo*, dass ein Student, der von seinen Prüfern nach der präkolumbischen Kultur Nord- und Südamerikas gefragt wurde, ohne zu zögern antwortete, die bedeutendste präkolumbische Kultur Amerikas sei »die Dominikanische Republik der Ära Trujillo«. Oh Mann! Noch lustiger war allerdings, dass die Prüfer den Studenten nicht durchfallen ließen, weil er immerhin »El Jefe erwähnt« hatte.

Geheimniskrämer sind, und warum ihr nur zufällig herausfindet, dass euer Bruder nicht euer Bruder ist.)

Aber wir wollen nicht zu sehr übertreiben: Trujillo war ganz sicher furchterregend, und das Regime glich in vielerlei Hinsicht einem karibischen Mordor, aber es gab zahlreiche Menschen, die EI Jefe verachteten, die ihre Abscheu in recht offener Weise zum Ausdruck brachten, die *Widerstand leisteten*. Abelard war aber keiner von ihnen. Unser Freund war nicht wie seine mexikanischen Kollegen, die sich immer über die Geschehnisse in anderen Teilen der Welt auf dem Laufenden hielten, die glaubten, dass Veränderungen möglich waren. Er träumte nicht von der Revolution, es war ihm egal, dass Trotzki keine zehn Blocks von seiner Studentenbude in Coyoacán entfernt gelebt hatte und gestorben war; er wollte sich einfach um seine wohlhabenden, kränkelnden Eltern kümmern und sich anschließend seinen Studien widmen, ohne Angst haben zu müssen, dass man ihm in den Kopf schoss oder den Haien zum Fraß vorwarf. Ab und an erzählte ihm einer seiner Bekannten - meistens Marcus von Trujillos neuesten Greuelthaten: von der reichen Sippe, der ihr ganzer Besitz genommen und die ins Exil geschickt wurde, von der Familie, die Stück für Stück an die Haie verfüttert wurde, weil ihr Sohn es gewagt hatte, Trujillo vor einer Gruppe entsetzter Spielkameraden mit Hider zu vergleichen, von dem verdächtigen Mordanschlag in Bonao auf einen bekannten Gewerkschafter. Abelard hörte den Horrorgeschichten angespannt zu und wechselte dann nach einem Moment unbehaglichen Schweigens das Thema. Er wollte sich einfach nicht näher mit dem Schicksal der Unglücklichen, mit den Vorgängen in Peaksville, befassen. Er wollte diese Geschichten nicht in seinem Haus haben. So, wie Abelard es sah - sozusagen seiner Trujillo- Philosophie

nach -, musste er nur unauffällig bleiben, den Mund halten, die Taschen öffnen und seine Töchter für weitere zehn, zwanzig Jahre verstecken. Dann, so prophezeite er, wäre Trujillo tot und die Dominikanische Republik eine echte Demokratie.

Wie sich zeigen sollte, waren Prophezeiungen nicht Abelards Stärke. Santo Domingo wurde nie eine Demokratie. Ihm blieben auch keine zehn, zwanzig Jahre. Das Glück verließ ihn eher, als irgend jemand gedacht hätte.

DIE SCHLIMME SACHE

Neunzehnhundertfünfundvierzig hätte für Abelard und seine Familie ein großartiges Jahr werden sollen. Zwei Artikel Abelards wurden nicht ganz ohne Erfolg veröffentlicht, der erste in der angesehenen -, der zweite in einer kleinen Zeitschrift aus Caracas, und mehrere Ärzte vom Festland schickten ihm Glückwünsche; alles war wirklich schmeichelhaft. Das Geschäft mit den supermercados hätte nicht besser laufen können; die Insel war durch den Krieg immer noch gut bei Kasse, und seine Filialleiter konnten die Regale nicht schnell genug auffüllen. Die Fincas fuhren ordentliche Profite ein; der weltweite Einbruch der Lebensmittelpreise war noch Jahre entfernt. Abelard war mit Patienten ausgelastet und erledigte eine Reihe komplizierter Operationen tadellos, seine Töchter gediehen (Jacquelyn war in einem angesehenen Internat in Le Havre angenommen worden, wo sie im kommenden Jahr anfangen sollte - ihre Chance zur Flucht), seine Frau und seine Geliebte beteten ihn an, und sogar die Dienstboten schienen nicht unglücklich (nicht, dass Abelard sich je richtig mit ihnen unterhalten hätte). Al-

les in allem hätte der gute Doktor ungemein zufrieden mit sich sein müssen. Hätte jeden Abend die Füße hochlegen müssen, mit einem cigarro im Mundwinkel und einem breiten Grinsen auf dem bärigen Gesicht.

Er fuhrte - wagen wir, es zu sagen? - ein *gutes* Leben.

Doch die Wahrheit sah anders aus.

Im Februar feierte der Präsident erneut (den Unabhängigkeitstag!), und dieses Mal war die Einladung eindeutig formuliert. Sie galt Dr. Abelard Luis Cabral *mit* Frau *und* Tochter Jacquelyn. Die Wörter »Tochter Jacquelyn« hatte der Gastgeber unterstrichen. Nicht ein, nicht zwei, sondern drei Mal. Abelard fiel fast in Ohnmacht, als er das verdammte Ding sah. Er sackte gegen seinen Schreibtisch, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Fast eine Stunde lang starrte er auf das rechteckige Stück Vellum, bevor er es zusammenfaltete und in seine Hemdtasche steckte. Am nächsten Morgen besuchte er den Gastgeber, einen seiner Nachbarn. Der Mann stand draußen auf seiner Koppel und beobachtete mit unheilvollem Blick einige seiner Knechte bei dem Versuch, einen Hengst zum Decken zu bringen. Als er Abelard sah, verfinsterte sich seine Miene. Was zum Teufel soll ich machen? Der Befehl kam direkt aus dem Palacio. Als Abelard zurück zu seinem Wagen ging, versuchte er, sich sein Zittern nicht anmerken zu lassen.

Noch einmal beratschlagte er sich mit Marcus und Lydia. (Seiner Frau erzählte er nichts von der Einladung, weil er sie und damit auch seine Tochter nicht in Panik versetzen wollte. Er wollte die Worte in seinem eigenen Haus nicht einmal aussprechen.)

War er beim letzten Mal einigermaßen vernünftig geblieben, so war er jetzt fuera de serie, er tobte wie ein Irrer. Immer aufgebracht erzählte er Marcus fast eine Stunde lang,

wie ungerecht und hoffnungslos alles war (mit einem erstaunlichen Maß an Umschreibungen, denn er nannte denjenigen, über den er sich beklagte, kein einziges Mal direkt beim Namen). Er schwankte zwischen ohnmächtiger Wut und jämmerlichem Selbstmitleid. Am Ende musste sein Freund dem guten Doktor eine Hand auf den Mund legen, um überhaupt zu Wort zu kommen, aber Abelard redete immer weiter. Das ist Wahnsinn! Reiner Wahnsinn! Ich bin der Herr im Haus! Ich sage, was passiert!

Was kannst du schon tun?, fragte Marcus mit einer gehörigen Portion Fatalismus. Trujillo ist der Präsident, und du bist nur ein Arzt. Wenn er deine Tochter auf der Party sehen will, kannst du nur gehorchen.

Aber das ist unmenschlich!

Wann war dieses Land denn jemals menschlich, Abelard? Du bist doch der Historiker. Gerade du solltest das wissen.

Lydia zeigte noch weniger Mitgefühl. Sie las die Einladung, fluchte leise und stürzte sich dann auf ihn. Ich habe dich gewarnt, Abelard. Habe ich dir nicht gesagt, du sollst deine Tochter ins Ausland schicken, solange es geht? Sie könnte längst bei meiner Familie in Kuba sein, heil und gesund, aber jetzt bist du jodido. Jetzt hat er dich im Blick.

Ich weiß, Lydia, ich weiß, aber was soll ich denn jetzt *machen*?

Jesu Cristo, Abelard, sagte sie zittrig. Was bleibt dir denn? Wir reden hier über Trujillo.

Zu Hause lächelte das Porträt Trujillos, das bei jedem guten Bürger an der Wand hing, mit geistlosem, giftigem Wohlwollen auf ihn herab.

Hätte sich der Doktor sofort seine Töchter und seine Frau geschnappt und sie auf ein Boot in Puerto Plata geschmug-

gelt, hätte er sich mit ihnen über die Grenze nach Haiti geschlichen, dann hätten sie vielleicht noch eine Chance gehabt. Der Platano- Vorhang war dicht, aber nicht undurchdringlich. Doch leider machte Abelard sich nur Sorgen, statt zu handeln, wartete ab und verzweifelte. Er konnte nicht essen, nicht schlafen, lief nächtelang durch die Flure seines Hauses und verlor das ganze Gewicht, das er in den letzten Monaten wieder angesetzt hatte, mit einem Schlag. (Wenn man es recht bedenkt, hätte er vielleicht die Philosophie seiner Tochter beherzigen sollen: *Tarde venientibus ossa.*) Er verbrachte so viel Zeit wie möglich mit seinen Töchtern. Mit Jackie, dem Augenstern ihrer Eltern, die sich bereits alle Straßen im Quartier Latin gemerkt hatte und allein in diesem Jahr nicht vier, nicht fünf, sondern zwölf Heiratsanträge bekommen hatte. Natürlich waren diese alle Abelard und seiner Frau vorgetragen worden. Jackie wusste davon nichts. Aber trotzdem. Und mit der zehnjährigen Astrid, die in Aussehen und Wesen eher nach ihrem Vater geriet, nicht ganz so hübsch, sehr gläubig, ein Spaßvogel, ein Hammer am Klavier und bei allem die Verbündete ihrer großen Schwester. Die Schwestern wunderten sich über die plötzliche Aufmerksamkeit des Vaters: Hast du Urlaub, Papi? Er schüttelte traurig den Kopf. Nein, ich bin nur gerne mit euch zusammen, sonst nichts.

Was ist mit dir los?, wollte seine Frau wissen, aber er wollte nicht mit ihr reden. Lass mich in Ruhe, mujer.

Es wurde so schlimm mit ihm, dass er sogar in die Kirche ging, zum ersten Mal (was sich als ganz schlechte Idee hätte erweisen können, weil die Kirche damals, wie jeder wusste, Trujillo gehörte). Er ging fast jeden Tag zur Beichte und sprach mit dem Priester, aber es brachte ihm nicht mehr, als dass er betete und hoffte und ein paar beschissene Kerzen

anzündete. Mittlerweile schaffte er drei Flaschen Whiskey am Tag.

Seine Freunde in Mexiko hätten sich ihre Gewehre geschnappt und wären ins Landesinnere gegangen (zumindest glaubte er das), aber er war seinem Vater ähnlicher, als er zugeben wollte. Seinem Vater, einem gebildeten Mann, der sich geweigert hatte, seinen Sohn nach Mexiko zu schicken, aber Trujillo immer Folge geleistet hatte. Als 1937 die Armee anfang, unzählige Haitianer zu ermorden, überließ sein Vater den Soldaten seine Pferde, und als er keines der Tiere zurückbekam, erwähnte er es gegenüber Trujillo nicht. Er schrieb sie einfach als Geschäftsunkosten ab. Abelard trank weiter und quälte sich weiter, er besuchte Lydia nicht mehr, verkroch sich in seinem Arbeitszimmer und redete sich schließlich ein, dass schon nichts passieren würde. Es war nur ein Test. Er sagte seiner Frau und seiner Tochter, sie sollten sich für die Party fertigmachen. Ohne zu erwähnen, dass es eine Feier Trujillos war. Er tat so, als wäre alles in Ordnung. Für seine Verlogenheit hasste er sich zutiefst, aber was hätte er sonst tun sollen?

Tarde venientibus ossa.

Wahrscheinlich wäre auch alles glatt über die Bühne gegangen, hätte Jackie es nicht so aufregend gefunden. Schließlich sollte es ihre erste richtige Party werden, wen wundert es da, dass sie für das Mädchen eine große Sache war? Sie zog mit ihrer Mutter los, um ein neues Kleid zu kaufen, ließ sich beim Friseur die Haare machen, kaufte neue Schuhe und bekam sogar von einer ihrer Verwandten ein Paar Perlenohrringe. Socorro half ihrer Tochter bei allen Vorbereitungen, ohne jeden Verdacht, aber etwa eine Woche vor der Party bekam sie schreckliche Albträume. Sie war in ihrer Heimatstadt, in der sie aufgewachsen war, bis ihre Tan-

te sie adoptiert und zur Schwesternschule geschickt hatte, bis sie entdeckt hatte, dass sie die Gabe des Heilens besaß. Sie starrte die staubige, von Frangipani gesäumte Straße entlang, von der alle sagten, sie würde in die Hauptstadt führen, und sah einen Mann in der flirrenden Hitze auf sich zukommen, eine Gestalt, die schlagartig solche Angst in ihr auslöste, dass sie schreiend aufwachte. Abelard sprang voller Panik aus dem Bett, die Mädchen schrien in ihren Zimmern laut auf. Diesen Traum hatte sie fast jede verdammte Nacht in der letzten Woche, der Countdown lief.

Bei T minus 2 drängte Lydia Abelard, mit ihr auf einem Dampfer nach Kuba zu fahren. Sie kannte den Kapitän, er würde sie verstecken, sie schwor ihm, es würde funktionieren. Wir holen deine Töchter nach, ich verspreche es.

Das kann ich nicht, sagte er kläglich. Ich kann meine Familie nicht verlassen.

Dann kämmte sie sich weiter das Haar. Sie sprachen kein Wort mehr.

Am Nachmittag vor der Party, als Abelard sich trübselig um das Auto kümmerte, fiel sein Blick auf seine Tochter, die in ihrem Kleid über eines ihrer Französischbücher gebeugt in der sala stand und absolut göttlich aussah und wahnsinnig jung, und im selben Moment erlebte er eine dieser Offenbarungen, die im Literaturkurs ständig Thema sind. Sie zeigte sich nicht als strahlendes Licht oder neue Farbe oder als GefühW in seinem Herzen. Er wusste es einfach. Er wusste, dass er es nicht tun konnte. Sagte seiner Frau, sie solle es vergessen. Sagte das Gleiche seiner Tochter. Ignorierte ihren entsetzten Protest. Sprang in den Wagen, holte Marcus ab und fuhr zur Party.

Was ist mit Jacquelyn?, fragte Marcus.

Sie kommt nicht mit.

Marcus schüttelte den Kopf. Er sagte nichts mehr. Während der Begrüßung blieb Trujillo wieder vor Abelard stehen. Schnupperte wie eine Katze. Und Ihre Frau und Tochter?

Abelard zitterte, konnte sich aber irgendwie zusammenreißen. Er spürte bereits, dass sich alles ändern würde. Ich bitte um Verzeihung, Eure Exzellenz. Sie konnten nicht kommen.

Trujillo kniff die Schweinsaugen zusammen. Das sehe ich, sagte er kalt, dann entließ er Abelard mit einer knappen Geste.

Nicht einmal Marcus mochte ihn noch ansehen.

CHISTE APOCALYPTUS

Keine vier Wochen nach der Party wurde Dr. Abelard Luis Cabral von der Geheimpolizei verhaftet. Was ihm vorgeworfen wurde? »Verleumdung und üble Nachrede hinsichtlich der Person des Präsidenten«.

Wenn man den Geschichten glauben darf, hing alles mit einem Scherz zusammen.

Die Geschichte geht so: An einem Nachmittag kurz nach der schicksalhaften Party fuhr Abelard, den wir an dieser Stelle als kleinen,- bärtigen, untersetzten Mann mit einer erstaunlichen körperlichen Kraft und neugierigen, engstehenden Augen beschreiben sollten, in seinem alten Packard nach Santiago, um eine Kommode für seine Frau zu kaufen (und natürlich, um seine Geliebte zu besuchen). Er war immer noch sehr mitgenommen, und wer ihn an diesem Tag sah, erinnerte sich später an sein unordentliches Äußeres. Und an seine Zerstretheit. Die Kommode war erfolgreich

erstanden und nachlässig auf dem Dach des Automobils festgezurrt, aber bevor Abelard hinüber zu Lydia brausen konnte, hatten ihn ein paar »Freunde« auf der Straße in ein Gespräch verwickelt und auf ein paar Drinks in den Club Santiago eingeladen. Wer weiß schon, warum er mitging? Vielleicht um den Schein zu wahren, oder weil ihm jede Einladung wie eine Sache auf Leben und Tod erschien. An diesem Abend im Club Santiago versuchte er, das Gefühl des drohenden Verhängnisses abzuschütteln, indem er lebhaft über Geschichte, Medizin und Aristophanes sprach und sich bis zum Anschlag betrank, und als der Abend ruhiger wurde, bat er die »Jungs«, mit ihm die Kommode in den Kofferraum des Packard zu heben. Er vertraue den Angestellten mit ihren ungeschickten Händen nicht, erklärte er. Die muchachos willigten freundlich ein. Aber während Abelard mit den Schlüsseln hantierte, um den Kofferraum zu öffnen, verkündete er laut: Ich hoffe, da sind keine Leichen drin. Dass er die genannte Bemerkung machte, ist unstrittig. So viel räumte Abelard in seinem »Geständnis« ein. Dieser Scherz über den Kofferraum bereitete den »Jungs« an sich schon Unbehagen, weil sie sich des Schattens nur allzu bewusst waren, den das Modell Packard auf die dominikanische Geschichte warf. Mit solchen Wagen hatte Trujillo in seiner Anfangszeit dem pueblo seine ersten beiden Wahlen abgepresst. Während des Hurrikans von 1931 fuhren seine Schergen oft mit ihren Packards zu den Scheiterhaufen, auf denen Freiwillige die Toten verbrannten, und zerrten »Sturmopfer« aus ihren Kofferräumen. Diese sahen alle seltsam trocken aus und umklammerten häufig Flugblätter der Opposition. Die Schergen witzelten dann: Dem hier hat der Wind eine Kugel glatt durch den Kopf geblasen. Ha-ha!

Was danach geschah, bleibt bis heute heiß umstritten. Ei-

nige schwören bei ihren Müttern, Abelard habe den Kofferraum endlich aufbekommen, den Kopf hineingesteckt und gesagt: Nein, keine Leichen hier. Genau das, behauptete Abelard, habe er gesagt. Ein schlechter Witz, sicherlich, aber keine »Verleumdung« oder »üble Nachrede«. In Abelards Version der Ereignisse lachten seine Freunde, dann luden sie die Kommode ein, und er fuhr in sein Apartment in Santiago, wo Lydia ihn erwartete (zweiundvierzig, immer noch hinreißend und immer noch voller Angst um seine Tochter). Das Gericht und seine unsichtbaren »Zeugen« allerdings schilderten den Vorgang ganz anders; als Dr. Abelard Luis Cabral den Kofferraum des Packard geöffnet hatte, soll er gesagt haben: Nein, keine Leichen hier, *Trujillo hat sie offenbar jUr mich weggeschafft*.

Zitat Ende.

MEINER UNMASSGEBLICHEN MEINUNG NACH

... klingt das nach der unwahrscheinlichsten Ladung jiringonza diesseits der Sierra Madre. Aber des einen jiringonza ist des anderen Leben.

DER UNTERGANG

Er verbrachte diese Nacht mit Lydia. Hinter ihnen lag eine seltsame Zeit. Vor nicht einmal zehn Tagen hatte Lydia verkündet, sie sei schwanger - ich werde deinen Sohn bekommen, freute sie sich. Doch zwei Tage später hatte sich der Sohn als Fehlalarm herausgestellt, wahrscheinlich nur als Magenverstimmung. Abelard war erleichtert - als hätte er

nicht schon genug um die Ohren, und was, wenn es noch eine Tochter geworden wäre? - und gleichzeitig enttäuscht, denn er hätte nichts gegen einen kleinen Sohn gehabt, selbst wenn der carajito das Kind seiner Geliebten gewesen und in seiner schwersten Stunde zur Welt gekommen wäre. Er wusste, dass Lydia sich schon seit einiger Zeit etwas wünschte, etwas Echtes, das ihnen und nur ihnen gehörte. Sie drängte ihn ständig, er solle seine Frau verlassen und bei ihr einziehen, doch so verlockend die Vorstellung auch war während ihrer gemeinsamen Zeit in Santiago, verpuffte diese Möglichkeit doch, sobald er einen Fuß in sein Haus setzte und seine beiden wunderschönen Töchter auf ihn zustürmten. Er war ein berechenbarer Mann, der seine berechenbaren Annehmlichkeiten schätzte, aber Lydia gab nie den Versuch auf, ihn auf sanfte Art davon zu überzeugen, dass Liebe eben Liebe war und man ihr gehorchen sollte. Als sich ihr Sohn doch nicht einstellte, versuchte sie sich heiter zu geben -warum sollte ich mir diese Brüste ruinieren?, scherzte sie -, aber er spürte, dass sie niedergeschlagen war. Ihm ging es genauso. In den Tagen zuvor hatte Abelard verschwommene, verstörende Träume von Kindern gehabt, die nachts weinten, und vom ersten Haus seines Vaters. Sie trübten seine wachen Stunden auf beunruhigende Weise. Ohne wirklich darüber nachzudenken, hatte er Lydia nicht mehr besucht, seit sie ihm die schlechte Nachricht überbracht hatte, sondern war ausgegangen und hatte getrunken, wohl auch, weil er fürchtete, der nie geborene Junge könnte sie auseinandergebracht haben, aber stattdessen verspürte er immer noch die alte Begierde, die ihn fast von den Füßen gerissen hatte, als er sie beim Geburtstag seines Cousins Amilcar kennengelernt hatte, als sie beide noch so schlank und jung waren, so berstend vor Möglichkeiten.

Dieses eine Mal sprachen sie nicht über Trujillo.

Ich kann kaum glauben, wie lange das alles her ist, sagte er erstaunt bei ihrem letzten Stelldichein am Samstagabend.

Ich kann es glauben, sagte sie traurig und zupfte an ihrem Bauch. Wir sind Uhren, Abelard. Nichts anderes.

Abelard schüttelte den Kopf. Wir sind mehr. Wir sind Wunder, mi amor.

Ich wünschte, ich könnte bei diesem Moment verweilen, könnte Abelards glückliche Tage verlängern, aber das ist unmöglich. In der folgenden Woche öffneten sich zwei,ltomare Augen über japanischen Städten, und obwohl es noch niemand wusste, wurde die Welt damit neu geformt. Nicht einmal zwei Tage, nachdem die Atombomben Japan für immer gezeichnet hatten, träumte Socorro, dass der Mann ohne Gesicht an Abelards Bett stand, und sie konnte nicht schreien, konnte nichts sagen, und in der nächsten Nacht träumte sie, er stünde auch neben ihren Kindern. Ich habe geträumt, erzählte sie ihrem Mann, aber er wedelte nur abwehrend mit den Händen. Sie fing an, die Straße vor ihrem Haus zu beobachten, und zündete in ihrem Zimmer Kerzen an. In Santiago küsst Abelard Lydias Hände, sie seufzt wohligh, und schon eilen wir dem Sieg im Pazifik entgegen und den drei Beamten der Geheimpolizei, die in ihrem glänzenden Chevrolet die Straße zu Abelards Haus hinauffahren. Der Untergang hat bereits begonnen.

ABELARD IN KETTEN

Man könnte ohne Übertreibung sagen, Abelard habe den größten Schock seines Lebens erlitten, als ihm Beamte der Geheimpolizei (für die SIM ist es noch zu früh, aber nen-

nen wir sie trotzdem SIM) Handschellen anlegten und ihn zu ihrem Wagen führten, wäre da nicht der Umstand, dass Abelard während der nächsten neun Jahre einen größten Schock seines Lebens nach dem anderen erleiden sollte. Bitte, flehte Abelard, als er wieder sprechen konnte, ich muss meiner Frau einen Brief dalassen. Darum kümmert sich Manuel, erklärte SIMianer Numero Uno und winkte dem größten SIMianer, der sich bereits im Haus umsah. Mit dem letzten Blick auf sein Haus sah Abelard, wie Manuel mit routinierter Gleichgültigkeit seinen Schreibtisch durchwühlte.

Abelard hatte sich den SIM immer als Bande von Gesindel und verkommenen Analphabeten vorgestellt, aber die beiden Beamten, die ihn in ihren Wagen sperren, waren recht höflich und glichen weniger sadistischen Folterknechten als Staubsaugervertretern. SIMianer Numero Uno versicherte ihm unterwegs, seine »Schwierigkeiten« würden sich bestimmt bald aufklären. Solche Fälle kennen wir, erklärte Numero Uno. Jemand hat schlecht über Sie gesprochen, aber diese Leute werden bald als die Lügner endarvt, die sie sind. Das hoffe ich doch, sagte Abelard halb entrüstet, halb verängstigt. No te preocupes, sagte SIMianer Numero Uno. Der Jefe sperrt keine Unschuldigen ein. Numero Dos blieb stumm. Sein Anzug war arg zerschlissen, und Abelard roch bei beiden Männern eine Whiskeyfahne. Er versuchte, ruhig zu bleiben - denn die Furcht, so lehrt uns *Der Wüstenplanet*, tötet das Bewusstsein -, doch es gelang ihm nicht. Er sah, wie seine Töchter und seine Frau immer wieder vergewaltigt wurden. Er sah sein Haus in Flammen stehen. Hätte er seine Blase nicht entleert, kurz bevor die Schweine auftauchten, hätte er sich im Wagen in die Hosen gemacht.

Abelard wurde sehr schnell nach Santiago gefahren Geder, an dem sie vorbeifuhren, blickte rasch zur Seite, sobald der VW Käfer in Sicht kam) und in die Fortaleza San Luis gebracht. Die Schärfe seiner Angst verwandelte sich in eine Klinge, als sie in das berühmte Bauwerk fuhren. Sind Sie sicher, dass wir hier richtig sind? Abelard hatte solche Angst, dass seine Stimme zitterte. Keine Sorge, Doktor, sagte Numero Dos, Sie sind da, wo Sie hingehören. Nachdem er so lange stumm geblieben war, hatte Abelard fast vergessen, dass er sprechen konnte. Jetzt war es Numero Dos, der lächelte, während Numero Uno aus dem Fenster blickte.

Im Innern der steinernen Mauern angekommen übergaben ihn die höflichen SIM-Beamten einem Paar weniger höflicher Wachen, die ihm seine Schuhe, seine Brieftasche, seinen Gürtel und seinen Ehering abnahmen und ihn anschießend in ein enges, heißes Büro führten, um mehrere Formulare auszufüllen. Ein durchdringender Kloakengeruch hing in der Luft. Es erschien kein Beamter, der ihm seinen Fall erklärte, niemand hörte sich seine Bitten an, und als er sich laut über diese Behandlung beschwerte, beugte sich der Wachmann an der Schreibmaschine vor und schlug ihm ins Gesicht. So beiläufig, wie man nach einer Zigarette greift. Der Mann trug einen Ring, der Abelard übel die Lippe aufriss. Der Schmerz kam so plötzlich, und Abelard war so fassungslos, dass er mit auf den Mund gepressten Fingern fragte: Warum? Der Wachmann versetzte ihm noch einen schweren Hieb und pflügte eine klaffende Wunde in Abelards Stirn. So beantworten wir hier Fragen, sagte der Wachmann nüchtern, während er sich vorbeugte und überprüfte, ob er das Formular richtig in die Schreibmaschine gespannt hatte. Abelard begann zu schluchzen, das Blut rann zwischen seinen Fingern hindurch. Der tippende Wachmann

fand das ganz großartig, er rief seine Freunde aus den anderen Büros herüber. Seht euch den an! Guckt mal, wie gerne der heult!

Bevor Abelard wusste, was geschah, wurde er in eine Sammelarrestzelle geschoben, die nach Malariaschweiß und Durchfall stank und voller ungehobelter »krimineller Elemente« steckte, wie Broca sie vielleicht beschrieben hätte. Die Wachen informierten anschließend die anderen Gefangenen, Abelard sei ein Homosexueller und ein Kommunist-Das ist nicht wahr!, protestierte Abelard, aber wer hört schon auf einen schwulen comunista? Während der nächsten Stunden wurde Abelard aufs Wundervollste schikaniert und musste den Großteil seiner Kleidung abgeben. Ein bulliger cibaeiio verlangte sogar seine Unterwäsche, und als Abelard sie herausrückte, zog der Mann sie sich über seine Hose an. Son muy cornodos, vermeldete er seinen Freunden. Abelard wurde gezwungen, sich nackt neben die Scheißeimer zu hocken; wenn er versuchte, auf trockenen Boden zu kriechen, schrien die anderen Gefangenen ihn an - Q1ledate ahi con la mierda, maricon -, und so musste er schließlich schlafen, inmitten von Urin, Fäkalien und Fliegen. Mehr als einmal wachte er davon auf, dass ihn jemand mit einem getrockneten Kotbrocken an den Lippen kitzelte. Mit Hygiene hatten es die Fortalezanos nicht so sehr. Die Insassen erlaubten ihm auch nicht zu essen und stahlen ihm an drei Tagen hintereinander seine mageren Rationen. Am vierten Tag bekam ein einarmiger Taschendieb Mitleid mit ihm, und er konnte ungestört eine ganze Banane essen; er versuchte sogar, die faserige Schale zu zerkauen, so ausgehungertwarer.

Armer Abelard. Ebenfalls am vierten Tag nahm endlich jemand von der Außenwelt Notiz von ihm. Am späten

Abend, als alle anderen schliefen, schleifte ihn ein Wachtrupp in eine kleinere, notdürftig beleuchtete Zelle. Er wurde, nicht allzu grob, auf einen Tisch geschnallt. Seit sie ihn gepackt hatten, hatte er nicht aufgehört zu reden. Das ist alles ein Missverständnis bitte ich komme aus einer sehr angesehenen Familie Sie müssen meine Frau benachrichtigen und meine Anwälte die können alles aufklären ich kann gar nicht glauben wie abscheulich ich behandelt wurde ich verlange dass der Verantwortliche sich meine Beschwerden anhört. Er bekam die Worte gar nicht schnell genug über die Lippen. Erst, als er die elektrische Vorrichtung in der Ecke sah, an der die Wachen herumhantierten, wurde er still. Von schrecklicher Angst gepackt starrte Abelard sie an, und dann fragte er, aus einem unersättlichen Drang heraus, alles zu klassifizieren: Wie in Gottes Namen nennen Sie das? Wir nennen es den pulpo, sagte einer der Wachmänner. Sie zeigten ihm die ganze Nacht lang, wie er funktionierte.

Socorro brauchte drei Tage, um ihren Ehemann ausfindig zu machen, und weitere fünf Tage, um aus der Hauptstadt eine Besuchserlaubnis zu erhalten. Der Besuchsraum, in dem Socorro auf ihren Mann wartete, erinnerte an eine umfunktionierte Latrine. Bis auf eine flackernde Kerosinlampe war er leer, und so, wie es aussah, hatte eine Reihe von Menschen einen riesigen Scheißhaufen in der Ecke hinterlassen. Diese vorsätzliche Demütigung verfehlte ihre Wirkung; Socorro war zu verstört, um sie wahrzunehmen. Nach einer gefühlten Stunde (auch hier hätte eine andere sefiora protestiert, aber Socorro ertrug stoisch den Geruch der Scheiße und die Dunkelheit und das Warten im Stehen) wurde Abelard in Handschellen hereingeführt. Hemd und Hose, die er be-

kommen hatte, waren zu klein; er scWurfte, als hätte er Angst, ihm könnte etwas aus den Händen oder den Taschen fallen. Er war erst seit einer Woche inhaftiert, sah aber bereits schrecklich aus. Er hatte Blutergüsse um beide Augen, an Händen und Hals, seine geplatzte Lippe war fürchterlich angeschwollen und von der Farbe des Fleisches im Aug-innern. In der Nacht zuvor war er verhört worden, die Wa-chen hatten ihn unbarmherzig mit ledernen ScWagstöcken verprügelt; durch die ScWäge blieb einer seiner Hoden dau-erhaft geschrumpft.

Arme Socorro. Ihr ganzes Leben lang war sie mit Kata-strophen konfrontiert worden. Ihre Mutter war taubstumm, ihr ständig betrunkenen Vater verprasste das mäßig große Familienerbe, eine tarea nach der anderen, bis ihr ganzer Besitz aus einer Bretterbude und ein paar Hühnern bestand und der alte Mann das Land anderer bestellen musste, verdammt zu einem Wanderleben mit scWechter Gesundheit und kaputten Händen. Es hieß, Pa Socorro hätte nie überwunden, dass er mit ansehen musste, wie sein eigener Vater von einem Nachbarn, zufällig ein Polizist, zu Tode geprügelt worden war. Socorros Kindheit bestand aus ausfallenden Mahlzeiten und abgelegten Kleidern, aus einem Vater, den sie nur drei, vier Mal im Jahr sah und der bei seinen Besuchen mit niemandem sprach und nur betrunken in seinem Zimmer lag. Socorro wurde eine »nervöse« muchacha; eine Zeidang riss sie sich die Haare aus. Sie war siebzehn, als sie Abelard im Lehrkrankenhaus auffiel, hatte ihre erste Menstruation aber erst ein Jahr *nach* ihrer Hochzeit. Selbst als Erwachsene wachte Socorro immer wieder mitten in der Nacht voller Panik auf; überzeugt, das Haus würde brennen, lief sie von Zimmer zu Zimmer und rechnete jeden Moment mit wild lodernden Flammen.

Wenn Abelard ihr aus der Zeitung vorlas, interessierte sie sich besonders für Erdbeben und Feuer und Überschwemmungen, nur in Panik geratene Viehherden und gesunkene Schiffe. Sie war die erste Katastrophistin der Familie; Cuvier wäre stolz auf sie gewesen.

Was hatte sie erwartet, während sie mit den Knöpfen ihres Kleides spielte, während sie ihre Handtasche auf der Schulter zurechtrückte und versuchte, ihren Hut von Macy's gerade aufzubehalten? Dass er schlecht aussehen würde, sicher, einen toyo, aber keinen Ehemann, der völlig zerstört schien, der schlurfte wie ein alter Mann, in dessen Augen eine Angst schimmerte, die sich nicht einfach wieder abschütteln ließ. Es war schlimmer, als sie es sich bei all ihrer apokalyptischen Inbrunst vorgestellt hatte. Es war der Untergang.

Als sie Abelard berührte, fing er an zu weinen, sehr laut und sehr beschämt. Tränen strömten ihm über das Gesicht, als er versuchte, ihr zu schildern, was ihm widerfahren war.

Nicht lange nach diesem Besuch wurde Socorro klar, dass sie schwanger war. Mit Abelards dritter und letzter Tochter.

Zafa oder fuku?

Sagt ihr es mir.

Die Spekulationen hörten nie auf. Die grundlegendste Frage lautete: Hatte er es gesagt oder nicht? (Was nichts anderes hieß als: Hatte er an seiner eigenen Vernichtung mitgewirkt?) Sogar die Familie war uneins. La Inca behauptete hartnäckig, ihr Cousin hätte nichts gesagt, das Ganze wäre eine Falle von Abelards Feinden gewesen, um der Familie ihren Reichtum, ihren Besitz und ihre Geschäfte zu nehmen. Andere waren davon nicht so überzeugt. Wahrschein-

lich hatte er an diesem Abend vor dem Club tatsächlich etwas gesagt und war dabei zu seinem Unglück von den Agenten El Jefes gehört worden. Kein abgekartetes Spiel, nur betrunkenere Dummheit. Was das anschließende Blutbad anging: ¡Que se yo - das war nur großes Pech.

Den meisten Leuten gefällt die Geschichte am besten mit einer übernatürlichen Komponente. Sie glauben nicht nur, dass Trujillo hinter Abelards Tochter her war, sondern auch, dass er aus purer Bosheit, als er sie nicht bekommen konnte, der Familie ein fuku auf den Hals hetzte. Und deshalb wäre dieser ganze furchtbare Scheiß passiert.

Was also war es?, frage ich euch. Ein Zufall, eine Verschwörung oder ein fuku? Die einzige Antwort, die ich euch geben kann, ist zugleich die unbefriedigendste: Ihr müsst es selbst entscheiden. Fest steht, dass gar nichts feststeht. Wir / fischen hier im Schweigen. Trujillo und Konsorten haben keine belastenden Unterlagen hinterlassen - sie teilten nicht die Vorliebe ihrer deutschen Zeitgenossen, alles zu dokumentieren. Und das fuku selbst hinterließ schließlich keine Memoiren. Auch die verbliebenen Cabrals sind keine große Hilfe; über alles, was Abelards Inhaftierung und die anschließende Vernichtung des Hauses Cabral angeht, bewahrt die Familie ein Schweigen, das alle nachfolgenden Generationen überragt, das sphinxengleich alle Versuche einer erzählerischen Rekonstruktion abblockt. Hier und da ein Flüstern, mehr nicht.

Womit ich sagen will, dass ich euch keine komplette Geschichte bieten kann, falls ihr darauf wartet. Oscar hat in seinen letzten Tagen auch nach ihr gesucht, und es ist nicht sicher, ob er sie gefunden hat.

Aber lasst uns ehrlich sein. Die Geschichte vom Mädchen, auf das Trujillo scharf war, ist auf der Insel ein altes Lied.²⁹ So verbreitet wie Krill. (Nicht, dass man auf der Insel viel Krill finden würde, aber ihr versteht schon.) So verbreitet, dass Mario Vargas Llosa nicht viel mehr tun musste, als den

²⁹ Anacaona, auch genannt die Goldene Blume. Eine der Gründungsmütter der Neuen Welt und die schönste Indianerin aller Zeiten. (Die Mexikaner haben vielleicht ihre Malinche, aber wir Dominikaner haben unsere Anacaona.) Anacaona war die Frau Caonabos, eines der fünf Kaziken, die zur Zeit der »Entdeckung« über unsere Insel herrschten. Bartolome de las Casas beschreibt sie in seinem Bericht als »Frau von großer Klugheit und Autorität, sehr vornehm und anmutig in Wort und Geste«. Andere Zeitzeugen formulierten es prägnanter: Die Braut war heiß und, wie sich zeigen sollte, eine Kriegerin. Als die Europäer bei den Taino einen auf Hannibal Lecter machten, töteten sie auch Anacaonas Mann (aber das ist eine andere Geschichte). Und wie alle guten Kriegerinnen versuchte sie, ihr Volk zu vereinen und Widerstand zu leisten, aber die Europäer waren das erste fukü, nichts konnte sie aufhalten. Massaker um Massaker um Massaker. Als sie gefangen genommen wurde, versuchte Anacaona zu verhandeln. Sie sagte: »Töten ist nicht ehrenhaft, auch stellt Gewalt unsere Ehre nicht wieder her. Lasst uns eine Brücke der Liebe bauen, die unsere Feinde überschreiten können, damit jeder ihre Fußspuren sieht.« Die Spanier allerdings wollten keine Brücken bauen. Nach einem Scheinprozess hängten sie die mutige Anacaona. In Santo Domingo, im Schatten einer unserer ersten Kirchen. Ende.

In der DR hört man über Anacaona häufig die Geschichte, sie hätte am Abend vor ihrer Hinrichtung die Chance erhalten, sich zu retten: Dafür musste sie nicht mehr tun, als einen Spanier zu heiraten, der ganz verrückt nach ihr war. (Erkennt ihr den Trend? Trujillo wollte die Schwestern Mirabal, und der Spanier wollte Anacaona.) Gebt heute einem Mädchen von der Insel eine solche Gelegenheit, und ihr könnt gar nicht so schnell gucken, wie sie ihren Reisepass beantragt. Anacaona allerdings war hoffnungslos altmodisch und soll gesagt haben: Ihr Weißen könnt mich am orkangeilen Arsch lecken! Und das war das Ende von Anacaona. Der goldenen Blume. Einer der Gründungsmütter der Neuen Welt und der schönsten Indianerin aller Zeiten.

Mund zu öffnen und sie aus der Luft zu filtern. Fast in jeder Stadt kursieren solche bellaco Geschichten. Sie sind gut und einfach, weil sie im Grunde *alles erklären*. Trujillo hat euch Haus und Hof genommen und Mom und Dad ins Gefängnis gesteckt? Na, weil er die hübsche Tochter des Hauses ficken wollte! Und eure Familie hat es ihm nicht erlaubt!

Wirklich eine herrliche Scheiße. Reichlich lustiger Lese-stoff.

Aber es gibt noch eine andere, weniger bekannte Version der Geschichte Abelard vs. Trujillo. Eine geheime Geschichte, in der weder der culo seiner Tochter noch ein unbedachter Scherz nur Abelards Probleme sorgten.

In dieser Version rührten Abelards Probleme von einem Buch her.

(Einsatz Theremin, bitte.)

Im Laufe des Jahres 1944 (so heißt es), als Abelard sich noch den Kopf darüber zerbrach, ob er Probleme mit Trujillo bekommen würde, begann er mit einem Buch über - wen wo? - Trujillo. 1945 war es schon Tradition unter ehemaligen Funktionären, in Buchform über das Trujillo-Regime auszupacken. Aber anscheinend schrieb Abelard eine andere Art von Buch. Wenn man dem Getuschel glauben darf, schrieb er ein Enthüllungsbuch über die übernatürlichen Wurzeln des Regimes! Ein Buch über die Dunkle Macht des Präsidenten, ein Buch, in dem Abelard darlegte, dass die Geschichten des einfachen Volks über den Präsidenten - er sei etwas Übernatürliches, er sei nicht menschlich - in gewisser Hinsicht *wahr* sein könnten. Es sei möglich, dass Trujillo, wenn auch nicht tatsächlich, so doch vom Grundgedanken her, ein Wesen aus einer anderen Welt war!

Ich wünschte nur, ich hätte das Teil lesen können. (Oscar ging es genauso, das weiß ich.) Der Stoff versprach einen

verdammte wilden Trip. Leider wurde das fragliche Grimoire (der Geschichte zufolge) nach Abelards Verhaftung vernichtet. Es sind keine Kopien erhalten geblieben. Auch wussten weder seine Frau noch seine Kinder davon. Nur einer der Dienstboten, der ihm half, die Legenden heimlich zusammenzutragen, usw. usw. Was soll ich sagen? In Santo Domingo ist eine Geschichte erst dann eine Geschichte, wenn sie einen übernatürlichen Schatten wirft. Diese war eine der Geschichten, die von vielen verbreitet, aber von niemandem geglaubt wurde. Wie ihr euch vorstellen könnt, fand Oscar diese Version des Untergangs ausgesprochen anziehend. Sie sprach die Tiefenstruktur seines Nerd-Gehirns an. Geheimnisvolle Bücher, ein übernatürlicher, vielleicht außerirdischer Diktator, der die erste Insel der Neuen Welt an sich riss und sie nach außen komplett abschirmte und seine Feinde mit einem Fluch zerstören konnte - der reinste verdammte New Age Lovecraft.

Das verlorene letzte Buch des Dr. Abelard Luis Cabral. Ich bin sicher, dass es nicht mehr ist als ein Produkt der hypertrophen Voodooofantasie unserer Insel. Auch nicht weniger. Die Geschichte vom Mädchen, auf das Trujillo scharf war, ist als Gründungsmythos vielleicht etwas banal, aber immerhin kann man sie wirklich glauben, oder? Sie ist echt.

Seltsam ist allerdings, dass Trujillo sich Jackie am Ende nicht holte, obwohl er Abelard fest in der Hand hatte. Er galt zwar als unberechenbar, aber komisch ist es trotzdem, oder?

Seltsam ist auch, dass keines von Abelards Büchern überlebte, weder von den vieren, die er geschrieben hatte, noch von den Hunderten aus seinem Besitz. In keinem Archiv und in keiner Privatsammlung. Kein Einziges. Alle gingen entweder verloren oder wurden vernichtet. Jedes Stück Papier in

seinem Haus wurde konfisziert und angeblich verbrannt. Und wollt ihr etwas Unheimliches hören? Es ist auch kein einziges von Hand geschriebenes Wort Abelards erhalten geblieben. Gut, sicher, Trujillo war gründlich. Aber kein einziger Fetzen Papier mit seiner Handschrift? Das war mehr als gründlich. Um so etwas zu tun, muss man vor einem Kerl oder vor dem, was er schreibt, mächtig Angst haben.

Aber hey, das ist nur eine Geschichte, ohne handfeste Beweise, die Art von Stoff, die nur ein Nerd lieben konnte.

DAS URTEIL

Wiche Geschichte ihr auch glaubt: Im Februar 1946 wurde Abelard offiziell aller Anklagepunkte für schuldig befunden und zu achtzehn Jahren verurteilt. Achtzehn Jahre! Der hagere Abelard wurde aus dem Gerichtssaal geschleift, bevor er einen Ton sagen konnte. Socorro, mittlerweile hochschwanger, musste zurückgehalten werden, sonst hätte sie sich auf den Richter gestürzt. Vielleicht fragt ihr jetzt, warum es keinen Aufschrei in den Zeitungen gab, keine Aktionen von Bürgerrechtsgruppen, keine Veranstaltungen der Oppositionsparteien? Nigger, mal ernsthaft: Es gab keine Zeitungen, keine Bürgerrechtsgruppen, keine Oppositionsparteien, es gab nur Trujillo. Und was die Rechtsprechung angeht: Abelards Anwalt erhielt einen einzigen Anruf aus dem Palacio und ließ die Berufung sofort fallen. Am besten sagen wir nichts, riet er Socorro. Dann lebt er länger. Ob sie nichts sagten, ob sie alles sagten - es war egal. Der Untergang war gekommen. Das Haus in La Vega mit den vierzehn Zimmern, das luxuriöse Apartment in Santiago, der Stall, in dem ein Dutzend Pferde bequem Platz gefunden

hätte, die beiden gutlaufenden supermercados und die Reihe von Fincas verschwanden bei der Detonation, alles wurde vom Trujillato konfisziert und schließlich unter dem Jefe und seinen Günstlingen aufgeteilt, von denen zwei dabei gewesen waren, als Abelard die schlimme Sache sagte. (Ich könnte ihre Namen nennen, aber ich glaube, einen von ihnen kennt ihr bereits, einen gewissen vertrauten Nachbarn.) Aber nichts verschwand so vollkommen, so endgültig, wie Abelard.

Sein Haus und seinen ganzen Besitz zu verlieren war Standard im Trujillato, aber die Verhaftung (oder wenn ihr es mehr mit dem Fantastischen habt: das Buch) führte einen nie dagewesenen Niedergang der Familie und ihrer Geschicke herbei. Aufkosmischer Ebene wurde ein Hebel zum Unheil der Cabrals umgelegt. Nennt es eine ungeheure Menge Pech, eine ausstehende Karmaschuld oder was auch immer. (Fuku?) Was es auch war, die Familie saß auf einmal ganz schön in der Scheiße, und manche würden sogar sagen, sie ist nie wieder rausgekommen.

FALLOUT

Das erste Anzeichen sah die Familie darin, dass Abelards dritte und letzte Tochter, die das Licht der Welt zu Beginn der Inhaftierung ihres Vaters erblickte, schwarz geboren wurde. Und nicht einfach irgendwie schwarz, sondern *schwarz* schwarz - kongoschwarz, shangoschwarz, kalischwarz, zapoteschwarz, rekhaschwarz -, und kein raffiniertes, dominikanisches Rassenkunststück konnte diese Tatsache verschleiern. So ist sie, meine Kultur: Die Leute sahen in der schwarzen Hautfarbe ihres Kindes ein böses Omen.

Wollt ihr ein echtes erstes Anzeichen?

Keine zwei Monate, nachdem sie die dritte und letzte Tochter (die sie Hypatia Belicia Cabral nannte) zur Welt gebracht hatte, lief Socorro, vielleicht blind durch ihre Trauer, das Verschwinden ihres Mannes, die Tatsache, dass die gesamte Familie ihres Mannes sie mied wie ein, na ja, fuM, durch eine Wochenbettdepression, direkt vor einen rasenden Munitionslaster und wurde bis fast zur Casa Amarilla mitgeschleift, bevor der Fahrer merkte, dass etwas nicht stimmte. Wenn sie nicht beim Aufprall gestorben war, so war sie auf jeden Fall tot, als man ihren Körper von den Radachsen kratzte.

Das war die schlimmste Art von Unglück, aber was konnte man schon tun? Mit einer toten Mutter, einem Vater, der im Gefängnis saß, und der restlichen Familie, die sich dünnegemacht hatte (und zwar Trujillo-dünne), mussten die Töchter auf jeden aufgeteilt werden, der sie nehmen wollte. Jackie wurde zu ihren wohlhabenden Taufpaten in die Hauptstadt geschickt, während Astrid bei Verwandten in San Juan de la Maguana landete.

Sie haben weder einander noch ihren Vater jemals wieder-gesehen.

Sogar diejenigen unter euch, die nicht an fukus irgendeiner Form glauben, fragen sich vielleicht, was in der Schöpfung Namen hier vor sich ging. Kurz nach Socorros schrecklichem Unfall wurde Esteban El Gallo, der oberste Diensthote der Familie, vor einem Varietetheater erstochen; die Angreifer hat man nie gefasst. Lydia starb wenig später, die einen sagen, vor Trauer, die anderen, an Krebs ihrer weiblichen Gefilde. Ihr Leichnam wurde erst Monate später gefunden. Schließlich lebte sie allein.

1948 fand man Jackie, den Augensterne der Familie, er-

trunken im Pool ihrer Taufpaten. Das Wasser im Pool war bis auf einen guten halben Meter abgelassen worden. Bis zu diesem Tag war sie unentwegt fröhlich gewesen, die Art von redseliger negra, die sogar einem Senfgasangriff etwas Positives abgewonnen hätte. Trotz der Traumata, die sie erlitten hatte, trotz der Umstände, unter denen sie von ihren Eltern getrennt worden war, enttäuschte sie niemanden und übertraf alle Erwartungen. Sie war die Beste ihrer Klasse, überflügelte sogar die Privatschulkinder aus der amerikanischen Kolonie und war so außerordentlich intelligent, dass sie bei Klausuren die Fehler ihrer Lehrer korrigierte. Sie war Kapitänin des Debattierklubs, Kapitänin des Schwimmteams, im Tennis ohne ebenbürtige Gegner, sie war gottverdammte großartig. Aber über den Untergang und die Rolle, die sie dabei gespielt hatte, kam sie wohl nie hinweg; so jedenfalls erklärten es sich die Leute. (Aber wie seltsam, dass sie drei Tage vor ihrem »Selbstmord« an einer medizinischen Hochschule in Frankreich angenommen worden war und es ganz offensichtlich nicht erwarten konnte, Santo Domingo zu verlassen.)

Ihre Schwester Astrid - dich lernten wir nie richtig kennen, Kleines - hatte kaum mehr Glück. Als sie 1951 in San Juan, wo sie mit ihren tios lebte, in einer Kirche betete, flog eine verirrte Kugel den Mittelgang entlang und traf sie in den Hinterkopf; sie war sofort tot. Niemand wusste, woher die Kugel gekommen war. Niemand konnte sich auch nur erinnern, einen Schuss gehört zu haben.

Von der ursprünglich vierköpfigen Familie lebte Abelard am längsten. Was nicht der Ironie entbehrt, denn fast jeder aus seinem Umfeld, La Inca eingeschlossen, glaubte der Regierung, als sie 1953 behauptete, er sei tot. (Warum die Regierung das tat? Einfach so.) Erst, nachdem er tatsächlich

gestorben war, kam heraus, dass er die ganze Zeit über im Gefängnis von Nigua gesessen hatte. Er büßte volle vierzehn Jahre in Trujillos Rechtssystem. Was für ein Albtraum.³⁰ Ich könnte euch tausend Geschichten über Abelards Haft erzählen - tausend Geschichten, die euch alles Salz aus den verdammten Augen treiben würden, aber ich erspare euch die Qualen, die Folter, die Einsamkeit und Krankheit dieser vierzehn verlorenen Jahre, ich erspare euch den Hergang und lasse euch nur die Konsequenzen (und dann könnt ihr euch zu Recht fragen, ob ich euch überhaupt etwas erspart habe).

1960, auf dem Höhepunkt der geheimen Widerstandsbewegung gegen Trujillo, wurde Abelard einer besonders grauenhaften Prozedur unterzogen. Er wurde in der sengenden Sonne an einen Stuhl gefesselt, und dann wurde ihm ein nasses Seil grausam fest um die Stirn gezurrt. Diese einfache, aber schrecklich wirksame Foltermethode nannte sich

³⁰ Nigua und El Pozo de Nagua waren Todeslager - Ultimos - und galten als die schlimmsten Gefängnisse der Welt. Die meisten Nigger, die während des Trujillato in Nigua landeten, verließen es nicht lebend, und wer es doch tat, wünschte sich wahrscheinlich, es wäre anders. Der Vater eines Freundes verbrachte acht Jahre in Nigua, weil er El Jefes Vater nicht die nötige Achtung entgegengebracht hatte; einmal erzählte er von einem Mitgefangenen, der den Fehler begangen hatte, sich bei seinen Wärtern über Zahnschmerzen zu beklagen. Die Wachen schoben ihm eine Pistole in den Mund und schossen sein Gehirn in Fetzen. Ich wette, jetzt tut nichts mehr weh, meinte der Wachmann und lachte schallend. (Derjenige, der den Mord begangen hatte, hieß nachher bei allen El Dentista.) Nigua besitzt viele berühmte Alumni, darunter den Autor Juan Bosch, der später der größte AntiTrujillista im Exil und schließlich Präsident der Dominikanischen Republik werden sollte. Wie Juan Isidro Jimenes Grullón in seinem Buch *Una Gestapo en America* sagte: "Es mejor tener cien niguas en un pie que un pie en Nigua.«

La Corona. Zuerst schnürt das Seil den Schädel nur ein, aber wenn die Sonne es trocknet, werden die Schmerzen unerträglich, sie machen einen wahnsinnig. Bei den Gefangenen des Trujillato war kaum eine Foltermethode mehr gefürchtet. Denn sie tötete weder, noch ließ sie einen am Leben. Abelard überlebte, aber er war nicht mehr derselbe. Er vegetierte nur noch vor sich hin. Die stolze Flamme seines Intellekts war erloschen. Den Rest seines kurzen Lebens verbrachte er in dumpfer Apathie, aber einige Gefangene erinnerten sich an Augenblicke, in denen er fast bei Verstand zu sein schien; dann stand er auf einem Feld, starre auf seine Hände und weinte, als würde er sich daran erinnern, dass er früher einmal mehr als das gewesen war. Die anderen Gefangenen nannten ihn weiter respektvoll EI Doctor. Es heißt, er sei wenige Tage vor Trujillos Ermordung gestorben. Begraben in einem anonymen Grab vor Nigua. Oscar besuchte die Stelle während seiner letzten Tage. War nichts Besonderes. Sah aus wie jedes andere schäbige Feld in Santo Domingo. Er zündete Kerzen an, legte Blumen nieder, betete und fuhr dann zurück ins Hotel. Die Regierung wollte eigentlich eine Gedenktafel für die Toten des Gefängnisses von Nigua errichten, aber das tat sie nie.

DIE DRITTE UND LETZTE TOCHTER

Was war mit der dritten und letzten Tochter, Hypatia Belicia Cabral, die erst zwei Monate alt war, als ihre Mutter starb, die ihren Vater nie kennenlernte, die nur wenige Male von ihren Schwestern auf dem Arm gehalten wurde, bevor auch sie verschwanden, die nie in der Casa Hatuey lebte, dem buchstäblichen Kind der Apokalypse? Was war mit ihr?

Sie konnte man nicht so einfach unterbringen wie Astrid oder Jackie; sie war schließlich ein Säugling und, na ja, den Gerüchten zufolge so dunkel, dass niemand von Abelards Verwandten sie aufnehmen wollte. Zu allem Unglück kam sie auch noch bakini auf die Welt - untergewichtig und kränklich. Sie hatte Probleme beim Weinen, beim Stillen, und außerhalb der Familie wollte niemand, dass dieses dunkle Kind überlebte. Ich weiß, dass ich mit dieser Anschuldigung ein Tabu breche, aber ich glaube, auch innerhalb der Familie wollte niemand, dass sie lebte. Mehrere Wochen lang stand es auf Messers Schneide, und wäre da nicht die gutmütige, dunkelhäutige Zoila gewesen, die ihr etwas von ihrer eigenen Muttermilch gab und sie jeden Tag stundenlang auf dem Arm hielt, hätte sie es wahrscheinlich nicht geschafft. Als sie vier Monate alt wurde, schien die Kleine bereit für einen Neuanfang. Sie war immer noch enorm bakini, aber sie nahm mittlerweile zu, und ihr Weinen, das vorher wie ein Raunen aus dem Grab geklungen hatte, wurde immer durchdringender. Zoila (die zu so etwas wie einem Schutzengel geworden war) strich dem Baby über den scheckigen Kopf und meinte: Noch sechs Monate, mi'jita, dann bist du mas fuerte que Lilis.

Beli hatte keine sechs Monate mehr. (Beständigkeit hatten die Sterne für unsere Kleine nicht vorgesehen, nur Wandel.) Ohne Vorwarnung tauchte eine Bande von Socorros entfernten Verwandten auf und beanspruchte das Kind, riss es Zoila regelrecht aus den Armen (genau die gleichen Verwandten, die Socorro freudig hinter sich gelassen hatte, als sie Abelard heiratete.) Ich vermute, diese Leute hatten nicht ernsthaft vor, sich um das Mädchen zu kümmern, sondern holten sie nur, weil sie eine finanzielle Belohnung von den Cabrals erhofften, und als die Kohle ausblieb, war der Unter-

gang besiegelt, und die brutos reichten das Mädchen an noch entferntere Verwandte am Rande von Azua weiter. Hier verliert sich die Spur fast. Diese Leute in Azua waren offenbar völlig durchgeknallt, so was, was meine Mom als Schundpack bezeichnen würde. Nachdem sie sich gerade einen Monat lang um den unglücklichen Säugling gekümmert hatten, verschwand die Mutter der Familie eines Tages mit dem Kind, und als sie in das Dorf zurückkehrte, war das Kind nicht mehr bei ihr. Sie erzählte ihren vecinos, das Baby sei gestorben. Einige glaubten ihr. Beli hatte schließlich schon lange gekränkelt. Sie war die zarteste kleine negrita der Welt. Fuku, Teil drei. Aber die meisten gingen davon aus, dass sie das Mädchen an eine andere Familie verkauft hatte. Damals, genau wie heute, war das Kaufen und Verkaufen von Kindern keine Seltenheit.

Genau das war tatsächlich geschehen. Wie eine Figur in Oscars Fantasyromanen wurde die Waise (die vielleicht, vielleicht auch nicht, einer übernatürlichen Vendetta zum Opfer gefallen war) an völlig Fremde in einem anderen Teil Azuas verkauft. Ganz genau - sie wurde verkauft. Sie wurde eine criada, eine restavek. Lebte namenlos im ärmsten Teil des Landes, ohne ihre wahre Familie zu kennen, und verschwand so für sehr lange Zeit von der Bildfläche.³¹

³¹ Ich bin schon mit neun aus Santo Domingo weggezogen, und sogar ich kannte criadas. Zwei von ihnen wohnten in dem callejón hinter unserem Haus, und die beiden Mädcherrwaren so kaputt und abgearbeitet, wie ich es sonst noch nie gesehen hatte. Die eine, Sobeida, kochte, putzte, holte Wasser und kümmerte sich um zwei Babys, und das alles für eine achtköpfige Familie - dabei war die Kleine erst sieben Jahre alt! Sie ging nicht zur Schule, und hatte Yohana, die erste Freundin meines Bruders, sie nicht heimlich beiseitegenommen - ohne das Wissen ihrer Familie - und ihr das Alphabet beigebracht, hätte sie absolut nada gewusst. Jedes Jahr, wenn ich aus den Staaten nach Hau-

VERBRENNUNGEN

Das nächste Mal taucht sie 1955 wieder auf. Als Raunen in La Incas Ohr.

Ich glaube, wir sollten ganz offen und ehrlich über La Incas Gemütslage während der Zeit sprechen, die wir den Untergang nennen. Obwohl zuweilen behauptet wird, sie hätte während des Untergangs im Exil in Puerto Rico gelebt, befand sich La Inca tatsächlich in Banf und betrauerte, abgeschnitten von ihrer Familie, ihren Ehemann, der drei Jahre zuvor gestorben war. (Eine Klarstellung für alle Verschwörungstheoretiker: Er starb vor dem Untergang, also gehörte er definitiv nicht zu seinen Opfern.) Diese ersten Jahre voller Trauer waren schrecklich; ihr Mann war der einzige Mensch gewesen, den sie je geliebt hatte, und der sie je richtig geliebt hatte, und sie hatten erst wenige Monate vor seinem Tod geheiratet. Sie war in tiefster Trauer versunken, und so tat La Inca, als sie hörte, dass ihr Cousin Abelard ernsthafte Schwierigkeiten mit Trujillo hatte, zu ihrer Schande gar nichts. Ihr Schmerz war zu groß. Was hätte sie auch tun kön-

se kam, war es das Gleiche: Die stille, schwer arbeitende Sobeida schaute kurz vorbei, um mit meinem abuelo und meiner Mutter ein paar Worte zu wechseln (und sich ein, zwei Minuten einer novela anzusehen), dann lief sie wieder los, um ihre nächste Aufgabe zu erledigen. (Meine Mutter brachte ihr immer etwas Geld als Geschenk mit; als sie ihr einmal ein Kleid mitbrachte, trug es am nächsten Tag einer »ihrer« Leute.) Ich versuchte natürlich - ganz Gemeindegeldgeber - mit ihr zu reden, aber sie huschte vor mir und meinen dummen Fragen davon. Worüber könnt ihr euch schon unterhalten?, fragte meine Mutter. La pobrecita kann nicht mal ihren eigenen Namen schreiben. Als sie fünfzehn war, hat einer dieser Idioten aus der callejón sie geschwängert, und jetzt, hat meine Mutter erzählt, muss ihr Kind auch für die Familie arbeiten und für die Mutter Wasser holen.

nen? Als sie erfuhr, dass Socorro gestorben und die Töchter in alle Winde verstreut waren, unternahm sie zu ihrer ewigen Schmach noch immer nichts. Sie überließ es dem Rest der Familie, für alles zu sorgen. Erst, als sie hörte, dass sowohl Jackie als auch Astrid gestorben waren, kämpfte sie sich lang genug aus ihrem Elend hervor, um sich darüber klar zu werden, dass sie, toter Ehemann hin oder her, Trauer hin oder her, ihrem Cousin gegenüber kläglich versagt hatte, obwohl er immer nett zu ihr gewesen war und als Einziger in der Familie ihre Ehe gutgeheißen hatte. Nach dieser Erkenntnis schämte La Inca sich unendlich. Sie machte sich zurecht und zog los, um die dritte und letzte Tochter zu suchen - aber als sie endlich zu der Familie in Azua fand, die das Mädchen gekauft hatte, zeigte man ihr ein kleines Grab, und damit hatte es sich. Sie misstraute dieser bösen Familie und der Geschichte über das Mädchen gewaltig, aber weil sie weder eine Hellseherin noch von der Spurensicherung war, konnte sie nichts ausrichten. Sie musste hinnehmen, dass die Kleine gestorben war und dass sie daran eine Mitschuld trug. Ein Gutes hatten Schande und Schuldgefühl allerdings: Sie rissen sie aus ihrer Trauer. La Inca kehrte zurück ins Leben. Eröffnete mehrere Bäckereien und widmete sich ganz ihren Kunden. Dann und wann träumte sie von der kleinen negrita, der letzten Nachfahrin ihres toten Cousins. Hallo, da, sagte das Mädchen, und dann wachte La Inca mit einem dicken Klumpen in der Brust auf.

Und dann kam 1955. Das Jahr der Wohltäterin. La Incas Bäckereien liefen bombig, sie hatte sich in ihrer Stadt als feste Größe etabliert, und dann hörte sie eines Tages eine erstaunliche Geschichte. Wie es schien, hatte eine kleine campesina vom Rande Azuas versucht, die neue Dorfschule zu besuchen, die das Trujillato dort gebaut hatte, aber ihre E1-

tern, die gar nicht ihre Eltern waren, wollten sie nicht hingehen lassen. Das Mädchen erwies sich allerdings als unheimlich dickköpfig, und die Eltern, die nicht ihre Eltern waren, rasteten aus, als das Mädchen immer wieder seine Arbeit liegen ließ, um zum Unterricht zu gehen, und bei den anschließenden Handgreiflichkeiten wurde die arme muchachita schrecklich verbrannt; der Vater, der nicht ihr Vater war, goss ihr eine Pfanne heißes Öl über den nackten Rücken. Die Verbrennungen brachten sie beinahe um. (In Santo Domingo verbreiten sich gute Nachrichten vielleicht so schnell wie Donner, aber schlechte so schnell wie das Licht.) Und der unglaublichste Teil der Geschichte? Gerüchten zufolge sollte dieses verbrannte Mädchen eine Verwandte von La Inca sein!

Wie ist das möglich?, wollte La Inca wissen.

Erinnerst du dich noch an deinen Cousin, den Doktor oben in La Vega? An den, der ins Gefängnis gewandert ist, weil er etwas Schlimmes über Trujillo gesagt hat? Na ja, ein fulano kennt einen fulano, der einen fulano kennt, der sagt, die Kleine wäre seine Tochter!

Zwei Tage lang weigerte sie sich, das zu glauben. In Santo Domingo schwirrten ständig alle möglichen Gerüchte durch die Gegend. Sie weigerte sich zu glauben, das Mädchen könnte überlebt haben, es könnte immer noch leben, und ausgereicht in Azua² Zwei Nächte lang schlief sie kaum,

³² Wer die Insel (oder das CEuvre von Kinito Mendez) kennt, weiß genau, von was für einem Landstrich ich spreche. Das ist keines der campos, von dem ihr Leute ständig erzählt. Hier sind nicht die Guanabafelder unserer Träume. Der Rand Azuas gehört zu den ärmsten Gebieten der DR; er ist Ödland, unser eigenes, selbst gezüchtetes Sertao, und ähnelt den strahlenverseuchten Landschaften in den Endzeitszenarien, auf die Oscar so stand - der Rand Azuas war Niemand-

musste sich selbst mit mamajuana behandeln, träumte von ihrem toten Ehemann und bat schließlich, nicht zuletzt, um ihr Gewissen zu beruhigen, ihren Nachbarn und besten Teigkneiter aller Zeiten, Carlos Moya (den Mann, der früher ihren Teig geknetet hatte, bevor er loszog und heiratete), sie dorthin zu fahren, wo das Mädchen leben sollte. Wenn sie die Tochter meines Cousins ist, erkenne ich sie auf den ers-

land, er war Einöde, Verdammte Erde, Verbotene Zone, Weite Wildnis, Glaswüste, Brennendes Land, Doben-al, er war Salusa Secundus, Ceti Alpha 6, er war Tatoonie. Seine Bewohner wären sogar als Überlebende eines nicht allzu lange zurückliegenden Holocausts durchgegangen. Die Armen - und bei diesen infelices hatte Beli gelebt trugen oft Lumpen, liefen barfuß und wohnten in Bauten, die aussahen, als wären sie aus den Trümmern der früheren Welt errichtet. Hätte man den Astronauten Taylor hier abgesetzt, hätte er sich zu Boden geworfen und gebrüllt: Jetzt habt ihr's geschafft! (Nein, Charlton, das ist nicht das Ende der Welt, das ist nur der Rand Azuas.) Die einzigen Lebensformen, die außer Dornengestrüpp, Insekten und Eidechsen in diesen Breitengraden gediehen, waren der Bergbaubetrieb von Alcoa und die berühmten Ziegen der Gegend (los que brincan las Himalayas y cagan en la bandera de Espafia.)

Der Rand Azuas war tatsächlich eine scheußliche Einöde. Meine Mom, etwa gleichaltrig mit Belicia, verbrachte rekordverdächtige runfzehnJahre am Rande Azuas. Und obwohl ihre Kindheit deutlich schöner als Belis war, erzählt sie doch, dass diese Bezirke in den frühen Fünfzigern vor allem Rauch, Inzucht, Eingeweidewürmer, zwölfjährige Bräute und üble Schläge zu bieten hatten. Sie sagt, die Familien waren so groß wie im Glasgower Ghetto, weil man nach Einbruch der Dunkelheit nichts anderes zu tun hatte und weil die Säuglingssterblichkeit so enorm hoch und das Elend so weitreichend waren, dass man ständig nur ordentlich Nachschub sorgen musste, wenn die Familie weiter bestehen sollte. Ein Kind, das dem Tod nicht wenigstens einmal von der Schippe gesprungen war, wurde schief angesehen. (Meine Mom überlebte ein Rheumatisches Fieber, das ihre Lieblingscousine umbrachte; als ihr Fieber endlich sank und sie wieder zu Bewusstsein kam, hatten meine abuelos schon den Sarg gekauft, in dem sie beerdigt werden sollte.)

ten Blick, sagte sie. Vierundzwanzig Stunden später kehrte La Inca mit einer unglaublich großen, unglaublich dünnen, halbtoten Beli im Schlepptau zurück, und mit einer eindeutig und unumstößlich schlechten Meinung über das campo und seine Bewohner. Diese Wilden hatten dem Mädchen nicht nur Verbrennungen zugefügt, sie hatten es zusätzlich bestraft, indem sie es nachts in einen Hühnerstall sperrten! Zuerst hatten sie das Mädchen gar nicht hervorholen wollen. Sie kann nicht mit Ihnen verwandt sein, sie ist eine prietao Aber La Inca bestand darauf, ihre Stimme ließ keinen Widerspruch zu. Als das Mädchen, das sich wegen der Verbrennungen nicht aufrichten konnte, aus dem Schuppen kam, starrte La Inca ihm in die wilden, wütenden Augen und sah Abelard und Socorro zurückstarren. Vergesst die schwarze Haut - sie war es. Die dritte und letzte Tochter. Verloren geglaubt und nun gefunden.

Ich bin deine echte Familie, sagte La Inca bestimmt. Ich bin hier, um dich zu retten.

Und so wurden zwei Leben in einem einzigen Augenblick, durch ein Raunen, unwiederbringlich verändert. La Inca nahm Beli in ihr Haus auf und teilte fortan das durchgelegene Bett mit ihr, in dem seit dem Tod ihres Mannes noch Platz war. Sie reichte die nötigen Papiere ein, um dem Mädchen eine Identität zu verschaffen, und rief Ärzte ins Haus. Die Verbrennungen der Kleinen waren unfassbar brutal. (Mindestens hundertzehn Trefferpunkte.) Eine eitrig-eitrige Monsterschicht der Zerstörung zog sich von ihrem Nacken bis hinunter zum Steißbein. Ein Bombenkrater, eine Welt-Narbe wie die einer Hibakusha. Sobald das Mädchen wieder richtige Kleidung tragen konnte, zog La Inca es an, damit es vor dem Haus zum ersten Mal im Leben richtig fotografiert wurde.

Da ist sie: Hypatia Belicia Cabral, die dritte und letzte Tochter. Misstrauisch, zornig, wortkarg, mit finsterem Blick, eine verletzte, halb verhungerte campesina, aber ihr Gesichtsausdruck und ihre Haltung verkünden in großen, fetten Lettern: TROTZ. Ihre Haut war dunkel, aber sie war ganz deutlich eine Tochter der Familie. Daran gab es keinen Zweifel. Schon jetzt war sie größer als Jackie in ihrer Blütezeit. Ihre Augen hatten genau die gleiche Farbe wie die ihres Vaters, über den sie nichts wusste.

VERGISSMEINDOCH

Über diese neun Jahre (und über die Verbrennungen) sprach Beli nicht. Sobald ihre Tage am Rande Azuas vorüber waren, sobald sie in Bani ankam, schien es, als hätte sie dieses gesamte Kapitel ihres Lebens in Container ähnlich denen für Atommüll gekippt, mit Industrielasern dreifach versiegelt und in den dunklen, unerforschten Gräben ihrer Seele versenkt. Es sagt viel über Beli aus, dass sie *vierzig Jahre lang* kein einziges Wort über diese Phase ihres Lebens verriet: nicht ihrer madre, nicht ihren Freundinnen, nicht ihren Liebhabern, nicht dem Gangster, nicht ihrem Mann. Und bestimmt nicht ihren geliebten Kindern Lola und Oscar. *Vierzig Jahre lang*. Das wenige, was man über Belis Zeit in Azua weiß, hatte La Inca an dem Tag erfahren, an dem sie Beli vor ihren sogenannten Eltern rettete. Noch heute sagt La Inca selten mehr dazu als *Gasi la acabaron*.

Ich glaube sogar, dass Beli, abgesehen von wenigen entscheidenden Momenten, nie wieder an dieses Leben dachte. Sie begrüßte die Amnesie, die auf den Inseln so verbreitet war und zur Hälfte aus Verleugnung, zur Hälfte aus negati-

ven Halluzinationen bestand. Begrüßte diese Macht, aus der heraus sie sich neu erschaffen konnte.

ZUFLUCHT

Doch genug davon. Wichtig ist, dass Belicia Cabral in Bani, in La Incas Haus, eine Zuflucht fand. Und in La Inca die Mutter, die sie nie hatte. Die dem Mädchen beibrachte, zu lesen, zu schreiben, sich zu kleiden, zu essen, sich normal zu benehmen. La Inca bot ein Mädchenpensionat im Schnelldurchlauf, denn sie befand sich auf einer Erziehungsmission, angetrieben vom enormen Gefühl der eigenen Schuld, des Verrats und Versagens. Und Beli erwies sich trotz allem, was sie ertragen hatte (oder vielleicht deswegen) als ausgesprochen begabte Schülerin. Sie stürzte sich auf La Incas Kultivierungsversuche wie ein Mungo auf Hühner. Nach einem Jahr in der Zuflucht waren Belis raue Kanten abgeschliffen; vielleicht fluchte sie mehr, war jähzorniger, aggressiver und ungezügelter in ihren Bewegungen und hatte die gnadenlosen Augen eines Falken, aber ihre Haltung und Ausdrucksweise (und Arroganz) entsprachen una muchacha respectable. Und wenn sie langärmelige Kleider trug, war die Narbe nur im Nacken sichtbar (zwar erkennbar als Ausläufer größerer Verheerung, aber stark abgemildert durch den Schnitt ihrer Kleidung). Dies war das Mädchen, das 1962 in die USA reisen würde, das Oscar und Lola nie kennenlernen würden. La Inca war die Einzige, die Beli in ihrer Anfangszeit sah, in der sie vollständig angezogen schlief und mitten in der Nacht laut aufschrie; die Einzige, die Beli sah, bevor sie ein besseres Selbst erschuf, eines mit viktorianischen Tischmanieren und einer Abscheu vor Dreck und armen Menschen.

Ihr könnt euch sicher denken, dass die beiden eine seltsame Beziehung führten. La Inca versuchte nie, über Belis Zeit in Azua zu sprechen, spielte auch nie auf sie oder die Verbrennungen an. Sie tat so, als würden sie nicht existieren (genauso, wie sie tat, als würden die armen Schlucker in ihrem barrio nicht existieren, obwohl es in Wahrheit von ihnen nur so wimmelte). Sogar, wenn sie dem Mädchen morgens und abends den Rücken einrieb, sagte La Inca nur:

Sienteses aqui, sefiorita. Dieses Schweigen, ohne bohrende Fragen, fand Beli ausgesprochen angenehm. (Wenn sie nur die Wogen aus Schmerz, die ihr immer wieder über den Rücken liefen, so einfach vergessen könnte.) Statt über die Verbrennungen oder Azua zu sprechen, erzählte La Inca Beli von ihrer verlorenen, vergessenen Vergangenheit, von ihrem Vater, dem berühmten Arzt, ihrer Mutter, der schönen Krankenschwester, von ihren Schwestern Jackie und Astrid, und von dem wunderbaren Schloss in Cibao, der Casa Hatuey.

Vielleicht wurden sie nie die besten Freundinnen - Beli war zu wütend, La Inca zu penibel -, aber La Inca machte Beli das größte Geschenk, auch wenn diese es erst viel später zu schätzen lernte; eines Abends holte La Inca eine alte Zeitung hervor und deutete auf ein Foto: Das, sagte sie, sind dein Vater und deine Mutter. Das, sagte sie, bist du.

Es zeigte sie an dem Tag, an dem sie ihre Klinik eröffneten; blutjung und sehr ernst.

Beli fand in diesen Monaten ihre wahre und einzige Zuflucht, eine Welt der Sicherheit, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Sie hatte Kleidung, sie hatte Essen, sie hatte Zeit, und La Inca schrie sie niemals an. Wegen gar nichts, und sie ließ auch nicht zu, dass andere sie anbrüllten. Bevor La Inca Beli am Colegio EI Redentor bei den reichen Kin-

dem anmeldete, besuchte die Kleine die staubige, von Fliegen schwirrende öffentliche Schule zusammen mit Kindern, die drei Jahre jünger waren als sie, fand keine Freundinnen (etwas anderes hätte sie auch nie erwartet) und erinnerte sich zum ersten Mal im Leben an ihre Träume. Sie hatte früher nie gewagt, sich diesen Luxus zu gönnen, und anfangs schienen sie so mächtig wie Stürme. Sie träumte die ganze Palette, vom Fliegen bis zum sich Verirren, sie träumte sogar von der Verbrennung, vom Gesicht ihres Vaters«, das plötzlich leer wurde, als er die Bratpfanne in die Hand nahm. In ihren Träumen hatte sie keine Angst. Sie schüttelte einfach den Kopf. Du bist weg, sagte sie. Nicht mehr.

Ein Traum allerdings verfolgte sie. Darin ging sie allein durch ein riesiges, leeres Haus, während der Regen auf das Dach trommelte. Wem gehörte das Haus? Sie hatte keine Ahnung. Aber sie konnte Kinderstimmen darin hören.

Gegen Ende des ersten Jahres bat der Lehrer sie, an die Tafel zu kommen und das Datum anzuschreiben; ein Privileg, das nur die »besten« Schüler genossen. Sie stand wie eine Riesin vor der Tafel, und in Gedanken nannten die Kinder sie so, wie sie Beli auch in der Welt draußen nannten: La Prieta Qyemada oder La Fea Qyemada oder Variationen davon. Als Beli sich gesetzt hatte, warf der Lehrer einen Blick auf ihr Gekrakel und sagte: Gut gemacht, Sefiorita Cabral! Diesen Tag vergaß sie nie, nicht einmal, als sie zur Königin der Diaspora wurde.

Gut gemacht, Sefiorita Cabral!

Das vergaß sie nie. Sie war neun Jahre und elf Monate alt. Es war die Ära Trujillos.

Sechs

Im Land der Verlorenen
1992-1995

DAS DUNKLE ZEITALTER

Nach seinem Abschluss zog Oscar wieder zu Hause ein. Ging als Jungfrau, kehrte als Jungfrau zurück. Er nahm die Poster aus seiner Kindheit ab - *Star Blazers*, *Captain Harlock* - und pinnte die aus der Collegezeit an die Wand - *Akira* und *Terminator 2*. Nachdem Reagan und das Reich des Bösen in den Sonnenuntergang geritten waren, träumte Oscar nicht mehr vom Ende. Nur noch vom Untergang. Sein *Aftermath!*-*Spiel* packte er weg und griff stattdessen zu Weltraumopem.

Sie waren in den frühen Clinton-Jahren angekommen, aber die Wirtschaft lutschte immer noch am Schwanz der Achtziger, und Oscar gammelte herum, machte fast sieben Monate lang nada und sprang in der Don Bosco ein, wenn einer der Lehrer krank wurde. (Was nur eine Ironie!) Er fing an, seine Geschichten und Romane rauszuschicken, aber offenbar interessierten sie niemanden. Trotzdem gab er nicht auf und schrieb weiter. Ein Jahr später wurde aus dem Aus-hilfsjob eine Vollzeitstelle. Er hätte sie ablehnen, hätte einen »Rettungswurf« gegen Folter versuchen können, aber stattdessen ließ er sich einfach treiben. Sah mit an, wie sein Horizont zusammenstürzte und redete sich ein, es wäre egal.

War die Don Bosco seit unserem letzten Besuch auf wundersame Weise durch den brüderlichen Geist des Christen-

turns verwandelt worden? Hatte die ewige Güte des Herrn den Schülern ihre Niedertracht ausgetrieben? Negros, mal ernsthaft. Natürlich kam Oscar die Schule jetzt kleiner vor, die älteren Jungs schienen sich in den letzten fünf Jahren den Innsmouth-»Look« zugelegt zu haben, und es gab eine Handvoll mehr schwarzer Schüler, aber manche Dinge (wie die Vorherrschaft der Weißen und der Selbsthass der Schwarzen) ändern sich nie: Die gleiche Spannung aus hämischem Sadismus, an die er sich aus seiner Jugend erinnerte, knisterte noch immer durch die Flure. Und wenn er die Don Bosco schon für den Idiotenkreis der Hölle gehalten hatte, als er jung war, was glaubt ihr, wie es aussah, als er älter war und Englisch und Geschichte unterrichtete. Jesu Santa Maria. Ein Albtraum. Er war kein besonders guter Lehrer. Er war nicht mit dem Herzen dabei, und Jungs aller Klassen und Gesinnungen verarschten ihn ohne Ende. Schüler lachten, wenn sie ihn auf dem Flur sahen. Versteckten demonstrativ ihre Sandwiches. Fragten ihn mitten im Unterricht, ob er je gevögelt hätte, und egal, wie er antwortete, lachten sie ihn gnadenlos aus. Ihm war klar, dass die Schüler genauso über seine Verlegenheit lachten wie über die Vorstellung, wie er irgendein armes Mädchen plattdrückte. Sie machten Zeichnungen davon, die Oscar nach dem Unterricht auf dem Boden fand, komplett mit Sprechblasen. *Nein, Mr Oscar, nein!* Wie zermürbend war das denn? Jeden Tag sah er, wie die »coolen« Kids die fetten, hässlichen, schlauen, armen, dunkelhäutigen, schwarzen, unbeliebten, afrikanischen, indischen, arabischen, eingewanderten, seltsamen, fememino und schwulen Schüler bis aufs Blut quälten - und in jedem Aufeinanderprallen sah er sich selbst. Früher hatten die Weißen die größten Peiniger abgegeben, aber jetzt erledigten die anderen Schüler das Unvermeidliche. Manchmal

versuchte er, den Prügelknaben der Schule zu helfen, ihnen ein paar tröstende Worte zu sagen, etwa: Du bist nicht allein auf der Welt, weißt du; aber das Letzte, was ein Freak will, ist Hilfe von einem anderen Freak. Diese Jungs nahmen panisch Reißaus. In einem Anfall von Begeisterung versuchte er, einen Science-Fiction-Club zu gründen; er hängte im Flur Plakate auf und saß an zwei Donnerstagen hintereinander nach dem Unterricht in seinem Klassenzimmer, seine Lieblingsbücher ansprechend vor sich ausgebreitet, hörte das Getöse der Schritte im Flur abebben, darunter gelegentliche Rufe wie Beam mich rauß und Nano-Nano! vor seiner Tür, und als nach einer halben Stunde nichts passiert war, sammelte er seine Bücher wieder ein, schloss den Raum ab und ging die gleichen alten Flure entlang, allein und mit Schritten, die seltsam zierlich klangen.

Seine einzige Freundin im Kollegium war eine ebenfalls säkulare Lehrerin, eine neunundzwanzigjährige Latina namens Nataly Ga, sie erinnerte ihn an Jenni, aber ohne deren unerhörte Schönheit, ohne ihre Glut.) Nataly hatte vier Jahre in einer psychiatrischen Anstalt verbracht (die Nerven, sagte sie) und war eine bekennende Wicca. Ihr Freund Stan the Can, den sie in der Klappe kennengelernt hatte («unsere Flitterwochen»), arbeitete als Rettungssanitäter, und Nataly erzählte Oscar, dass die blutverschmierten Leichen auf den Straßen Stan the Can irgendwie anmachten. Stan klingt wie ein äußerst sonderbarer Mensch, meinte Oscar. Das kannst du laut sagen, seufzte Nataly. Obwohl Nataly nicht gerade hübsch und ständig benebelt von Medikamenten war, hegte Oscar ziemlich seltsame Harold-Lauder-mäßige Fantasien über sie. Weil er sie nicht scharf genug fand, um mit ihr auszugehen, stellte er sich eine wüste Bettgeschichte mit ihr vor. Er malte sich aus, wie er in ihre Wohnung ging und ihr befahl, sich auszuziehen

und nackt für ihn Grütze zu kochen. Zwei Sekunden später würde sie nur in einer Schürze auf den Küchenfliesen knien, während er vollständig angezogen blieb.

Danach wurde es nur noch abgedrehter.

Gegen Ende seines ersten Jahres wechselte Nataly, die in den Pausen heimlich Whiskey kippte, ihm *Sandman* und *Eightball* gezeigt und die sich von ihm eine Menge Geld geliehen hatte, ohne es zurückzuzahlen, nach Ridgewood - Na prima, ab in die Vororte, sagte sie trocken -, und das war das Ende ihrer Freundschaft. Er versuchte ein paar Mal, sie anzurufen, aber ihr paranoider Freund hatte sich das Telefon offenbar ans Ohr geschweift und gab wohl auch seine Nachrichten nicht weiter, also ließ er es langsam ausklingen, einfach ausklingen.

Sein Privatleben? In den ersten Jahren zu Hause hatte er keins. Einmal pro Woche fuhr er raus zur Woodbridge Mall und sah sich die Rollenspiele im Game Room an, die Comics im Hero's World und die Fantasyromane bei Waldenbooks. Der Dreikampf der Nerds. Starzte das bleistiftdürre schwarze Mädchen an, das bei Friendly's arbeitete und in das er verliebt war, mit dem er aber nie sprechen würde.

Mit Al und Miggs hatte er ewig nicht abgehangen. Beide hatten das College, Monmouth beziehungsweise die Jersey City State, abgebrochen, und beide arbeiteten bei Blockbuster am anderen Ende der Stadt. Wahrscheinlich würden beide irgendwann im selben Grab landen.

Maritza sah er auch nicht mehr. Wie er hörte, hatte sie wohl einen Kubaner geheiratet und wohnte in Teaneck, mit einem Kind und allem.

Und Olga? Keiner wusste was Genaues. Einem Gerücht zufolge wollte sie einen auf Dana Plato machen und das örtliche Safeway ausrauben - hatte sich nicht einmal eine Mas-

ke übergezogen, obwohl sie im Supermarkt jeder kannte -, und es hieß, sie wäre immer noch in Middlesex und würde erst rauskommen, wenn sie alle fünfzig waren.

Kein Mädchen, das ihn liebte? Kein Mädchen in seinem Leben, nirgends?

Kein einziges. An der Rutgers waren sie zumindest scharenweise herumgelaufen, und der institutionelle Rahmen hatte auch einem Mutanten wie ihm einen Vorwand geliefert, sie anzusprechen, ohne gleich Panik auszulösen. In der echten Welt wandten sich die Mädchen angewidert ab, wenn er vorbeiging. Im Kino setzten sie sich weg, und eine Frau im Expressbuss sagte ihm sogar, er solle aufhören, an sie zu denken! Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht, zischte sie. Also hör auf damit.

Ich bin der ewige Junggeselle, schrieb er seiner Schwester, die Japan aufgegeben hatte, um nach New York zu kommen und mit mir zusammen zu sein. In der Welt ist nichts ewig, schrieb seine Schwester zurück. Er presste sich eine Faust auf das Auge. Und schrieb: Aber in mir.

Und zu Hause? Es brachte ihn nicht um, aber es gab ihm auch keinen Halt. Seine Mom war dünner, ruhiger, weniger verrückt als in ihrer Jugend, immer noch ein Arbeitsgolem, erlaubte ihren peruanischen Untermietern immer noch, so viele Verwandte in den ersten Stock zu stopfen, wie sie wollten. Und *tio* Rudolfo, Fofó für seine Freunde, war wieder in üble Gewohnheiten aus der Zeit vor dem Knast verfallen. Er war wieder auf *caballo*, brach beim Abendessen plötzlich in Schweiß aus, und weil er in Lolas Zimmer gezogen war, musste Oscar ihm beinahe jede Nacht dabei zuhören, wie er eine seiner Stripperinnen flachlegte. *Tio*, brüllte er einmal, weniger Bass auf das Kopf teil, bitte. *Tio* Rudolfo hatte sich Bilder aus seinen ersten Jahren in der Bronx an die Wand

gehängt, als er sechzehn war und schicke Zuhälterklamotten wie Willie Colon getragen hatte, bevor er nach Vietnam gegangen war, angeblich als einziger Dominikaner in den ganzen verdammten Streitkräften. Es gab auch Fotos von Oscars Mom und Dad. Jung. Aufgenommen in den zwei Jahren, die ihre Beziehung gehalten hatte.

Du hast ihn geliebt, sagte er zu ihr.

Sie lachte. Red nicht über Sachen, von denen du keine Ahnung hast.

Äußerlich betrachtet sah Oscar einfach müde aus, nicht größer, nicht fatter, nur die Haut unter seinen Augen hatte sich verändert, war aufgedunsen von jahrelanger stiller Verzweiflung. Im Innern bestand er aus purem Schmerz. Vor seinen Augen zuckten schwarze Blitze. Er sah sich selbst fallen. Er wusste, in was er sich verwandelte. Er wurde zu der schlimmsten Art Mensch, die es auf der Welt gab: zu einem verbitterten alten Idioten. Er sah sich, wie er für den Rest seines Lebens im Game Room Spielfiguren anschaute. Er wollte diese Zukunft nicht, aber er sah keine Möglichkeit, sie zu vermeiden, er fand keinen Ausweg.

Fuku.

Diese Finsternis. An manchen Tagen wachte er auf und schaffte es nicht aus dem Bett. Als läge ein zehn Tonnen schweres Gewicht auf seiner Brust. Als würden ihn Beschleunigungskräfte niederdrücken. Es wäre lustig gewesen, hätte es seinem Herzen nicht so wehgetan. Er träumte, er würde über den schrecklichen Planeten Gordo streifen, auf der Suche nach Teilen seines abgestürzten Raumschiffs, aber er fand nichts als ausgebrannte Ruinen, die immer neue Arten schwächerer Strahlung aussandten. Ich weiß nicht, was mit mir los ist, erzählte er seiner Schwester am Telefon. Ich glaube, das richtige Wort wäre *Krise*, aber jedes Mal, wenn

ich die Augen öffne, sehe ich eine *Katastrophe*. Es gab Tage, an denen er Schüler aus dem Klassenzimmer warf, weil sie geatmet hatten, an denen er seiner Mutter sagte, sie solle sich verpissen, an denen er kein einziges Wort schreiben konnte, an denen er sich im Wandschrank seines tios versteckte und sich den Colt an die Schläfe hielt, an denen er an die Eisenbahnbrücke dachte. Tage, an denen er im Bett lag und sich vorstellte, wie seine Mutter ihm tUr den Rest seines Lebens das Essen hinstellte, und sich an ihre Worte seinem do gegenüber erinnerte, als sie dachte, er sei nicht da: *Das ist mir egal, ich bin froh, dass er hier ist.*

Nachher - wenn er sich nicht mehr wie ein geprügelter Hund tUhlte, wenn er einen Stift in die Hand nehmen konnte, ohne dass ihm die Tränen kamen - plagten ihn überwältigende SchuldgetUhle. Dann entschuldigte er sich bei seiner Mutter. Wenn ein Teil meines Gehirns tUr anständiges Verhalten zuständig sein sollte, muss ihn offenbar jemand entwendet haben. Ist schon gut, hijo, sagte sie. Manchmal nahm er das Auto und besuchte Lola. Nach einem Jahr in Brooklyn lebte sie jetzt in Washington Heights, ließ ihr Haar lang wachsen, war einmal schwanger, ein wirklich aufregender Moment, aber trieb ab, weil ich sie mit irgendeinem Mädchen betrog. Ich bin zurückgekehrt, verkündete er, wenn er in der Tür stand. Ist schon gut, sagte auch sie, dann kochte sie etwas tUr ihn, und er setzte sich zu ihr, rauchte zögerlich ihr Gras und verstand nicht, warum er dieses GetUhl der Liebe nicht immer in seinem Herzen behaltenkonnte.

Er begann mit ersten Entwürfen tUr einen Sci-Fi-Fantasy-Vierteiler, der sein Meisterwerk werden sollte. J. R. R. Tolkien trifft E. E. »Doc« Smith. Manchmal unternahm er lange Ausflüge. Er fuhr bis hinunter in die Gegend der Ami-

schen, aß allein in einem Diner am Straßenrand, sah sich die amischen Mädchen an, stellte sich vor, wie er im Prediger-gewand aussähe, schlief hinten im Wagen und fuhr wieder nach Hause.

In manchen Nächten träumte er von dem Mungo.

(Und falls ihr glaubt, sein Leben hätte nicht schlimmer werden können: Eines Tages marschierte er in den Game Room und musste überrascht feststellen, dass die neue Generation von Nerds gar keine Rollenspiele mehr kaufte. Sie war versessen auf *Magie-Karten!* Das hatte keiner kommen sehen. Keine Charaktere oder Kampagnen mehr, nur noch endlose Kämpfe zwischen einzelnen Decks. Das Spiel hatte alles Erzählerische verloren, alles Schauspielerische, war nur noch reine, schnörkellose Mechanik. Und diese bescheuerten Kröten standen total auf den Scheiß! Er wollte *Magie* eine Chance geben und versuchte, sich ein anständiges Deck zusammenzustellen, aber es war einfach nicht sein Ding. Er verlor alles an einen elfjährigen Punk und merkte, dass es ihm eigentlich egal war. Das erste Anzeichen, dass sich die eigene Ära dem Ende zuneigt: wenn der neueste Nerdkram nicht mehr verlocken kann, wenn man das Alte dem Neuen vorzieht.)

OSCAR MACHT URLAUB

Als Oscar fast drei Jahre lang an der Don Bosco unterrichtet hatte, fragte seine Mom ihn nach seinen Plänen für den Sommer. In den letzten Jahren hatte sein tio den Juli und August zum Großteil in Santo Domingo verbracht, und in diesem Jahr hatte seine Mom beschlossen, es sei an der Zeit mitzufahren. Ich habe mi madre sehr, sehr lange nicht mehr gesehen, sagte sie leise. Ich muss viele promesas erfüllen,

also lieber jetzt, als wenn ich tot bin. Oscar war seit Jahren nicht zu Hause gewesen, nicht, seit der beste Angestellte seiner abuela nach monatelanger Bettlägrigkeit und im Glauben, dass eine neue Invasion bevorstand, mit dem lauten Aufschrei *Haitianer!* gestorben war und sie alle seine Beerdigung besucht hatten.

Schon komisch. Hätte er nein gesagt, wäre er wahrscheinlich noch in Ordnung. (Wenn man bei einem fukli und unglaublichem Kummer von in Ordnung sein reden kann.) Aber wir sind hier nicht in Marvels *What If Comics*, Spekulationen werden warten müssen, denn die Zeit wird, wie es so schön heißt, knapp. **Im** Mai war Oscar ausnahmsweise besserer Stimmung. Ein paar Monate zuvor hatte er nach einem besonders heftigen Gefecht mit der Finsternis wieder mal eine Diät angefangen und sie mit langen, schwerfälligen Spaziergängen durch sein Viertel kombiniert, und ratet mal - der Nigger hielt durch und verlor fast zehn Kilo! Un milagro! Er hatte endlich seinen Ionenantrieb repariert; der schreckliche Planet Gordo wollte ihn zurückhalten, aber seine Fünfziger-Jahre-Rakete, die *Hijo de Samficio*, gab nicht auf. Seht nur, da ist unser kosmischer Forschungsreisender: Mit aufgerissenen Augen presst er auf seiner Startliege eine Hand auf sein Mutantenherz.

Selbst bei viel gutem Willen war er nicht schlank, aber er sah auch nicht mehr aus wie die Frau von Joseph Conrad. Anfang des Monats hatte er sogar im Bus ein schwarzes Mädchen mit Brille angesprochen. Du interessierst dich also für Photosynthese, hatte er gesagt, und sie hatte tatsächlich ihre Ausgabe von *Cell* gesenkt und geantwortet: Ja, stimmt. Was machte es schon, dass er nie über die Geowissenschaften hinauskam und es nicht schaffte, aus dieser kurzen Unterhaltung eine Telefonnummer oder eine Verabredung heraus-

zuschlagen? Was machte es, dass er an der nächsten Haltestelle ausstieg, sie aber nicht, wie er gehofft hatte? Oscar fühlte sich zum ersten Mal seit zehn Jahren wieder lebendig; es schien ihn nichts zu stören, weder seine Schüler noch die Tatsache, dass PBS *Doctor Who* abgesetzt hatte, weder seine Einsamkeit noch der endlose Strom von Absageschreiben; er fühlte sich *unbesiegbar*, und die Sommer in Santo Domingo ... nun, die Sommer in Santo Domingo haben ihren ganz eigenen Reiz, sogar für einen Nerd wie Oscar.

Jeden Sommer knallt Santo Domingos Diasporamaschinerie den Rückwärtsgang rein und zerrt so viele seiner vertriebenen Kinder zurück wie möglich; herausgeputzte Heimaturlauber verstopfen die Flughäfen, Schultern und Gepäckkarusselle ächzen unter der gesammelten Last der diesjährigen *cadenas* und *paquetes*, und die Piloten fürchten um ihre - unglaublich überladenen - Flugzeuge und um ihr Leben; Restaurants, Bars, Clubs, Theater, *malecones*, Strände, Resorts, Hotels, Motels, Gästezimmer, *barrios*, *colonias*, *campos*, *ingenios* wimmeln vor *quisqueyanos* aus der ganzen Welt. Als hätte jemand einen generellen Evakuierungsbefehl erlassen: Alle zurück nach Hause! Zurück nach Hause! Von Washington Heights bis Rom, von Perth Amboy bis Tokio, von Brijeporr bis Amsterdam, von Lawrence bis San Juan; hier werden grundlegende thermodynamische Prinzipien so abgewandelt, dass sich die Realität auf ein einziges Ziel zuspitzt: das Aufreißen von Mädchen mit prallen Hintern, die man dann in Motels schleppt; alles ist eine einzige große Party; eine große Party für alle bis auf die Armen, die Dunkelhäutigen, die Arbeitslosen, die Kranken, die Haitianer, ihre Kinder, die *bateys*, die Kinder, die von gewissen kanadischen, amerikanischen, deutschen und italienischen Touristen vergewaltigt werden

- oh ja, ein dominikanischer Sommer ist wirklich unvergleichlich. Und deshalb sagte Oscar zum ersten Mal seit Jahren: Meine Großen Alten haben zu mir gesprochen, Ma. Ich glaube, ich werde dich begleiten. Er malte sich aus, mitten in diesem Sexrausch zu stecken und sich in ein Mädchen von der Insel zu verlieben. (Ein Mann kann doch nicht immer Pech haben, oder?)

Sein Gesinnungswandel kam so abrupt, dass sogar Lola ihn deswegen ausfragte. Du fährst doch *nie* nach Santo Domingo.

Er zuckte mit den Schultern. Ich glaube, ich will mal was Neues ausprobieren.

KURZGEFASSTER BERICHT ÜBER EINE RÜCKKEHR INS HEIMATLAND

Familie de León flog am fünfzehnten Juni auf die Insel. Oscar war aufgeregt und hatte eine Scheißangst, aber am komischsten war seine Mutter, die sich herausputzte, als hätte sie eine Audienz bei König Juan Carlos persönlich. Hätte sie einen Pelz besessen, dann hätte sie ihn getragen; sie tat alles, um zu zeigen, wie weit sie gekommen war, um zu unterstreichen, wie anders als die anderen dominicanos sie doch war. Oscar jedenfalls hatte sie noch nie so aufgedonnert und elegant erlebt. Oder so comparona. Von den Leuten am Check-in bis zu den Flugbegleitern machte Belicia wirklich jedem das Leben schwer, und als sie es sich in der ersten Klasse bequem machten (sie hatte die Tickets bezahlt), sah sie sich empört um: Das hier sind aber keine gente de calidad!

Außerdem wurde kolportiert, Oscar hätte im Schlaf ge-

sabbert und wäre weder beim Essen noch beim Film wach geworden, sondern erst, als das Flugzeug landete und alle applaudierten.

Was ist los?, hatte er erschrocken gefragt.

Bleib locker, Mister. Das heißt nur, dass wir es geschafft haben.

Die niederschmetternde Hitze war unverändert, genau wie der fruchtbare tropische Duft, den er nie vergessen hatte und der in ihm stärkere Erinnerungen hervorrief als jede Madeleine, unverändert auch die verschmutzte Luft und die Tausende Roller und Autos und klapprigen Laster auf den Straßen und die Schwärme von fliegenden Händlern an jeder Ampel (richtig schwarz, bemerkte er, und seine Mutter meinte abfällig: Maldito haitianos) und die Menschen, die träge ohne Schutz vor der Sonne umherliefen, und die vorbeirasenden Busse, die von Passagieren so überquollen, dass es von außen wirkte, als würden sie eine Eillieferung Ersatzkörperteile zu einem fernen Krieg bringen, und der generell marode Zustand zahlreicher Gebäude, die Santo Domingo aussehen ließen, als würden sich verfallene, verkrüppelte Betongerippe hierher zurückziehen, um zu sterben - und der Hunger auf so manchem Kindergesicht, den darf man nicht vergessen -, aber an vielen Stellen schien auch auf den Ruinen des alten ein ganz neues Land zu entstehen: Es gab bessere Straßen und schönere Wagen und brandneue Luxusbusse mit Klimaanlage für die längeren Strecken nach Cibao und darüber hinaus und Fastfood-Läden aus den USA (Dunkin' Donuts und Burger King) und von der Insel, deren Namen und Logos er nicht kannte (Pollos Victorina und El Provocón No. 4) und überall Ampeln, die niemanden zu kümmern schienen. Und die größte Veränderung? Ein paar Jahre zuvor hatte La Inca ihr

ganzes Unternehmen nach La Capital verlagert - wir werden langsam zu groß nur Bani -, und jetzt besaß die Familie ein neues Haus in Mirador Norte und sechs Bäckereien in den Außenbezirken der Stadt. Wir sind capitaleiros, verkündete Oscars Cousin Pedro Pablo (der sie vom Flughafen abgeholt hatte) stolz.

Auch La Inca hatte sich seit Oscars letztem Besuch verändert. Sie hatte immer alterslos gewirkt, aber jetzt konnte er sehen, dass sie keine Galadriel war. Ihr Haar war beinahe vollkommen weiß, und auch wenn sie sich stets kerzengerade hielt, war ihre Haut doch von feinen Fältchen überzogen und sie konnte ohne ihre Brille kein Wort lesen. Sie war immer noch agil und stolz, und als sie ihn zum ersten Mal seit fast sieben Jahren sah, legte sie ihm die Hände auf die Schultern und sagte: Mi hijo, endlich bist du zu uns zurückgekehrt.

Hallo, Abuela. Dann sagte er unbeholfen: Bendición.

(Aber am rührendsten waren La Inca und seine Mutter.

Zuerst sagten sie nichts, dann schlug seine Mutter die Hände vor das Gesicht, brach zusammen und sagte mit Kleinstimmchen: Madre, ich bin nach Hause gekommen. Dann umarmten sie sich und weinten, Lola machte auch noch mit und Oscar, der nicht wusste, was er tun sollte, ging zu seinem Cousin Pedro Pablo, der ihr ganzes Gepäck vom Wagen in den patio de atrás brachte.)

Es war wirklich erstaunlich, wie viel von der DR er vergessen hatte: die kleinen Eidechsen überall und die Hahenschreie am Morgen, denen wenig später die Rufe der plataneros und des bacalao- Verkäufers und seines tío Carlos Moya folgten, der ihn am ersten Abend mit Brugal zum Abstürzen brachte und bei den Erinnerungen an Oscar und seine Schwester ganz rührselig wurde.

Vor allem aber hatte er vergessen, wie unglaublich schön dominikanische Frauen waren.

Oh Mann, meinte Lola.

Als er während der ersten Tage durch die Gegend fuhr, verrenkte er sich fast den Hals.

Ich bin im Himmel, schrieb er in sein Tagebuch.

Im Himmel? Sein Cousin Pedro Pablo saugte übertrieben verächtlich Luft ein. Esto aqui es un maldito *infernno*.

LEBENSZEUGNISSE EINES BRUDERS

Die Bilder, die Lola mit nach Hause brachte, zeigen Oscar, wie er hinten im Haus Octavia Butler liest, Oscar mit einer Flasche Presidente in der Hand am Malecón, Oscar am Kolombus-Leuchtturm, wo sich früher das halbe Villa Duarte erstreckte, Oscar mit Pedro Pablo in Villa Juana, wie sie Zündkerzen kaufen, Oscar, wie er in der La Conde einen Hut aufprobiert, Oscar neben einem burro in Bani, Oscar an der Seite seiner Schwester (sie in einem String-Bikini, der einem fast die Netzhaut wegätzt). Man erkennt sogar, dass er sich Mühe gibt. Er lächelt viel, auch wenn sein Blick Verwirrung verrät.

Außerdem, vielleicht ist es euch schon aufgefallen, trägt er seinen Fettsackmantel nicht mehr.

OSCAR WIRD HEIMISCH

Nach seiner ersten Woche zu Hause, nachdem seine Cousins ihm alles Mögliche gezeigt hatten, nachdem er sich einigermaßen an die Gluthitze gewöhnt hatte und daran, mor-

gens von Hahnenschreien geweckt und von allen Hmiscar genannt zu werden (so lautete sein dominikanischer Name; auch das hatte er vergessen), nachdem er dem Flüstern getrotzt hatte, das jeder nach langer Zeit als Immigrant in sich trägt, dem geflüsterten *du gehörst nicht hierher*, nach etwa fünfzig Clubs, in denen er, weil er weder Salsa noch Merengue oder Bachata tanzen konnte, herumgesessen und Presidentes getrunken hatte, während Lola und seine Cousins das Parkett zum Glühen brachten, nachdem er hundert Mal erklärt hatte, er sei nach der Geburt von seiner Schwester getrennt worden, nach ein paar ruhigen Vormittagen allein, an denen er geschrieben hatte, nachdem er sein ganzes Taxigeld Betdern gegeben hatte und seinen Cousin Pedro Pablo anrufen musste, damit der ihn abholte, nachdem er gesehen hatte, wie Siebenjährige ohne Hemd und ohne Schuhe sich um die Reste stritten, die er in einem Straßencafe auf dem Teller gelassen hatte, nachdem seine Mutter sie alle in die Zona Colonial zum Essen eingeladen hatte, wo die Kellner ihren Tisch immer wieder misstrauisch beäugten (Pass auf, Mom, die glauben bestimmt, du wärst Haitianerin, sagte Lola - La unica haitiana aqui eres tÜ, mi amor, lautete die Antwort), nachdem eine ausgemergelte vieja seine Hände ergriffen und ihn um einen Penny angefleht und seine Schwester gesagt hatte: Wenn du glaubst, das ist schlimm, solltest du dir mal die bateys ansehen; nachdem er einen Tag in Bani (wo La Inca aufgewachsen war) verbracht, ein Plumpsklo benutzt und sich den Hintern mit einem Maiskolben abgewischt hatte - na, da kommt Freude auf, schrieb er in sein Tagebuch -, nachdem er sich halbwegs an das unwirkliche Spektakel gewöhnt hatte, aus dem das Leben in der Hauptstadt bestand - an die guaguas~ die Polizisten, die unfassbare Armut, die Dunkin' Donuts, die Betder, die Hai-

tianer, die auf Kreuzungen geröstete Erdnüsse verkauften, die unfassbare Armut, die Touristenarschlöcher, die alle Strände mit Beschlag belegten, die Telenovela Xica da Silva, deren Hauptdarstellerin sich alle fünf Sekunden auszog und von der Lola und seine Cousinen total angefIXt waren, die Nachmittagsspaziergänge auf der Conde, die unfassbare Armut, das Gewirr aus Straßen und rostigen Blechhütten, das die barrios populares ausmachte, die Ströme aus Niggern, durch die er jeden Tag watete, und die ihn umrissen, wenn er stehen blieb, die dünnen Wachmänner mit ihren Schrotflinten vor den Geschäften, die Musik, die dreckigen Witze auf der Straße, die unfassbare Armut, daran, vom Gewicht vier weiterer Fahrgäste in die Ecke eines conchos gequetscht zu werden, an die Musik, die neuen Tunnel, die in den Bauitboden führten, die Schilder, die Eselskarren den Zugang zu diesen Tunneln verboten -, nachdem er nach Boca Chica und Villa Mella gefahren war und so viel chicharrones gegessen hatte, dass er sich am Straßenrand übergeben musste na, da kommt Freude auf, meinte sein do Rudolfo -, nachdem sein tio Carlos Moya mit ihm geschimpft hatte, weil er so lange weggeblieben war, nachdem seine abuela mit ihm geschimpft hatte, weil er so lange weggeblieben war, nachdem seine Cousins mit ihm geschimpft hatten, weil er so lange weggeblieben war, nachdem er wieder die unvergessliche Schönheit Cibaos gesehen und die Geschichten über seine Mutter gehört hatte, nachdem er aufgehört hatte, sich über die politischen Plakate zu wundern, die jede Wand zukleisterten - ladrones, einer wie der andere, verkündete seine Mutter -, nachdem sein tio, den man in Balaguers Amtszeit gefoltert hatte und der jetzt nicht mehr ganz richtig im Kopf war, vorbeigeschaut und mit Carlos Moya hitzig über Politik diskutiert hatte (wonach sich beide betranken), nachdem er

sich in Boca Chica den ersten Sonnenbrand geholt hatte und im Karibischen Meer geschwommen war, nachdem sein tio Rudolfo ihn mit mamajuana de marisco abgefüllt hatte, nachdem er gesehen hatte, wie Haitianer aus einem guagua geworfen wurden, weil ein paar Nigger fanden, sie würden »riechen«, nachdem ihn die bellezas überall fast verrückt gemacht hatten, nachdem er seiner Mutter geholfen hatte, zwei neue Klimaanlage einzubauen und sich dabei so übel die Finger gequetscht hatte, dass unter einen Nagel dunkles Blut sickerte, nachdem er alle mitgebrachten Geschenke entsprechend verteilt und Lola ihm ihren Freund aus Teenagerzeiten vorgestellt hatte, der jetzt ebenfalls capitaleno war, nachdem er Bilder von Lola in der Uniform ihrer Privatschule gesehen hatte, als hochaufgeschossene muchacha mit einem Blick zum Steinerweichen, nachdem er Blumen nur das Grab des besten Angestellten seiner abuela gekauft hatte, der sich um ihn gekümmert hatte, als er klein war, nachdem er so schlimmen Durchfall hatte, dass ihm vor jeder Entladung das Wasser in den Mund schoss, nachdem er mit seiner Schwester alle popeligen Museen der Hauptstadt besucht und aufgehört hatte, sich darüber zu ärgern, dass ihn alle gordo (oder noch schlimmer: gringo) nannten, nachdem man ihm nur fast alles, was er kaufen wollte, zu viel abgeknöpft hatte, nachdem La Inca beinahe jeden Morgen nur ihn gebetet hatte, nachdem er sich erkältet hatte, weil seine abuela die Klimaanlage in seinem Zimmer zu hoch eingestellt hatte, da beschloss er plötzlich und ohne Vorwarnung, den Rest des Sommers mit seiner Mutter und seinem tio auf der Insel zu verbringen. Und nicht mit Lola nach Hause zu fahren. Die Entscheidung fiel nur ihm eines Abends am Malecón, während er auf das Meer blickte. Was erwartet mich denn in Paterson?, fragte er. In diesem Sommer unterrichte-

te er nicht, und er hatte all seine Notizbücher mitgenommen. Klingt doch gut, meinte seine Schwester. Du brauchst ein bisschen Zeit in der patria. Vielleicht findest du sogar eine nette campesina. Die Entscheidung fühlte sich richtig an. Sie half, seinen Kopf und sein Herz von der Schwermut zu befreien, die sie in den letzten Monaten erfüllt hatte. Seine Mutter war alles andere als begeistert, aber La Inca brachte sie mit einer Geste zum Schweigen. Hijo, du kannst dein ganzes Leben lang hierbleiben. (Aber es kam ihm doch komisch vor, dass er sich direkt danach ein Kruzifix umhängen musste.)

Nachdem Lola also in die Staaten zurückgefliegen war (Pass gut auf dich auf, Mister) und sich die Panik und Freude über seine Rückkehr gelegt hatten, nachdem er sich in Abuelas Haus, dem Haus, das durch die Diaspora entstanden war, eingerichtet und versucht hatte herauszufinden, was er den restlichen Sommer über ohne Lola anstellen sollte, nachdem seine Träumerei über eine Freundin von der Insel wie ein halb vergessener Scherz wirkte - wem zum Teufel hatte er was vorgemacht? Er konnte nicht tanzen, hatte keine Kohle, keine coolen Klamotten, kein Selbstbewusstsein, sah nicht gut aus, kam nicht aus Europa und würde im Leben kein Mädchen von der Insel vögeln -, nachdem er eine Woche lang geschrieben und (ironischerweise) das Angebot seiner Cousins, ihn in einen Puff mitzunehmen, etwa flinzig Mal abgelehnt hatte, verliebte Oscar sich in eine halbpensionierte puta.

Sie hieß Ybon Pimentel. Für Oscar war sie der Beginn seines *wahren* Lebens.

Sie wohnte zwei Häuser weiter und war ebenso wie die de Leons neu in Mirador Norte. (Oscars Mom hatte sich ihr Haus mit Doppelschichten bei ihren zwei Jobs erarbeitet. Ybon hatte für ihres ebenfalls Doppelschichten geschoben, allerdings in einem Fenster in Amsterdam.) Sie gehörte zu diesen goldhäutigen mulatas, die man in der Karibik auf Französisch chabines nennt und die meine Jungs als chicas de oro bezeichnen; sie hatte einen kriegerischen Haarwust, kupferne Augen und war einen weißen Vorfahr von einer jabao entfernt.

Zuerst dachte Oscar, diese winzige Schönheit mit kleinem Bäuchlein, die immer auf hohen Hacken zu ihrem Pathfinder stöckelte, sei nur zu Besuch dort. (Sie wirkte nicht wie die Mochtegernamerikaner der Nuevo Mundo aus der Nachbarschaft.) Beide Male, als Oscar sie zufällig traf wenn er Schreibpausen einlegte, ging er in den heißen, öden Sackgassen spazieren oder setzte sich ins Cafe um die Ecke -, lächelte sie ihn an. Und als sie sich das dritte Mal sahen - hier, Leute, nehmen die Wunder ihren Anfang -, setzte sie sich an seinen Tisch und fragte: Was liest du da? Zuerst begriff er nicht, was da vor sich ging, dann wurde ihm klar: *Großer Gott!* Eine Frau sprach mit ihm! (Dieser Schicksalswandel war beispiellos, so als hätte sich sein mickriger Lebensfaden aus Versehen mit dem eines cooleren, glücklicheren Typen verheddert.) Wie sich zeigte, kannte Ybon seine abuela und nahm sie im Auto mit, wenn Carlos Moya Waren auslieferte. Du bist der Junge auf den Fotos, sagte sie mit verschmitztem Lächeln. Da war ich noch klein, verteidigte er sich. Außerdem war das, bevor der Krieg mich verändert hat. Sie lachte nicht. Das wird es wohl sein. Na ja,

ich muss dann wieder los. Schnell die Sonnenbrille aufgesetzt, Hintern hoch und schon verschwand die belleza. Oscars Erektion folgte ihr wie eine Wünschelrute.

Ybon hatte vor vielen Jahren die UASD besucht, aber sie war keine Collegestudentin, sie hatte Fältchen um die Augen und wirkte zumindest auf Oscar wahnsinnig offen, wahnsinnig weltgewandt und strahlte wie viele scharfe Frauen mittleren Alters ganz mühelos eine Aura aus, bei der es Männern die Hosen auszog. Als sie sich das nächste Mal vor ihrem Haus trafen (er hatte nach ihr Ausschau gehalten), sagte sie auf Englisch: Guten Morgen, Mr de Leon. Wie geht es Ihnen? Mir geht es gut, antwortete er. Und Ihnen? Sie strahlte. Mir geht es gut, danke. Er wusste nicht, was er mit seinen Händen anstellen sollte, also verschränkte er sie hinter dem Rücken wie ein schwermütiger Pfarrer. Einen Augenblick lang war da nichts, dann schloss sie ihr Tor auf und er sagte verzweifelt: Es ist sehr heiß. Ay si, sagte sie. Und ich dachte schon, das wären nur meine Wechseljahre. Dann warf sie ihm einen Blick über die Schulter zu; vielleicht machte diese seltsame Gestalt, die sie gar nicht recht ansehen mochte, sie neugierig, vielleicht erkannte sie auch, wie verschossen er in sie war, und wollte großzügig sein, jedenfalls sagte sie: Komm rein. Ich mache dir etwas zu trinken.

Die casa war beinahe leer - das Haus seiner abuela war schon spärlich eingerichtet, aber das hier war nochmal eine ganz andere Kiste - ich hatte noch nicht genug Zeit, um richtig einzuziehen, sagte sie leichthin -, und weil es außer einem Küchentisch, einem Stuhl, einer Kommode, einem Bett und einem Fernseher keine Möbel gab, mussten sie sich auf das Bett setzen. (Oscar erspähte einige Astrologiebücher unter dem Bett und eine Sammlung von Paulo Coelho's Romanen. Sie folgte seinem Blick und sagte lächelnd: Paulo

Coelho hat mir das Leben gerettet.) Sie gab ihm ein Bier, nahm selbst einen doppelten Scotch, dann erfreute sie ihn die nächsten sechs Stunden lang mit Geschichten aus ihrem Leben. Man merkte, dass sie lange mit niemandem geredet hatte. Oscar konnte nur nicken und versuchen zu lachen, wenn sie lachte. Die ganze Zeit über war er schweißgebadet. Er überlegte, ob der richtige Moment gekommen war, etwas zu unternehmen. Erst mitten in ihrer Unterhaltung wurde Oscar schlagartig klar, dass der Job, von dem sie so ausführlich erzählte, die Prostitution war. Wieder dachte er: *Größer Gott!* Obwohl putas zu den Exportschlagern Santo Domingos gehörten, hatte Oscar noch nie das Haus einer Hure betreten.

Durch das Schlafzimmerfenster sah er seine abuela auf dem Rasen vor ihrem Haus stehen und nach ihm suchen. Er wollte das Fenster hochschieben und ihr zurufen, aber Ybon gestattete keine Unterbrechungen.

Ybon war ein sehr, sehr schräger Vogel. Sie redete zwar viel und wirkte so unkompliziert, dass ein Mann in ihrer Gegenwart leicht entspannen konnte, aber sie hatte auch etwas Distanziertes an sich, als wäre sie (in Oscars Worten) eine gestrandete außerirdische Prinzessin, die zum Teil in einer anderen Dimension existierte; die Art Frau, die man, so cool sie auch war, zu schnell vergaß und die sich dieser Eigenschaft dankbar bewusst war, so als würde sie die kurz aufflackernde Aufmerksamkeit der Männer genießen, aber nichts Dauerhaftes wollen. Es schien ihr nichts auszumachen, das Mädchen zu sein, das man alle paar Monate abends um elf anrief und fragte, was sie »grade so machte«. Mit diesem Maß an Beziehung konnte sie umgehen. Sie erinnerte mich an die morir-vivir-Pflanzen, mit denen wir als Kinder gespielt haben, nur umgekehrt.

Ihr Jedi-Gedankentrick zog allerdings bei Oscar nicht. Was Frauen anging, besaß er einen Geist wie ein Yogi. Er sprang auf sie an und dabei blieb es. Als er dann abends ihr Haus verließ und durch die Millionen von Kampfmoskitos zurückging, war er verloren.

(Machte es da was, dass Ybon nach dem vierten Drink anfing, ihr Spanisch mit italienischen Wörtern zu durchsetzen oder dass sie fast der Länge nach hinschlug, als sie ihn zur Tür brachte? Natürlich nicht!)

Er war verliebt.

Seine Mutter und seine abuela empfingen ihn an der Tür; entschuldigt das Klischee, aber beide trugen Lockenwickler und konnten seine sinvergüenceria nicht fassen. Weißt du eigentlich, dass diese Frau eine PUTA ist? Weißt du, womit sie ihr Haus bezahlt hat? CON CULEAR!

Im ersten Moment überrumpelte ihn ihre Wut, aber dann fasste er sich und schimpfte zurück: Und wisst ihr eigentlich, dass ihre Tante RICHTERIN war? Wisst ihr, dass ihr Vater für die TELEFONGESELLSCHAFT gearbeitet hat?

Wenn du eine Frau willst, besorg ich dir eine gute Frau, sagte seine Mutter, wobei sie wütend aus dem Fenster starrte. Aber diese puta wird dir nur dein Geld abknöpfen.

Von dir brauch ich keine Hilfe. Und sie ist keine puta.

La Inca bedachte ihn mit ihrem Blick der Unglaublichen Macht. Hijo, gehorch deiner Mutter.

Einen Augenblick lang hätte er es fast getan. Beide Frauen richteten ihre ganze Energie auf ihn, und dann schmeckte er das Bier auf seinen Lippen und schüttelte den Kopf.

Sein tio Rudolfo, der sich im Fernsehen ein Spiel ansah, rief im gleichen Moment in seiner besten Grandpa-Simpson-Stimme: Prostituierte haben mein Leben ruiniert.

Weitere Wunder. Als Oscar am nächsten Morgen auf-

wachte, war sein Herz in gewaltigem Aufruhr, und obwohl er am liebsten rüber zu Ybon gelaufen wäre und sich an ihr Bett gekettet hätte, tat er es nicht. Er wusste, dass er es lenkender angehen musste, dass er sein verrücktes Herz im Zaum halten musste, sonst würde er es vermasseln. Was es auch immer sein mochte. Natürlich spielte er im Kopf wilde Phantasien durch. Was glaubt ihr denn? Er war ein gar nicht so fetter Fettsack, der noch nie ein Mädchen geküsst, noch nie mit einem im Bett gelegen hatte, und jetzt wedelte das Schicksal mit einer wunderschönen puta vor seiner Nase herum. Ybon, da war er sich sicher, bildete den allerletzten Versuch der Höheren Mächte, ihn zurück auf den rechten Pfad dominikanischer Männlichkeit zu führen. Wenn er es vermasselte, tja, dann hieß es für ihn zurück zu *Vi/lains and Vigilantes*. Das ist es, sagte er sich. Seine Chance auf den Sieg. Er beschloss, die älteste Karte auszuspielen. Er wartete. Also schlich er einen ganzen Tag lang trübselig durchs Haus, versuchte zu schreiben, aber ohne Erfolg, und sah sich eine Comedysendung an, in der schwarze Dominikaner in Grasröckchen weiße Dominikaner in Safarianzügen in Kannibalenkochtöpfe steckten und dann alle laut überlegten, wo ihr bischocho war. Gruselig. Bis zum Mittag hatte er Dolores, eine achtunddreißigjährige, stark vernarbte »muchacha«, die für die Familie kochte und putzte, fast wahnsinnig gemacht.

Am nächsten Tag zog er sich gegen ein Uhr ein sauberes chacabana an und schwendete rüber zu ihrem Haus. (Na ja, er trottete.) Draußen parkte Kühler an Kühler mit ihrem Pathfinder ein roter Jeep. Mit einem Nummernschild der Polida Nacional. Er stand vor ihrem Tor, während die Sonne auf ihn niederknallte. Kam sich vor wie ein Idiot. Natürlich war sie verheiratet. Natürlich hatte sie Liebhaber. Sein

Optimismus, dieser aufgeblähte Rote Riese, fiel in sich zusammen zu einem zerstörerischen Kern aus Schwermut, aus der es kein Entkommen gab. Das hielt ihn nicht davon ab, am nächsten Tag wieder hinzugehen, aber da war niemand zu Hause, und bis er sie drei Tage später wiedersah, kam er allmählich zu der Überzeugung, sie wäre auf die Forerunner-Welt zurückgekehrt, der sie entsprungen war. Wo warst du?, fragte er und versuchte, nicht so jämmerlich zu klingen, wie er sich fühlte. Ich hab schon gedacht, du wärst vielleicht in der Badewanne ausgerutscht oder so was. Sie lächelte und wackelte leicht mit dem Hintern. Ich halte die patria in Schuss, mi amor.

Er hatte sie vor dem Fernseher erwischt, wo sie in Jogginghose und einer Art Neckholder Aerobicübungen machte. Es fiel ihm schwer, sie nicht anzustarren. Als sie ihm die Tür geöffnet hatte, hatte sie gerufen: Oscar, querido! Komm rein! Komm rein!

ANMERKUNG DES AUTORS

Ich weiß, was die negros sagen werden. Schaut mal, jetzt schreibt er tropische Vorstadtidyllen. Eine puta, die kein minderjähriges, sniefendes Drogenwrack ist? Völlig unglaubwürdig. Soll ich runter zur Feria gehen und ein typischeres Exemplar aussuchen? Wäre es euch lieber, wenn ich aus Yb6n eine andere puta machte, die ich kenne, wenn ich aus ihr Jahyra machte, eine befreundete Nachbarin in Villa Juana, die immer noch in einem dieser altmodischen rosafarbenen Holzhäuser mit Zinkdach wohnt? Jahyra war der Inbegriff der karibischen puta, teils hübsch, teils weniger hübsch, mit fünfzehn von zu Hause abgehauen, hatte in Cu-

racao, Madrid, Amsterdam und Rom gelebt, zwei Kinder bekommen und sich mit sechzehn in Madrid die Brüste riesig aufpolstern lassen, sodass sie größer waren als die von Luba in *Love and Rackets* (aber nicht so groß wie Belis), und sie behauptete stolz, mit Hilfe ihres aparatos hätte sie in der Heimatstadt ihrer Mutter die Hälfte der Straßen pflastern lassen. Wäre es euch lieber, wenn Oscar Ybon in der weltberühmten lavacarro getroffen hätte, in der Jahyra an sechs Tagen in der Woche arbeitet und wo ein Kerl sich - wie unglaublich bequem - nicht nur die Kotflügel, sondern auch den Ständer polieren lassen kann, während er wartet? Wäre euch das lieber? Ja?

Aber dann würde ich lügen. Ich weiß, dass ich eine Menge Fantasy und Sci-Fi untergemischt habe, aber das hier soll der *wahre* Bericht über das kurze wundersame Leben des Oscar Wao werden. Können wir nicht einfach glauben, dass eine Ybon möglich ist und ein Typ wie Oscar nach dreiundzwanzig Jahren ein bisschen Glück verdient hat?

Das ist eure Chance. Mit der blauen Pille geht es weiter. Mit der roten Pille geht es zurück in die Matrix.

DAS MÄDCHEN AUS SABANA IGLESIA

Auf den Fotos der beiden sieht Ybon jung aus. Das m~chen ihr Lächeln und ihre Art, für jedes Foto den Körper durchzustrecken, als würde sie sich der Welt präsentieren, als würde sie sagen: Ta-daa, hier bin ich, ob es euch gefällt oder nicht. Sie zog sich auch jung an, aber sie war gestandene sechsunndreißig, ein perfektes Alter für jede Frau, außer für eine Stripperin. Auf den Nahaufnahmen erkennt man Krähenfüße, und sie beklagte sich ständig über ihr kleines

Bäuchlein und darüber, dass ihre Brüste und ihr Hintern allmählich schlaff wurden, weswegen sie, wie sie sagte, an fünf Tagen die Woche ins Fitnessstudio gehen musste. Mit sechzehn bekommt man einen solchen Körper geschenkt, mit vierzig - pffft! - wird er zur Vollzeitbeschäftigung. Als Oscar sie das dritte Mal besuchte, kippte Ybon wieder doppelte Scotchs, dann holte sie ihr Fotoalbum aus dem Schrank und zeigte ihm Bilder von sich mit sechzehn, siebzehn, achtzehn, immer am Strand, immer mit einem achtziger-JahreBikini, immer mit wilder Mähne, einem Lächeln und einem äldichen Bleichgesicht im Arm. Als Oscar diese alten, haarigen blancos sah, spürte er unwillkürlich Hoffnung in sich aufsteigen. (Lass mich raten - das waren deine Onkel?) Am unteren Rand jedes Fotos waren Datum und Ort vermerkt, so konnte er Ybons Weg als puta durch Italien, Portugal und Spanien verfolgen. Damals war ich wirklich schön, sagte sie wehmütig. Das stimmte, mit ihrem Lächeln hätte sie eine Sonne überstrahlt, aber Oscar fand sie jetzt nicht weniger hübsch, in seinen Augen unterstrichen die zarten Spuren der Zeit nur ihren Glanz (wie ein letztes Aufstrahlen vor dem Verglühen), und das sagte er ihr auch.

Du bist ja süß, mi amor. Sie stürzte noch einen Doppelten hinunter und fragte mit rauer Stimme: Welches Sternzeichen bist du?

Oscar wurde richtig liebeskrank. Er schrieb nicht mehr und ging fast jeden Tag rüber zu ihrem Haus, selbst wenn er wusste, dass sie arbeitete, nur für den Fall, dass sie krank geworden war oder beschlossen hatte, den Job hinzuschmeißen, damit sie ihn heiraten konnte. Die Tore seines Herzens hatten sich geöffnet und er fühlte sich leichtfüßig, schwerelos, *geschmeidig*. Seine abuela ging ihm ständig auf die Nerven und meinte, nicht einmal Gott würde eine puta lieben.

Sein tio lachte. Stimmt, aber Gott *liebt* putos, das weiß doch jeder. Sein tio war offenbar begeistert, dass sein Neffe kein pajaro mehr war. Ich kann's kaum glauben, sagte er stolz. Aus dem palomo ist endlich ein Mann geworden. Er würgte Oscar mit dem patentierten Niggerkillergriff der Polizei von New Jersey. Wann ist es passiert? Auf das Datum will ich zu Hause wetten.

Und weiter geht's: Oscar und Ybon in ihrem Haus, Oscar und Ybon im Kino, Oscar und Ybon am Strand. Ybon redete wie ein Wasserfall, Oscar brachte die eine oder andere Bemerkung unter. Sie erzählte ihm von ihren Söhnen Sterling und Perfecto, die bei ihren Großeltern in Puerto Rico lebten und die sie nur in den Ferien sah. (Während der ganzen Zeit in Europa kannten sie von Ybon nicht mehr als ihre Fotos und ihr Geld, und als sie endlich auf die Insel zurückkehrte, waren die beiden schon große Jungs, und Ybon brachte es nicht übers Herz, sie der einzigen Familie zu entreißen, die sie kannten. Ich hätte dabei die Augen verdreht, aber Oscar kaufte ihr die Geschichte voll ab.) Sie erzählte ihm von ihren beiden Abtreibungen, von ihrer Zeit im Madrider Gefängnis und davon, wie schwer es war, den eigenen Arsch zu verkaufen, und fragte: Kann etwas gleichzeitig unmöglich und nicht unmöglich sein? Sie erzählte, ohne die Englischkurse an der UASD wäre es ihr wahrscheinlich viel schlechter ergangen. Sie erzählte von der Reise nach Berlin, die sie mit einer Freundin aus Brasilien, einer umoperierten Transe, unternommen hatte, und den Zügen, die manchmal so langsam fahren, dass man eine Blume neben den Gleisen hätte pflücken können, ohne die Nachbarblumen zu stören. Sie erzählte von ihrem dominikanischen Freund, dem capitán, und ihren ausländischen Freunden, den drei benditos aus Ita-

lien, Deutschland und Kanada, die sie immer in unterschiedlichen Monaten besuchten. Du kannst von Glück sagen, dass sie alle Familien haben, meinte sie. Sonst hätte ich den ganzen Sommer lang *gearbeitet*. (Er hätte sie gerne gebeten, nicht von diesen Kerlen zu erzählen, aber dann hätte sie bloß gelacht. Also sagte er nur: Ich hätte ihnen La Zurza zeigen können, da mögen sie Touristen besonders gerne, und sie lachte und meinte, er solle nicht gemein werden.) Dafür erzählte er, wie er einmal mit seinen vertrottelten Collegekumpeln nach Wisconsin zu einer Spieleconvention gefahren war; das war seine einzige größere Reise, und sie hatten in einem Winnebago-Reservat gecampft und mit den Indianern dort ein paar Pabst getrunken. Er erzählte, wie sehr er seine Schwester Lola liebte und von dem, was ihr passiert war. Er erzählte von seinem Selbstmordversuch. Das war das einzige Mal, dass Ybon nichts sagte. Stattdessen goss sie ihnen beiden Drinks ein und hob ihr Glas. Salud!

Sie sprachen nie darüber, wie viel Zeit sie miteinander verbrachten. Vielleicht sollten wir heiraten, sagte er einmal, nicht im Scherz, und sie antwortete: Ich wäre eine lausige Ehefrau. Er war so häufig bei ihr, dass er sogar ein paarmal ihre berüchtigten »Launen« mitbekam, bei denen ihr Anteil Alienprinzessin das Kommando übernahm und sie ganz kalt und verschlossen wurde; einmal nannte sie ihn einen idiota americano, weil er sein, Bier verschüttet hatte. An solchen Tagen öffnete sie die Tür, warf sich aufs Bett und tat gar nichts. Es war nicht einfach in ihrer Nähe, aber er sagte dann Sachen wie: He, ich habe gehört, dass Jesus unten an der Plaza Central Kondome verteilt, oder er überredete sie, sich mit ihm einen Film anzugucken, und wenn sie dann rausgingen und im Kino saßen, schien das die Alienprinzessin ein Stück weit im Zaum zu halten. Danach wurde sie

etwas umgänglicher; sie lud ihn dann in ein italienisches Restaurant ein, und egal, wie sehr sich ihre Laune gebessert hatte, bestand sie immer darauf, sich hemmungslos zu betrinken. Und zwar so übel, dass er sie in den Wagen setzen und durch eine Stadt nach Hause fahren musste, die er nicht kannte. (Schon bald kam er auf einen wunderbaren Trick: Er rief Clives an, den missionarischen Taxista, den seine Familie immer bestellte, und fuhr ihm dann einfach nach Hause nach.) Wenn er sie fuhr, legte sie den Kopf in seinen Schoß und erzählte ihm etwas, manchmal auf Italienisch, manchmal auf Spanisch, manchmal davon, wie sich die Frauen im Gefängnis gegenseitig verprügelt hatten, manchmal romantische Sachen, und ihren Mund so nahe an seinen Eiern zu wissen war schöner, als man sich vorstellen kann.

LA INCA SPRICHT

Er hat erzählt, er hätte sie auf der Straße getroffen, aber das stimmt nicht. Seine Cousins, los idiotas, haben ihn in einen Nachtclub mitgenommen, da hat er sie zuerst gesehen. Und da war es auch, donde ella se metió por sus ojos.

YBONS WORTE, WIEDERGEGEBEN VON OSCAR

Ich wollte nie nach Santo Domingo zurück. Aber als ich aus dem Knast kam, konnte ich bei einigen Leuten meine Schulden nicht bezahlen, außerdem war meine Mutter krank, also kam ich doch zurück.

Am Anfang war es nicht leicht. Wenn man einmal fuera war, kommt einem Santo Domingo wie der kleinste Ort

der Welt vor. Aber wenn ich bei meinen Reisen eins gelernt habe, dann, dass man sich an alles gewöhnen kann. Sogar an Santo Domingo.

WAS SICH NIE ÄNDERT

Ja, klar, sie kamen sich nahe, aber wieder müssen wir die schwere Frage stellen: Haben sie sich in ihrem Pathfinder je geküsst? Hat er ihr jemals eine Hand unter den superkurzen Rock geschoben? Hat sie sich je an ihn gedrängt und mit kehliger Stimme seinen Namen geflüstert? Hat er ihr je über die apokalyptische Haarmähne gestrichen, während sie ihm einen blies? Haben sie jemals gevögelt?

Natürlich nicht. Auch Wunder haben ihre Grenzen. Er hielt nach den Zeichen Ausschau, nach den Zeichen, die ihm verraten würden, dass sie ihn liebte. Er ahnte allmählich, dass es diesen Sommer nicht so weit kommen würde, aber er plante, zu Thanksgiving zurückzukommen, und auch zu Weihnachten. Als er ihr davon erzählte, sah sie ihn seltsam an und sagte nur ein wenig traurig seinen Namen: Oscar.

Sie mochte ihn, das war offensichtlich, es gefiel ihr, wenn er sein verrücktes Zeug erzählte, wenn er etwas Neues anstarrte, als könnte es von einem anderen Planeten stammen (etwa das eine Mal, als sie ihn im Badezimmer dabei erwischte, wie er ihren Bimsstein anstarrte - Was zum Teufel ist *das* für ein eigenartiges Mineral?, fragte er). Oscar hatte den Eindruck, er gehörte zu ihren wenigen echten Freunden. Abgesehen von ihren Liebhabern aus dem In- und Ausland, ihrer Schwester, die als Psychiaterin in San Cristóbal arbeitete, und ihrer kränklichen Mutter in Sabana Iglesia wirkt~ ihr Leben so karg wie ihr Haus.

Keinen Ballast, lautete ihre einzige Bemerkung über das Haus, als er vorschwug, er könnte ihr eine Lampe oder etwas anderes kaufen, und er nahm an, dass sie das Gleiche über ihre wenigen Freunde gesagt hätte. Aber er wusste, dass er nicht ihr einziger Besucher war. Einmal fand er drei leere Kondomverpackungen neben ihrem Bett auf dem Boden und fragte: Hast du Probleme mit einem Inkubus? Sie lächelte schamlos. Der Kerl findet einfach kein Ende.

Armer Oscar. Nachts träumte er, sein Raumschiff, die *Hijo de Sacrificio*, wäre zwar unterwegs, würde aber mit Lichtgeschwindigkeit auf die Ana-Obregon- Barriere zusteuern.

OSCAR AM RUBIKON

Anfang August erwähnte Ybon ihren Freund, den capitán, immer häufiger. Offenbar hatte er von Oscar gehört und wollte ihn kennenlernen. Er ist total eifersüchtig, sagte Ybon matt. Dann mach ein Treffen für uns aus, sagte Oscar. Männer fühlen sich immer besser, wenn sie mich gesehen haben. Ich weiß nicht, meinte Ybon. Vielleicht sollten wir nicht so viel Zeit miteinander verbringen. Solltest du dir nicht lieber eine Freundin suchen?

Ich habe eine, sagte er. Sie ist die Freundin meines Geistes.

Ein eifersüchtiger Dritte-Weit-Polizist? Vielleicht sollten wir nicht so viel Zeit miteinander verbringen? Jeder andere Nigger hätte einen Scooby-Doo mit Spätzündung hingelegt - Eeuooorr? - und sich gründlich überlegt, auch nur einen Tag länger in Santo Domingo zu bleiben. Von dem capitán zu hören deprimierte ihn nur, ebenso wie der Mist

darüber, weniger Zeit mit Yb6n zu verbringen. Dabei kam er gar nicht auf den Gedanken, dass ein dominikanischer Bu1le, der einen treffen wollte, nicht gerade davon sprach, einem Blumen zu schenken.

Kurz nach dem Zwischenfall mit den Kondomverpackungen wachte Oscar nachts in seinem zu stark klimatisierten Zimmer auf und erkannte mit ungewohnter Deudichkeit, dass es ablief wie gehabt. Und wenn es so weiterlief, würde ihn wieder ein Mädchen so irre machen, dass er nicht mehr denken konnte. Wieder würden schlimme Sachen passieren. Du machst am besten gleich Schluss dami~, sagte er sich. Dabei war ihm kristallklar, dass er nicht Schluss machen würde. Er liebte Yb6n. (Und Liebe war für den Kleinen ein Geas, den er weder abschütteln noch leugnen konnte.) Am Abend zuvor hatte sie sich so betrunken, dass er ihr ins Bett helfen musste, und die ganze Zeit über sagte sie: Mein Gott, Oscar, wir müssen vorsichtig sein. Aber sobald sie auf die Matratze fiel, fing sie an, sich aus ihren Kleidern zu winden, ohne auf ihn zu achten; er versuchte nicht hinzusehen, bis sie unter der Decke lag, aber was er sah, brannte sich in seine Netzhaut. Als er gehen wollte, setzte sie sich auf, die Brust vollkommen und wunderbar nackt. Geh noch nicht. Warte, bis ich schlafe. Er legte sich neben sie auf die Decke und ging erst nach Hause, als es draußen langsam hell wurde. Er hatte ihren wunderschönen Busen gesehen und wusste, dass es viel zu spät war, um zu packen und nach Hause zu fahren, wie diese Stimmen ihm zuflüsterten, viel zu spät.

LETZTE CHANCE

Zwei Tage später kam Oscar dazu, als sein tio die Haustür begutachtete. Was ist los? Sein tio zeigte ihm die Tür und deutete auf die Betonwand am anderen Ende des Flurs. Ich glaube, letzte Nacht hat jemand auf unser Haus geschossen. Er war stinkwütend. Beschissene Dominikaner. Die haben wahrscheinlich die ganze Gegend vollgeballert. Wir haben Glück, dass wir noch leben.

Seine Mutter bohrte den Finger in das Einschussloch. Glück haben sieht anders aus. Das finde ich auch, sagte La Inca und starrte Oscar an. Eine Sekunde lang spürte Oscar ein merkwürdiges Ziehen im Hinterkopf, das andere vielleicht Instinkt genannt hätten, aber statt sich hinzuhocken und sich das genauer anzusehen, sagte er: Wahrscheinlich haben wir es wegen der ganzen Klimaanlageanlagen nicht gehört. Und dann ging er zu Ybon. Sie wollten an diesem Tag nach Duarte fahren.

OSCAR BEZIEHT PRÜGEL

Mitte August traf Oscar endlich den capitán. Aber er bekam auch seinen allerersten Kuss. Man könnte also sagen, dass dieser Tag sein Leben veränderte.

Ybon war wieder ins Koma gefallen (nachdem sie ihm einen langen Vortrag darüber gehalten hatte, sie müssten sich gegenseitig mehr »Raum« lassen; er hatte mit gesenktem Kopf zugehört und sich gefragt, warum sie dann beim Abendessen unbedingt seine Hand halten musste). Es war wahnsinnig spät geworden, und wie üblich war er im Pathfinder Clives gefolgt, als ein paar Polizisten vor ihnen Clives

durchließen, dann Oscar stoppten und ihn baten, doch bitte aus dem Fahrzeug zu steigen. Das ist nicht mein Wagen, erklärte er, er gehört ihr. Er deutete auf die schlafende Ybon. In Ordnung. Wenn Sie dann kurz rechts ranfahren könnten. Gerade, als er leicht besorgt den Wagen abstellte, setzte Ybon sich auf und starrte ihn mit ihren hellen Augen an. Weißt du, was ich jetzt will, Oscar?

Ich wage gar nicht zu fragen, sagte er.

Ich will, sagte sie und setzte sich zurecht, un beso.

Und bevor er etwas sagen konnte, küsste sie ihn auch schon.

Das erste Mal zu spüren, wie sich eine Frau an einen schmiegt - wer von uns könnte das je vergessen? Und der erste richtige Kuss - na ja, um ehrlich zu sein, kann ich mich an beides nicht mehr erinnern, aber Oscar würde es nie vergessen.

Zuerst konnte er es kaum glauben. Es passiert, es passiert wirklich! Ihre Lippen waren weich und üppig, ihre Zunge drängte in seinen Mund. Plötzlich war alles voller Licht, und er dachte: Das ist die nächste Ebene! Ich steige auuuf ... ! Aber dann merkte er, dass die beiden Zivilpolizisten, die ihn angehalten hatten - die aussahen, als wären sie auf einem Planeten mit hoher Schwerkraft aufgewachsen, und die wir der Einfachheit halber Solomon Grundy und Gorilla Grodd nennen wollen -, mit ihren Taschenlampen ins Auto leuchteten. Und wer stand hinter ihnen und betrachtete das Schauspiel im Wagen mit einem Ausdruck purer Mordlust? Natürlich der capitán. Ybons Freund!

Grodd und Grundy zerrten ihn aus dem Wagen. Und wehrte Ybon sich, wollte sie ihn festhalten? Beschwerste sie sich über die rüde Unterbrechung ihrer Knutscherei? Natürlich nicht. Die Gute wurde gleich wieder ohnmächtig.

Der capitán. Ein dürrer jabao in den Vierzigern, der neben seinem makellosen roten Jeep stand, gut angezogen mit langen Hosen, einem weißen Hemd ohne jede Falte und Schuhen so glänzend wie Skarabäen. Einer dieser großen, arroganten, harsch attraktiven Nigger, denen sich der Großteil des Planeten unterlegen fliht. Zudem einer dieser extrem bösen Männer, die nicht einmal die Postmoderne relativieren kann. Weil er während des Trujillato noch jung war, kam er nie mit der echten Macht in Berührung und verdiente sich erst während der Invasion durch Nordamerika seine Streifen. Ebenso wie mein Vater unterstützte er die amerikanischen Invasoren, und weil er methodisch und absolut gnadenlos gegen die Linken vorging, wurde er in die höchsten Ränge der Militärpolizei nicht nur befördert, sondern katapultiert. Unter dem Dämon Balaguer war er sehr beschäftigt. Schoss von Autorücksitzen aus auf sindicatos. Brannte die Häuser von Aktivisten nieder. Schlug Menschen das Gesicht mit Brechstangen ein. Die Zwölf Jahre waren fette Jahre für Männer wie ihn. 1974 drückte er den Kopf einer alten Frau so lange unter Wasser, bis sie starb (sie hatte ein paar Bauern in San Juan für den Kampf um ihre Landrechte mobilisieren wollen); 1977 spielte er mit dem Absatz seines Florsheims Maseltov auf der Kehle eines flinfzehnjährigen Jungen (noch ein kommunistischer Unruhestifter, um den es verdammt nochmal nicht schade war). Ich kenne diesen Typen gut. Er hat Verwandte in Q!leens, und jedes Jahr zu Weihnachten bringt er seinen Cousins ein paar Flaschen Johnny Walker Black mit. Seine Freunde nennen ihn Fito, und als er jung war, wollte er Anwalt werden, aber dann war er in die calieses-Szene geraten und hatte die ganze Anwaltsgeschichte vergessen.

Du bist also der Kerl aus New York. Als Oscar die Augen

des capitan sah, wusste er, dass er tief in der Scheiße steckte. Der capitan hatte nämlich auch engstehende Augen, seine allerdings waren blau und furchtbar. (Die Augen von Lee Van Cleef¹) Wäre Oscars Schließmuskel nicht so verdammt tapfer gewesen, wären die letzten drei Mahlzeiten einfach so aus ihm herausgeschossen.

Ich habe nichts gemacht, sagte Oscar ängstlich. Dann platzte er heraus: Ich bin amerikanischer Staatsbürger.

Der capitan verscheuchte einen Moskito. Das bin ich auch. Ich wurde in der Stadt Buffalo im Staat New York eingebürgert.

Ich hab mir einen Pass in Miami gekauft, sagte Gorilla Grodd. Ich nicht, beklagte sich Solomon Grundy. Ich habe nur ne Aufenthaltserlaubnis.

Bitte, Sie müssen mir glauben, ich habe wirklich nichts gemacht.

Der capitan lächelte. Der Wichser hatte sogar ErsteWelt-Zähne. Weißt du, wer ich bin?

Oscar nickte. Er war unerfahren, aber nicht dumm. Sie sind Ybons Exfreund.

Ich bin nicht ihr Ex-novio, du maldito parigüayo!, schrie der capitan; die Sehnen an seinem Hals stachen hervor wie eine Zeichnung von Kricfalusi.

Sie hat aber gesagt, Sie wären ihr Ex, beharrte Oscar.

Der capitan packte ihn bei der Kehle.

Das hat sie gesagt, wimmerte er.

Oscar hatte Glück; hätte er ausgesehen wie mein pana Pedro, der dominikanische Superman, oder wie mein Kumpel Benny, das Model, hätten sie ihn wahrscheinlich an Ort und Stelle erschossen. Aber weil er ein unansehnlicher Tölpel war, weil er wirklich wie ein maldito parigüayo aussah, der kein Glück im Leben hatte, gab der capitan ihm den Gol-

lum- Bonus Mitleid und verpasste ihm nur ein paar FaustscWäge. Oscar, der noch nie von einem militärisch ausgebildeten Erwachsenen »ein paar FaustscWäge« bekommen hatte, fühlte sich, als hätte ihn das komplette Backfield der Steelers um 1977 herum überrannt. Es verscWug ihm so übel den Atem, dass er ernsthaft dachte, er würde ersticken. Dann tauchte das Gesicht des capitän über seinem auf:

Wenn du meine mujer noch einmal anrührst, bringe ich dich um, parigüayo. Oscar konnte noch flüstern: Sie sind ihr Ex, bevor die Herren Grundy und Grodd ihn (mit einigen Schwierigkeiten) hochzogen, in ihren Camry stopften und losfuhren. Was Oscar als Letztes von Ybon sah? Wie der capitän sie an den Haaren aus dem Pathfinder zerrte.

Er versuchte, aus dem Wagen zu springen, aber Gorilla Grodd rammte ihn so hart mit dem Ellbogen, dass sein Kampfeswille ihn mit einem Schlag verließ.

Nacht in Santo Domingo. Natürlich Stromausfall. Nicht einmal der Leuchtturm funktionierte.

Wohin sie ihn brachten? Wohin wohl. In die Zuckerrohrfelder.

Wie war das mit der ewigen Wiederkehr? Oscar war so verwirrt und verängstigt, dass er sich in die Hose machte.

Kommst du nicht hier aus der Gegend?, fragte Grundy seinen dunkleren Kameraden.

Du dämlicher Schwanzlutscher, ich komm aus Puerto Plata.

Sicher? Ich finde, du siehst aus, als würdest du ein bisschen Französisch sprechen.

Auf der Fahrt versuchte Oscar, seine Stimme wiederzufinden, aber es gelang ihm nicht. Er war zu durcheinander. (Er hatte immer geglaubt, in so einer Situation würde sein geheimer Held hervorkommen und ein paar Knochen brechen, so

wie Jim Kelly, aber offenbar verputzte sein geheimer Held gerade irgendwo ein Stück Kuchen.) Alles schien so schnell zu gehen. Wie war das passiert? Wann hatte er etwas falsch gemacht? Er konnte es nicht glauben. Er würde sterben. Er versuchte, sich Ybon in ihrem fast durchsichtigen schwarzen Etuikleid bei der Beerdigung vorzustellen, aber er konnte es nicht. Er sah seine Mutter und La Inca am Grab stehen. Haben wir es dir nicht gesagt? Haben wir es nicht gesagt? Er sah Santo Domingo vorbeigleiten und fühlte sich unsagbar allein. Wie konnte das passieren? Noch dazu ihm? Er war langweilig, er war fett und er hatte solche Angst. Er dachte an seine Mutter, an seine Schwester, an die vielen Miniaturfiguren, die er noch nicht bemalt hatte, und fing an zu weinen. Sei mal schön ruhig, sagte Grundy, aber Oscar konnte nicht aufhören, nicht einmal, als er sich die Hände in den Mund stopfte.

Sie fuhren lange, dann endlich hielten sie plötzlich an. Bei den Zuckerrohrfeldern zerrten die Herren Grodd und Grundy Oscar aus dem Wagen. Sie öffneten den Kofferraum, aber die Batterien der Taschenlampe waren leer, deshalb mussten sie zurück zu einem colmado fahren, Batterien kaufen und wieder rausfahren. Während sie mit dem colmadero um den Preis feilschten, dachte Oscar daran zu fliehen~ aus dem Auto zu springen und schreiend die Straße hinunterzulaufen, aber er konnte es nicht. Furcht tötet das Bewusstsein, sagte er sich immer wieder, aber er konnte sich nicht dazu bringen zu handeln. Die Kerle hatten Pistolen! Er starrte hinaus in die Nacht und hoffte, ein paar US Marines würden vielleicht gerade einen Spaziergang machen, aber da war nur ein einsamer Mann, der auf einem Schaukelstuhl vor seinem verfallenen Haus saß, und einen Moment lang hätte Oscar schwören können, dass der Mann kein Ge-

sicht besaß, aber dann stiegen die Killer wieder in den Wagen und fuhren los. Mit funktionierender Taschenlampe führten sie ihn in das Zuckerrohr - nie hatte er etwas so Lautes und Fremdartiges gehört, das Rascheln, das Knistern, die aufblitzenden Bewegungen am Boden (Schlange? Mungo?), hoch oben die Sterne, versammelt in prunkvoller Einheit. Und doch erschien ihm diese Welt seltsam vertraut, er hatte das überwältigende Gefühl, genau hier schon einmal gewesen zu sein, vor langer Zeit. Es war mehr als ein *Deja vu*; aber bevor er sich darauf konzentrieren konnte, entglitt ihm der Moment, versank in seiner Furcht, und dann sagten ihm die beiden Männer, er solle stehen bleiben und sich umdrehen. Wir haben hier etwas für dich, sagten sie freundlich. Das brachte Oscar zurück in die Realität. Bitte, kreischte er, nicht! Aber statt des Mündungsfeuers und ewiger Dunkelheit schlug ihm Grodd nur einmal hart mit dem Pistolengriff auf den Kopf. Eine Sekunde lang durchbrach der Schmerz das Joch seiner Angst und er fand die Kraft, seine Beine zu bewegen, und er wollte sich umdrehen und weglaufen, aber dann prügelten die beiden mit ihren Pistolen auf ihn ein.

Niemand weiß, ob sie ihm Angst machen oder ihn umbringen wollten. Vielleicht hatte der capitán das eine befohlen und sie taten das andere. Vielleicht machten sie genau, was er gesagt hatte, vielleicht hatte Oscar einfach nur Glück. Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass er die schlimmsten Schläge aller Zeiten einsteckte. Sie waren die Götterdämmerung aller Prügel, so grausam und unbarmherzig, dass sogar Camden, die Stadt der ultimativen Prügel, darauf stolz gewesen wäre. (Allerdings; die patentierten Griffschalen von Pachmayr ins Gesicht geschmettert zu bekommen, ist wirklich ein unvergleichliches Erlebnis.) Er *kreischte*, aber das hielt

die Prügel nicht auf; er bettelte, und auch das stoppte sie nicht; er wurde ohnmächtig, ohne dass es ihm half; die Nigger traten ihm in die Eier und rissen ihn wieder hoch! Er versuchte, sich in das Zuckerrohr zu schleppen, aber sie zogen ihn zurück! Es war wie eine dieser alpträumhaften Podiumsdiskussionen der MLA morgens um acht: *Endlos*. Mann, der Kleine bringt mich richtig ins Schwitzen, sagte Gorilla Grodd. Meistens schlugen sie abwechselnd zu, aber manchmal prügeln sie auch gemeinsam auf ihn ein, und in einigen Momenten war Oscar sicher, dass da drei Männer waren, nicht nur zwei, dass auch der gesichtslose Mann vom colmado auf ihn einschlug. Gegen Ende, als das Leben ihm zu entgleiten begann, fand Oscar sich seiner abuela gegenüber; sie saß auf ihrem Schaukelstuhl, und als sie ihn sah, knurrte sie: Was habe ich dir über diese putas gesagt? Habe ich dir nicht gesagt, du 'würdest sterben?

Und schließlich, direkt bevor Grodd mit beiden Füßen gleichzeitig auf seinen Kopf sprang, hätte Oscar schwören können, dass ein dritter Mann bei ihnen war, der weiter hinten im Zuckerrohr stand, aber ehe Oscar sein Gesicht sehen konnte, hieß es gut Nacht, mein Prinz, und er hatte wieder das Gefühl zu fallen, direkt hinunter auf die Route 18, und er konnte nichts, aber auch gar nichts, dagegen tun.

CLIVES, DER RETTER

Der einzige Grund, warum er nicht den Rest seines Lebens im raschelnden, endlosen Zuckerrohr verbrachte, war Clives, der missionarische taxista, der den Mumm und den Grips und ja, auch die Güte besessen hatte, heimlich den Bullen zu folgen. Als sie schließlich davonrasten, schaltete

er seine Scheinwerfer ein und hielt dort an, wo er sie zuletzt gesehen hatte. Er hatte keine Taschenlampe, und nachdem er eine halbe Stunde lang in der Dunkelheit umhergetappt war, wollte er die Suche schon bis zum Morgen unterbrechen. Aber dann hörte er jemanden *singen*. Mit schöner Stimme noch dazu; Clives, der in seiner Gemeinde sang, konnte das beurteilen. Er rannte mit voller Kraft auf sie zu, und gerade, als er die letzten Halme teilen wollte, fuhr ein gewaltiger Wind durch das Feld und riss ihn fast von den Füßen, wie die erste Böe eine Hurrikans, wie der Windstoß eines Engels beim Abheben, und dann erstarb der Wind so schnell, wie er aufgekommen war, und ließ nur den Geruch nach verbranntem Zimt zurück, und dort, hinter ein paar weiteren Halmen Zuckerrohr, lag Oscar. Er war bewusstlos, blutete aus beiden Ohren und sah aus, als wäre er nur ein Fingerschnippen vom Tod entfernt. Clives gab sein Bestes, aber er konnte Oscar nicht allein zum Auto schleifen, also ließ er ihn, wo er war - Halt durch! -, fuhr zu einem nahe gelegenen batey und überzeugte ein paar haitianisehe brace-ros, ihm zu helfen, was eine Weile dauerte, denn die braceros hatten Angst, das batey zu verlassen, weil sie von ihren Aufsehern nicht genauso verprügelt werden wollten wie Oscar. Schließlich setzte Clives sich durch und sie rasten zurück zum Tatort. Ein echter Brocken, witzelte einer der braceros. Mucho p1atanos, scherzte ein anderer. Mucho mucho p1atanos, sagte ein dritter, und dann wuchteten sie ihn auf den Rücksitz. Sobald die Tür zufiel, legte Clives den Gang ein und raste los. Unterwegs im Namen des Herrn. Die Haitianer warfen ihm Steine nach, weil er versprochen hatte, sie zurück in ihre Siedlung zu bringen.

UNHEIMLICHE BEGEGNUNG DER
KARIBISCHEN ART

Oscar erinnerte sich an einen Traum, in dem ein Mungo mit ihm sprach. Dabei war es nicht irgendein Mungo, sondern *der* Mungo.

Was soll es sein, muchacho?, fragte er. Mehr oder weniger?

Einen Moment lang hätte er fast weniger gesagt. Die Müdigkeit und die Schmerzen - Weniger! Weniger! Weniger! -, aber dann tauchte in seiner Erinnerung seine Familie auf. Lola und seine Mutter und Nena Inca. Er erinnerte sich an früher, als er jünger und optimistischer gewesen war. An die Brotdose neben seinem Bett; die er morgens als Erstes sah. *Planet der Affin.*

Mehr, krächzte er.

-----, sagte der Mungo, dann wehte der Wind Oscar zurück in die Dunkelheit.

TOT ODER LEBENDIG

Seine Nase war gebrochen, ein Jochbogen zerschmettert, der siebte Hirnnerv gequetscht, drei seiner Zähne am Gaumen abgebrochen, und er hatte eine Gehirnerschütterung.

Aber er lebt noch, oder?, fragte seine Mutter.

Ja, bestätigten die Ärzte.

Lass uns beten, sagte La Inca grimmig. Sie ergriff Belis Hände und senkte den Kopf.

Wenn sie die Ähnlichkeiten zwischen Vergangenheit und Gegenwart bemerkten, dann sprachen sie nicht darüber.

INSTRUKTIONEN FÜR EINEN
ABSTIEG IN DIE HÖLLE

Drei Tage lang lag er im Koma.

Er hatte das Gefühl, in dieser Zeit wirklich fantastische Träume zu haben, aber als er dann zum ersten Mal etwas aß, caldo de pollo, konnte er sich leider nicht mehr an sie erinnern. Es blieb nicht mehr als das Bild einer Aslan-ähnlichen Gestalt mit goldfarbenen Augen, die ihm etwas sagen wollte, aber Oscar verstand kein Wort, weil aus dem Nachbarhaus zu laut Merengue dröhnte.

Erst später während seiner letzten Tage erinnerte er sich wieder an einen dieser Träume. Ein alter Mann stand im Hof einer verfallenen Festung vor ihm und streckte ihm ein aufgeschlagenes Buch entgegen. Der alte Mann trug eine Maske. Oscar brauchte einen Moment, um klar zu sehen, aber dann erkannte er, dass die Seiten leer waren.

Die Seiten sind leer. Das waren die Worte, die La Incas Angestellte ihn sagen hörte, bevor er die Ebene der Bewusstlosigkeit durchbrach und in das Universum der Realität eintauchte.

LEBENDIG

Damit war es vorbei. Sobald Mama de León von den Ärzten grünes Licht bekam, rief sie die Fluggesellschaft an. Sie war schließlich nicht dumm, sie hatte in diesen Dingen selbst Erfahrung. Sie formulierte es so einfach wie möglich, damit selbst er in seinem benebelten Zustand es verstand. Du dummer, nichtsnutziger hijo de la gran puta fährst nach Hause.

Nein, sagte er mit aufgeplatzten Lippen. Damit war es ihm ernst. Als er zum ersten Mal wach geworden war und begriffen hatte, dass er noch lebte, hatte er nach Ybon gefragt. Ich liebe sie, flüsterte er, und seine Mutter sagte: Halt den Mund! Halt bloß den Mund!

Warum schreist du den Jungen an?, fragte La Inca.

Weil er ein Idiot ist.

Die doctora der Familie schloss eine Hirnblutung aus, konnte aber nicht mit Sicherheit sagen, dass Oscar kein Schädel- Hirn-Trauma hatte. (Sie war mit einem Bullen zusammen? *Tio* Rudolfo stieß einen Pfiff aus. Bestimmt hat er einen Hirnschaden.) Schicken Sie ihn gleich nach Hause, sagte die doctora, aber Oscar widersetzte sich vier Tage lang jedem Versuch, sich in ein Flugzeug packen zu lassen, was zeigt, wie standhaft unser fatter Freund war; er schluckte Hände voll Morphium, seine Visage bereitete ihm Höllenqualen, rund um die Uhr hatte er Migräne hoch vier und auf dem rechten Auge konnte er null sehen; der Kopf dieses Spinners war so angeschwollen, dass er aussah wie J ohn Merrick Junior, und sobald er versuchte aufzustehen, kippte der Boden einfach unter ihm weg. Heiliger Bimbam!, dachte er. So fühlt es sich also an, wenn man richtig Prügel bezieht. Eine Schmerzwelle nach der nächsten überrollte ihn, und so sehr er es auch versuchte, er konnte sie nicht beherrschen. Er schwor, nie wieder eine Kampfszene zu schreiben. Aber nicht alles war schlecht: Die Schmerzen verschafften ihm seltsame Erkenntnisse, etwa die wenig hilfreiche Einsicht, dass der capitán es wahrscheinlich nicht auf ihn abgesehen hätte, wäre es zwischen Oscar und Ybon nicht ernst. Ein eindeutiger Beweis, dass er und Ybon eine Beziehung hatten. Soll ich feiern, fragte er die Kommode, oder soll ich weinen? Weitere Erkenntnisse? Als er eines

Tages seiner Mutter zusah, wie sie die Laken von den Betten riss, dämmerte ihm, dass der Familienfluch, von dem er sein ganzes Leben lang gehört hatte, vielleicht wirklich existierte.

Fuku.

Er ließ sich das Wort versuchsweise über die Zunge rollen.

Puck you.

Seine Mutter hob wütend die Faust, aber La Inca fing sie ab, Haut klatschte aufHaut. Bist du verrückt?, fragte La Inca, und Oscar wusste nicht, ob sie seine Mutter oder ihn meinte.

Ybon reagierte in der Zwischenzeit nicht auf ihren Pager, und die wenigen Male, die er zum Fenster humpeln konnte, sah er, dass ihr Pathfinder nicht vor der Tür stand. Ich liebe dich, rief er über die ganze Straße. Ich liebe dich! Einmal schaffte er es bis zu ihrer Tür und konnte klingeln, bevor sein tio merkte, dass er verschwunden war, und ihn wieder ins Haus zerrte. Nachts lag Oscar bloß im Bett und litt; er malte sich die schrecklichsten Todesszenen für Ybon aus. Wenn sein Kopf sich anfühlte, als würde er gleich explodieren, suchte er mit seinen telepathischen Kräften nach ihr.

Am dritten Tag kam sie dann. Während sie auf seiner Bettkante saß, knallte seine Mutter in der Küche mit den Töpfen und sagte so laut *puta*, dass sie es hören konnten.

Entschuldige, dass ich nicht aufstehe, flüsterte Oscar.

Mein Schädel bereitet mir leichte Probleme.

Sie war ganz in Weiß, das Haar, ein Wust brauner Locken, noch nass vom Duschen. Natürlich hatte der capitán auch sie übel verprügelt, natürlich hatte sie ebenfalls zwei Veilchen (außerdem hatte er ihr seine .44er Magnum in die Vagina geschoben und gefragt, wen sie *wirklich* liebe). Und trotzdem gab es keine Stelle an ihr, die Oscar nicht mit Freu-

den geküsst hätte. Sie berührte seine Hand mit den Fingerspitzen und sagte, sie könnten sich nie wieder treffen. Aus irgendeinem Grund konnte Oscar ihr Gesicht nicht sehen, es war ganz verschwommen, sie hatte sich vollkommen in ihr anderes Selbst zurückgezogen. Er hörte nur den Kummer in ihren Atemzügen. Wo war die Frau geblieben, die ihn letzte Woche dabei ertappt hatte, wie er einer flaquita nachsah, und halb im Scherz gesagt hatte: Nur Hunde mögen Knochen, Oscar. Wo war die Frau geblieben, die fünf verschiedene Outfits anprobieren musste, bevor sie das Haus verließ? Er versuchte, sie klar zu sehen, aber da war nichts außer seiner Liebe für sie.

Er streckte ihr die Seiten entgegen, die er geschrieben hatte. Ich muss über so viele Sachen mit dir reden -

Ich und -- werden heiraten, sagte sie knapp.

Ybon, sagte er; er wollte Worte formen, doch sie war schon gegangen.

Se acabó. Seine Mutter und seine abuela und sein tío stellten ihm ein Ultimatum und damit hatte es sich. Oscar verschwendete keinen Blick an das Meer und die Landschaft, als sie zum Flughafen fuhren. Er versuchte etwas zu entziffern, das er am Abend zuvor geschrieben hatte, und las die Worte langsam und leise. Es ist richtig schön heute, meinte Clives. Er blickte mit Tränen in den Augen auf. Ja, das ist es.

Auf dem Flug saß er zwischen seinem tío und seiner Mom. Mein Gott, Oscar, sagte Rudolfo nervös. Du siehst aus wie ein Scheißhaufen mit Schlips.

Seine Schwester holte sie am JFK ab, und als sie sein Gesicht sah, fing sie an zu weinen und hörte auch nicht auf, als sie längst in meiner Wohnung war. Du hättest Mister sehen sollen, schluchzte sie. Sie wollten ihn *umbringen!*

Verdammt nochmal, Oscar, sagte ich am Telefon. Da lasse

ich dich mal ein paar Tage allein, und du lässt dich fast zu Brei schlagen?

Seine Stimme klang dumpf. Ich habe ein Mädchen geküsst, Yunior. Ich habe endlich ein Mädchen geküsst.

Aber O., sie haben dich fast umgebracht.

Der Schaden war nicht vernichtend, sagte er. Ich hatte immer noch ein paar Lebenspunkte übrig.

Aber dann sah ich zwei Tage später sein Gesicht und konnte nur sagen: Ach du Scheiße, Oscar. Ach du heilige Scheiße.

Er schüttelte den Kopf. Es gibt Wichtigeres als mein Aussehen.

Er schrieb es für mich *auf: fuku*.

EIN RAT

Keinen Ballast. Ihre ausgebreiteten Arme umfassten ihr Haus, vielleicht die ganze Welt.

NOCH EINMAL PATERSON

Er kehrte nach Hause zurück. Er lag im Bett, heilte. Seine Mutter so wütend, dass sie ihn nicht einmal ansah.

Er war ein völliges Wrack. Wusste, dass er sie liebte, wie er noch keine geliebt hatte. Wusste, was er tun sollte - es wie Lola machen und zurückfliegen. Scheiß auf den capitán. Scheiß auf Grundy und Grodd. Scheiß auf alle. Das sagte sich leicht im vernunftvollen Licht des Tages, aber nachts wurden seine Eier zu Eiswasser, das ihm wie Pisse die Beine runterlief. Immer wieder träumte er vom Zuckerrohr, dem

schrecklichen Zuckerrohr, aber jetzt bezog nicht er die Prügel, sondern seine Schwester, seine Mutter, er hörte sie schreien, hörte sie flehen, dass es aufhören sollte, bitte Gott, nicht mehr, aber statt auf die Stimmen zuzurennen, lief er weg! Dann wachte er schreiend auf. *Nicht mich! Nicht mich!*

Er sah sich zum tausendsten Mal *Overkill* an, und zum tausendsten Mal kamen ihm die Tränen, als der japanische Wissenschaftler endlich Feuerland und die Liebe seines Lebens erreichte. Zum etwa millionsten Mal, würde ich schätzen, las er den *Herrn der Ringe*, der zu den Dingen gehörte, die er am meisten liebte und die ihm den größten Trost spendeten, seit er ihn entdeckt hatte, damals, als er neun war und verloren und einsam und sein Lieblingsbibliothekar gesagt hatte: Versuch's mal damit, und mit einem einzigen Vorschlag Oscars Leben verändert hatte. Er schaffte fast die ganze Trilogie, aber dann kam der Satz »und aus Weit-Harad schwarze Menschen wie halbe Trolle« und er musste aufhören, sein Kopf und sein Herz schmerzten zu sehr.

Sechs Wochen nach den kolossalen Prügeln träumte er wieder vom Zuckerrohr. Aber statt wegzulaufen, als die Schreie begannen, als die ersten Knochen brachen, nahm er allen Mut zusammen, den er je besessen hatte und je besitzen würde, und zwang sich, genau das zu tun, was er nicht tun wollte, was er nicht ertragen konnte.

Er hörte hin.

Folgendes geschah im Januar. Ich und Lola wohnten oben in Washington Heights, in getrennten Apartments - das war, bevor die weißen Kids in Scharen dort einfielen, als man noch durch das gesamte Upper Manhattan laufen konnte, ohne eine einzige Yogamatte zu sehen. Zwischen mir und Lola lief es nicht so gut. Ich könnte euch viel erzählen, aber um diese Dinge geht es jetzt nicht. Es reicht, wenn ihr wisst, dass wir mit Mühe und Not einmal in der Woche miteinander sprachen, auch wenn wir offiziell ein Paar waren. Natürlich war es meine Schuld. Ich konnte meinen beschissenen rabo nicht in der Hose lassen, obwohl sie die schönste Frau der Welt war.

Jedenfalls hatte sich meine Zeitarbeitsfirma nicht gemeldet und ich war die Woche über zu Hause, als Oscar unten klingelte. Ich hatte ihn schon seit Wochen nicht gesehen, nicht seit kurz nach seiner Rückkehr. Gott, Oscar, sagte ich. Komm doch rauf. Ich wartete im Flur aufihn, und als er aus dem Fahrstuhl stieg, legte ich ihm die Flossen auf die Schultern. Wie geht's dir, Alter? Alles im Lot, sagte er. Wir setzten uns und ich baute mir eine Tüte, während er mich auf den neuesten Stand brachte. Ich gehe bald wieder an die Don Bosco. Versprochen?, fragte ich. Versprochen. Sein Gesicht sah immer noch beschissen aus, die linke Seite hing ein bisschen runter.

Willst du ziehen?

Einen Zug könnte ich mir wohl genehmigen. Aber mehr nicht. Ich möchte mir ungern den Verstand vernebeln.

An diesem letzten Tag auf unserer Couch wirkte er wie ein Mann, der mit sich im Reinen war. Ein wenig zerstreut, aber mit sich im Reinen. Später am Abend erzählte ich Lola, es würde daran liegen, dass er endlich beschlossen hatte zu leben, aber der wahre Grund sollte sich als etwas komplizierter herausstellen. Ihr hättet ihn sehen sollen. Er war richtig dünn, hatte das ganze Übergewicht verloren und war ruhig, ganz ruhig.

Was er so gemacht hatte? Geschrieben natürlich, und gelesen. Außerdem alles vorbereitet, um aus Paterson wegzuziehen. Er wollte die Vergangenheit hinter sich lassen, ein neues Leben anfangen. Versuchte sich zu entscheiden, was er mitnehmen wollte. Gestattete sich nur zehn Bücher, den Kern seines Kanons (seine Worte), und wollte sich auf das Nötigste beschränken. Nur so viel, wie ich tragen kann. Das wirkte wie ein typisches üscar- Ding, bis uns später klar wurde, dass es diesmal anders war.

Nachdem er gezogen hatte, sagte er: Bitte verzeih, Yuniör, aber ich bin mit einem Hintergedanken zu dir gekommen. Ich möchte dich fragen, ob du mir einen Gefallen tun kannst.

Alles, Alter. Du musst es nur sagen.

Er brauchte Geld für eine Mietkaution, weil er eine Option auf ein Apartment in Brooklyn hatte. Das hätte mich stutzig machen müssen - Oscar bat nie jemanden um Geld -, aber das tat es nicht; ich überschlug mich fast, um es ihm zu geben. Mein schlechtes Gewissen.

Wir rauchten die Tüte und sprachen über die Probleme zwischen Lola und mir. Du hättest mit diesem Mädchen aus

Paraguay keine sexuelle Beziehung eingehen sollen, meinte er.

Ich weiß, sagte ich. Ich weiß.

Sie liebt dich.

Das weiß ich.

Warum betrügst du sie dann?

Wenn ich das wüsste, gäbe es kein Problem.

Vielleicht solltest du versuchen, es herauszufinden.

Dann stand er auf.

Willst du nicht auf Lola warten?

Ich muss wieder nach Paterson. Ich bin verabredet.

Verarschst du mich?

Er schüttelte den Kopf, dieser durchtriebene Scheißer. Ich

fragte: Ist sie hübsch?

Er lächelte. Das ist sie.

Am Samstag war er verschwunden.

Sieben Die letzte Reise

Bei seinem letzten Flug nach Santo Domingo hatte er sich erschrocken, als der Applaus losbrach, aber dieses Mal war er vorbereitet, und als das Flugzeug landete, klatschte er, bis seine Hände brannten.

Sobald er aus dem Flughafengebäude kam, rief er Clives an, der ihn eine Stunde später abholte; Oscar war von taxistas umringt, die ihn in ihre Autos ziehen wollten. Cristiano, was machst du hier?, fragte Clives.

Es sind die Alten Mächte, antwortete Oscar verbissen.
Sie lassen mich nicht in Ruhe.

Sie parkten vor ihrem Haus und warteten fast sieben Stunden lang, bis sie zurückkam. Clives versuchte, es ihm auszureden, aber er wollte nicht hören. Dann fuhr sie im Pathfinder vor. Sie sah dünner aus. Sein Herz krampfte sich zusammen wie ein schlimmes Bein und einen Moment lang dachte er daran, die ganze Sache sein zu lassen, an die Bosco zurückzugehen und sein armseliges Leben weiterzuführen, aber dann beugte sie sich vor, als würde die ganze Welt zusehen, und damit war die Entscheidung gefallen. Er kurbelte das Fenster herunter. Ybon, sagte er. Sie blieb stehen, beschattete ihre Augen, dann erkannte sie ihn. Sie sagte ebenfalls seinen Namen. *Oscar*. Er schlug die Tür zu, ging zu ihr und umarmte sie.

Ihre ersten Worte? Mi amor, du musst sofort verschwinden.

Mitten auf der Straße erklärte er ihr, wie es war. Er sagte ihr, dass er sie liebte und dass er verletzt gewesen war, jetzt aber wieder in Ordnung, und wenn er nur eine Woche allein mit ihr haben könnte, eine kurze Woche, dann wäre alles in ihm gut und er könnte sich allem stellen, dem er sich stellen musste, und sie sagte, das verstehe ich nicht, also sagte er noch einmal, dass er sie mehr liebte als das Universum und diese Liebe nicht einfach abschütteln konnte, also bitte geh mit mir für eine Weile weg, leih mir deine Kraft, und wenn du willst, ist dann alles vorbei.

Vielleicht liebte sie ihn ein wenig. Vielleicht stellte sie im tiefsten Herzen ihre Sporttasche auf die Straße und stieg mit ihm ins Taxi. Aber sie kannte Männer wie den capitlin schon ihr ganzes Leben lang, in Europa hatten Nigger wie er sie gezwungen, ein Jahr lang durchzuarbeiten, bevor sie ihr eigenes Geld verdienen konnte. Sie wusste auch, dass eine Polizistenscheidung in der D R nur »die Kugel« genannt wurde. Die Sporttasche blieb nicht auf der Straße zurück.

Ich werde ihn anrufen, Oscar, sagte sie, wobei ihre Augen leicht feucht wurden. Also geh bitte, bevor er hier ist.

Ich gehe nirgendwo hin, sagte er.

Geh, sagte sie.

Nein, antwortete er.

Er ging rüber in das Haus seiner abuela (von dem er noch einen Schlüssel besaß). Der capitán tauchte eine Stunde später auf und drückte lange auf die Hupe, aber Oscar ging nicht mal raus. Er hatte alle Fotos von La Inca herausgesucht und ging sie einzeln durch. Als La Inca aus der Bäckerei zurückkam, fand sie ihn schreibend am Küchentisch.

Oscar?

Ja, Abuela, sagte er, ohne aufzublicken. Ich bin's.

Es ist schwer zu erklären, schrieb er seiner Schwester später.

Darauf wette ich.

FLUCH DER KARIBIK

Siebenundzwanzig Tage lang tat er zwei Dinge: Recherchieren-schreiben und sie verfolgen. Er saß vor ihrem Haus, funkte sie auf dem Pager an, ging ins weltberühmte Riverside, wo sie arbeitete, lief zum Supermarkt, sobald er ihren Wagen losfahren sah, nur für den Fall, dass sie dorthin unterwegs war. In neun von zehn Fällen fuhr sie woanders hin. Wenn die Nachbarn ihn auf der Bordsteinkante sitzen sahen, schüttelten sie den Kopf und sagten: Seht euch diesen loco an.

Zuerst war es für sie reinster Terror. Sie wollte nichts mit ihm zu tun haben; sie sprach nicht mit ihm, nahm ihn nicht zur Kenntnis, und als sie ihn das erste Mal im Club sah, erschrak sie so, dass ihr die Beine wegknickten. Er wusste, dass er ihr eine Scheißangst einjagte, aber er konnte nicht anders. Aber am zehnten Tag war sogar Angst zu anstrengend, und wenn er ihr zwischen den Regalen nachlief oder ihr bei der Arbeit zulächelte, zischte sie nur: Bitte geh nach Hause, Oscar.

Sie fühlte sich elend, wenn sie ihn sah, und auch, wie sie ihm später erzählte, wenn sie ihn nicht sah, weil sie dann glaubte, er wäre tot. Er schob lange, leidenschaftliche Briefe auf Englisch unter ihrer Tür hindurch, und seine einzige Antwort waren Anrufe vom capitán und seinen Freunden, die drohten, ihn zu Hackfleisch zu verarbeiten. Nach jeder

Drohung schrieb er sich die Zeit auf, rief die Botschaft an und sagte, Officer - hätte gedroht, ihn zu töten, ob sie bitte helfen könnten.

Er hegte Hoffnung, denn wenn sie ihn wirklich hätte loswerden wollen, hätte sie ihn irgendwo ins Freie locken und vom capitán umbringen lassen können. Wenn sie gewollt hätte, hätte sie dafür sorgen können, dass man ihm im Riverside Hausverbot erteilte. Aber das tat sie nicht.

Junge, kannst du gut tanzen, schrieb er in einem Brief. In einem anderen erklärte er ihr, dass er sie heiraten und mit in die Staaten nehmen wollte.

Sie fing an, ihm kurze Zettel zu schreiben, die sie ihm im Club zusteckte oder ihm nach Hause schickte. Bitte, Oscar, ich habe seit einer Woche nicht geschlafen. Ich will nicht, dass du verletzt oder getötet wirst. Fahr nach Hause.

Aber du Schönste aller schönen Frauen, schrieb er zurück. Das hier ist mein Zuhause.

Zu deinem richtigen Zuhause, mi amor.

Kann man denn nicht zwei haben?

Am neunzehnten Abend klingelte Ybon am Tor, und er legte den Stift hin, weil er wusste, dass sie es war. Sie saß im Wagen und beugte sich hinüber, um die Autotür zu entriegeln, und als er einstieg, wollte er sie küssen, aber sie sagte: Bitte, hör auf damit. Sie fuhren hinaus nach La Romana, wo der capitán angeblich keine Freunde hatte. Es wurde nichts Neues besprochen, aber er sagte: Mir gefällt deine neue Frisur. Da lachte sie und weinte und fragte: Echt? Findest du nicht, dass ich damit billig aussehe?

Du und billig, das passt niemals zusammen, Ybon.

Was konnten wir schon tun? Lola flog runter zu ihm, flehte ihn an, nach Hause zu kommen und sagte ihm, er und Ybon würden noch dabei draufgehen; er hörte sich alles an

und sagte dann leise, sie wüsste nicht, was auf dem Spiel stünde. Das weiß ich sehr wohl, brüllte sie. Nein, antwortete er traurig, weißt du nicht. Seine abuela versuchte, ihre Macht einzusetzen, ihm ihre Stimme aufzuerlegen, aber er war nicht mehr der Junge, den sie kannte. Er hatte sich verändert. Er hatte seine eigene Macht entwickelt.

In der zweiten Woche seiner letzten Reise traf seine Mutter ein, und sie fuhr schweres Geschütz auf. Du kommst nach Hause, und zwar sofort. Er schüttelte den Kopf. Ich kann nicht, Mami. Sie packte ihn und wollte ihn mitziehen, aber er war wie Unus der Unberührbare. Mami, sagte er sanft. Du tust dir noch weh.

Und du bringst dich noch um.

Das will ich doch gar nicht.

Ob ich auch runtergefliegen bin? Natürlich. Mit Lola. Es geht doch nichts über eine Katastrophe, um ein Paar zusammenzuschweißen.

Et tu, Yunior?, fragte er, als er mich sah. Nichts funktionierte.

DIE LETZTEN TAGE DES OSCAR WAO

Wie unglaublich kurz siebenundzwanzig Tage doch sind! An einem Abend kamen der capitán und seine Kumpel ins Riverside stolziert, und Oscar sah den Mann volle zehn Sekunden lang an, bevor er ging, zitternd am ganzen Körper. Er machte sich nicht die Mühe, Clives zu rufen, sondern sprang in das erstbeste Taxi. Einmal unternahm er auf dem Parkplatz des Riverside einen neuen Versuch, sie zu küssen, und sie drehte den Kopf weg, aber nicht den Körper. Bitte nicht. Er bringt uns noch um.

Siebenundzwanzig Tage. An jedem einzelnen schrieb er, fast dreihundert Seiten, wenn man seinen Briefen glaubt. Ich bin fast so weit, erzählte er mir eines Abends bei einem seiner seltenen Anrufe. Wie weit?, fragte ich. Wie weit?

Du wirst schon sehen. Mehr sagte er nicht.

Und dann passierte das Vorhersehbare. Eines Abends fuhren er und Clives vom weltberühmten Riverside nach Hause und mussten an einer Ampel halten, da stiegen zwei Männer zu ihnen ins Taxi. Es waren natürlich Gorilla Grodd und Solomon Grundy. Schön, dich wiederzusehen, sagte Grodd, und dann schlugen sie ihn, so gut es im beengten Taxi ging.

Dieses Mal weinte Oscar nicht, als sie ihn ins Zuckerrohr fuhren. Die zafra stand vor der Tür, und das Zuckerrohr war hochgewachsen und dick, an manchen Stellen hörte man die Halme wie Triffids gegeneinander klack-klack-klacken, und verlorene krtzol-Stimmen durchdrangen die Nacht. Der Duft des reifenden Zuckerrohrs war unvergesslich, und am Himmel stand der Mond, ein wunderschöner Vollmond, und Clives flehte die Männer an, Oscar zu verschonen, aber sie lachten nur. Mach dir lieber um dich selbst Sorgen, sagte Grodd. Oscar lachte auch ein wenig mit zerschlagenem Mund. Keine Angst, Clives, sagte er. Sie kommen zu spät. Grodd war anderer Ansicht. Ich würde eher sagen, wir kommen genau richtig. Sie fuhren an einer Bushaltestelle vorbei und eine Sekunde lang glaubte Oscar, er würde seine ganze Familie in einen guagua steigen sehen, sogar seinen armen toten abuelo und seine arme tote abuela, und der Fahrer war kein anderer als der Mungo, und der cobrador war kein anderer als der Mann ohne Gesicht, aber das war nichts als eine letzte Fantasie, verschwunden nach einem Blinzeln, und als der Wagen anhielt, schickte Oscar telepathisch Botschaften an seine Mom (ich liebe dich, sefiora), seinen tio

(hör auf, tio, und lebe), an Lola (es tut mir so leid, dass es passiert ist; ich werde dich immer lieben), an alle Frauen, die er jemals geliebt hatte - Olga, Maritza, Ana, Jenni, Nataly, all die anderen, deren Namen er nie gekannt hatte -, und natürlich an Ybon.³³

Sie führten ihn ins Zuckerrohr, dann drehten sie ihn um. Er versuchte, tapfer zu bleiben. (Clives hatten sie gefesselt im Taxi gelassen, und während sie ihm den Rücken zuekehrten, schlüpfte er in das Zuckerrohrfeld; er war es dann auch, der Oscar seiner Familie brachte.) Sie sahen Oscar an und er sah sie an und dann fing er an zu sprechen. Worte kamen über seine Lippen, als würden sie einem anderen gehören, sein Spanisch war ausnahmsweise gut. Er sagte ihnen, dass es falsch war, was sie taten, dass sie der Welt eine große Liebe nehmen würden. Liebe war etwas Seltenes, sie wurde leicht mit tausend anderen Dingen verwechselt, und wenn das irgendjemand wusste, dann er. Er erzählte ihnen von Ybon und wie sehr er sie liebte und wie viel sie riskiert hatten und dass sie angefangen hatten, die gleichen Träume zu träumen und die gleichen Worte zu sagen. Er erzählte ihnen, dass er nur dank ihrer Liebe hatte tun können, was er getan hatte, etwas, das sie nicht mehr aufhalten konnten. Wahrscheinlich würden sie nichts fühlen, wenn sie ihn töteten, und ihre Kinder würden wahrscheinlich auch nichts fühlen, nicht bis sie alt und schwach waren oder gerade vor ein Auto liefen, und dann würden sie spüren, wie er auf der anderen Seite auf sie wartete, und da drüben wäre er kein Fettsack und kein Trottel und kein Typ, den nie ein Mädchen

³³ "Doch gleich, wohin und wie weit ihr reist - welchen Rand des Universums ihr erreicht - ihr werdet *nie alleine* sein!" (Der Beobachter, *Die Fantastischen Vier*, Nr. 13, Mai 1963)

geliebt hatte; da drüben wäre er ein Held, ein Rächer. Denn alles, was man träumen kann (er hob die Hand), kann man sein.

Sie warteten respektvoll, bis er ausgeredet hatte, dann sagten sie, während ihre Gesichter langsam im Finstern verschwanden: Hör zu, wir lassen dich laufen, wenn du uns sagst, was fuego übersetzt bedeutet.

Feuer, platzte es aus ihm heraus, er konnte nicht anders.

üscar-

Acht

Das Ende der Geschichte

Das war es im Grunde.

Wir flogen runter, um den Leichnam abzuholen. Wir organisierten die Beerdigung. Außer uns war niemand da, nicht einmal Al und Miggs. Lola weinte und weinte. Ein Jahr später kam bei ihrer Mutter der Krebs zurück, und diesmal biss er sich fest und blieb. Ich besuchte sie mit Lola im Krankenhaus. Sechs Mal insgesamt. Sie sollte noch zehn Monate leben, aber sie hatte mehr oder weniger aufgegeben.

Ich habe getan, was ich konnte.

Du hast genug getan, Mami, sagte Lola, aber sie wollte es nicht hören. Wandte uns den zerstörten Rücken zu.

Ich habe getan, was ich konnte, und es war immer noch zu wenig.

Sie wurde neben ihrem Sohn beerdigt, Lola las ein Gedicht vor, das sie geschrieben hatte, und das war's. Asche zu Asche, Staub zu Staub.

Vier Mal heuerte die Familie Anwälte an, aber es wurde nie Klage erhoben. Von der Botschaft kam keine Hilfe, ebenso wenig von der Regierung. Ybon lebt, wie ich gehört habe, immer noch in Mirador Norte und tanzt weiterhin im Riverside, aber La Inca hat ihr Haus ein Jahr später verkauft und ist zurück nach Bant gezogen.

Lola schwor, sie würde nie wieder einen Fuß in dieses

schreckliche Land setzen. An einem unserer letzten Abende als novios sagte sie: Wir sind nichts anderes als zehn Millionen Trujillos.

WAS UNS ANGEHT

Ich würde gerne sagen können, dass es funktionierte, dass Oscars Tod uns einander näherbrachte. Ich war einfach zu sehr durch den Wind, und nachdem sie sich ein halbes Jahr lang um ihre Mutter gekümmert hatte, trat bei Lola ein, was viele Frauen als ihre Wiederkehr des Saturns bezeichnen. Eines Tages rief sie an, fragte mich, wo ich am Abend zuvor gewesen war, und als ich keine gute Ausrede parat hatte, sagte sie: Leb wohl, Yunió, pass gut auf dich auf. Etwa ein Jahr lang zog ich mir immer neue Mädchen rein und schwankte zwischen Lola kann mich mal und dieser unglaublich narzisstischen Hoffnung auf eine Versöhnung, für die ich rein gar nichts tat. Und dann kam ich im August von einem Trip nach Santo Domingo wieder und hörte von meiner Mutter, dass Lola in Miami, wo sie jetzt wohnte, jemanden kennengelernt hatte, schwanger war und heiraten wollte.

Ich rief sie an. Lola, was zum Teufel-
Aber sie legte auf.

EINE ALLERLETZTE BEMERKUNG

So viele Jahre, und ich denke immer noch an ihn. Den unglaublichen Oscar Wao. Manchmal träume ich, er würde auf meiner Bettkante sitzen. Wir sind wieder an der Rutgers, in der Demarest, wo wir offenbar immer bleiben werden. In diesem einen Traum ist er nie dünn wie am Ende, sondern

immer dick. Er will mit mir reden, will unbedingt quatschen, aber meistens kriege ich kein Wort heraus und er auch nicht. Also sitzen wir einfach still da.

Etwa fünf Jahre nach seinem Tod fing ein anderer Traum an. Über ihn oder jemanden, der aussieht wie er. Wir sind in einer Art verfallenem Festungshof, bis obenhin voll mit alten, verstaubten Büchern. Er steht in einem der Gänge, ganz geheimnisvoll mit einer grimmigen Maske, die sein Gesicht verbirgt, aber hinter den Augenlöchern erkenne ich vertraute engstehende Augen. Er hält ein Buch hoch und winkt mir zu, ich soll es mir näher ansehen, und ich erkenne diese Szene aus einem seiner verrückten Filme wieder. Ich will vor ihm weglaufen, und das mache ich auch. Erst nach einer Weile bemerke ich, dass Oscars Hände vollkommen glatt und die Seiten des Buches leer sind.

Und dass seine Augen hinter der Maske lächeln.

ZaJa

Aber manchmal sehe ich zu ihm auf und er hat kein Gesicht, und dann wache ich schreiend auf.

DIE TRÄUME

Zehn Jahre dauerte es, auf den Tag genau, ich watete durch mehr Scheiße, als ihr euch vorstellen könnt, war eine ziemlich lange Zeit verloren - keine Lola, kein ich, kein gar nichts -, bis ich schließlich eines Morgens neben irgendeiner Frau aufwachte, die mir scheißegal war, meine Oberlippe mit Koks-Schnodder und Koks-Blut verschmiert, und sagte: Okay, Wao, okay. Du hast gewonnen.

WAS MICH ANGEHT

Mittlerweile wohne ich in Perth Amboy, New Jersey, unterrichte am Middlesex Community College Textkomposition und Kreatives Schreiben und besitze sogar ein Haus am oberen Ende der Elm Street, in der Nähe des Stahlwerks. Es ist nicht so groß wie die Häuser der Bodega-Besitzer, aber auch nicht allzu schäbig. Die meisten meiner Kollegen halten Perth Amboy für eine Müllhalde, aber ich sehe das anders.

Zu unterrichten und ein Haus in New Jersey zu besitzen ist nicht unbedingt das, wovon ich als Kind geträumt habe, aber ich mache das Beste daraus. Ich habe eine Frau, die ich über alles liebe und die mich über alles liebt, eine negrita aus Salcedo, die ich nicht verdient habe, und manchmal machen wir sogar leise Andeutungen übers Kinderkriegen. Manchmal könnte ich es mir glatt vorstellen. Ich laufe auch nicht mehr den Mädchen nach. Zumindest nicht mehr oft. Wenn ich nicht unterrichte oder Baseball coache oder ins Fitnesscenter gehe oder mit meinem Frauchen abhängе, bin ich zu Hause und schreibe. Zurzeit schreibe ich viel. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das habe ich von Oscar gelernt. Ich bin ein neuer Mann, wisst ihr, ein neuer Mann, ein neuer Mann.

WAS UNS ANGEHT

Ob ihr es glaubt oder nicht, wir sehen uns immer noch. Sie, Cuban Ruben und ihre Tochter sind vor ein paar Jahren zurück nach Paterson gezogen, haben das alte Haus verkauft, sich ein neues gesucht und fahren überall zusammen hin (das erzählt mir zumindest meine Mutter - Lola, die nun

mal Lola ist, besucht sie immer noch). Dann und wann, wenn die Sterne richtig stehen, laufe ich ihr auf Kundgebungen, in Buchhandlungen, in denen wir früher abhingen, auf den Straßen von NYC über den Weg. Manchmal ist Cuban Ruben bei ihr, manchmal nicht. Ihre Tochter ist allerdings immer dabei. Oscars Augen. Hypatias Haar. Ihr Blick sieht alles. Sie ist auch ein kleiner Bücherwurm, wenn man Lola glauben darf. Sag Yunior hallo, verlangt Lola. Er war der beste Freund deines tros.

Hallo, tio, sagt sie widerwillig.

Tios *Freund*, berichtet sie.

Hallo, tios *Freund*.

Lola trägt das Haar jetzt lang und wellig; sie ist nicht mehr ganz so dünn und weniger arglos, aber sie ist immer noch die ciguapa meiner Träume. Sie freut sich immer, mich zu sehen, trägt mir nichts nach, enttendes. Gar nichts.

Yunior, wie geht's
dir? Gut. Und dir?

Als es noch Hoffnung gab, hatte ich immer diesen albernen Traum, dass wir die Sache noch retten könnten, dass wir zusammen im Bett liegen wie früher, mit laufendem Ventilator, über uns Rauchschwaden von unserem Gras, und dass ich endlich versuchen würde, Worte auszusprechen, die uns retten könnten.

Aber bevor ich die Laute formen kann, wache ich auf.
Mein Gesicht ist nass, und das sagt einem, dass es niemals wahr werden wird.

Niemals, nie.

Aber es ist gar nicht so schlimm. Wenn wir uns zufällig treffen, lächeln wir und lachen und sagen abwechselnd den Namen ihrer Tochter.

Ich frage nie, ob ihre Tochter angefangen hat zu träumen.
Ich erwähne nie unsere Vergangenheit.
Unser einziges Thema ist Oscar.

Es ist fast vorbei. Fast geschafft. Nur ein paar letzte Dinge, bevor euer Beobachter seine kosmische Pflicht erfüllt hat und sich endlich in die Blaue Region des Mondes zurückzieht, um bis zu den Letzten Tagen zu verstummen.

Seht euch das Mädchen an: diese wunderhübsche muchachita: Lolas Tochter. Dunkel und schnell wie der Blitz: in den Worten ihrer Urgroßmutter La Inca: una jurona. Sie hätte meine Tochter sein können, wenn ich schlauer gewesen wäre, wenn ich --. Das macht sie nicht weniger kostbar. Sie klettert auf Bäume, reibt sich den Hintern an Türpfosten und übt malapalabras, wenn sie glaubt, dass niemand sie hört. Sie spricht Spanisch und Englisch.

Weder Captain America noch Billy Batson, sondern der Blitz.

Ein glückliches Kind, soweit das irgend geht. Glückliche! Aber sie trägt eine Kette um den Hals, und daran drei azabaches: den von Oscar als Baby, den von Lola als Baby und den, den Beli von La Inca bekam, als sie ihre Zuflucht erreichte. Mächtige, alte Magie. Drei Barrierschilder gegen das eine Auge. Gestärkt durch einen zehn Kilometer dicken Sockel aus Gebeten. (Lola ist nicht dumm, sie hat sowohl meine Mutter als auch La Inca zu padrinas des Mädchens gemacht.) Wirklich mächtige Wächterinnen.

Eines Tages allerdings wird der Zirkel versagen.
Wie alle Zirkel.
Und zum ersten Mal wird sie das Wort fuku hören.
Und sie wird von dem Mann ohne Gesicht träumen.
Noch nicht jetzt, aber bald.
Wenn sie die Tochter ihrer Familie ist - was ich vermute -,
wird sie eines Tages keine Angst mehr haben und nach
Antworten suchen.
Noch nicht jetzt, aber bald.
Eines Tages, wenn ich am wenigsten damit rechne, wird
es an meiner Tür klopfen.
Soy Isis. Hija de Dolores de León.
Gottverdammte! Komm rein, chica! Komm rein!
(Mir wird auffallen, dass sie noch die azabaches trägt, dass
sie die Beine ihrer Mutter und die Augen ihres Onkels hat.)
Ich werde ihr etwas zu trinken geben, und meine Frau wird
ihre besonderen pastelitos machen; ich werde sie so beiläufig
wie möglich nach ihrer Mutter fragen, und dann werde ich die
Fotos von uns dreien aus der alten Zeit hervorholen, und
wenn es später geworden ist, nehme ich sie mit in den Keller
und öffne die vier Kühlschränke, in denen ich die Sachen
ihres Onkels aufbewahre, seine Bücher, seine Spiele, seine
Manuskripte, seine Comics, seine Papiere Kühlschränke sind
der beste Schutz vor Feuer, vor Erdbeben, vor fast allem.
Eine Lampe, ein Schreibtisch, eine Pritsche - ich habe al-
les vorbereitet.
Wie viele Nächte wird sie bei uns bleiben?
So viele, wie es braucht.
Und vielleicht, nur vielleicht, wenn sie so klug und so mu-
tig ist, wie ich es von ihr annehme, dann nimmt sie alles, was

wir getan und gelernt haben und fügt ihre eigenen Einsichten hinzu und macht dem e-in Ende.

Das ist es, was ich an meinen besten Tagen hoffe. Wovon ich träume.

Aber es gibt auch andere Tage, an denen ich niedergeschlagen oder misstrauisch bin, an denen ich spät abends an meinem Schreibtisch sitze, weil ich nicht schlafen kann, und in Oscars eselsohriger Ausgabe der *Watchmen* blättere (ausgerechnet). Sie gehörte zu den wenigen Dingen, die er auf seine letzte Reise mitnahm und die wir wiedergeholt haben. Die Originalausgabe. Ich blättere das Buch, fraglos eines seiner drei Favoriten, bis zum letzten erschreckenden Kapitel durch: »Eine bessere Welt«. Zu dem einzigen Panel, das er eingekreist hat. Oscar - der im ganzen Leben kein Buch vollgeschmiert hat - hat ein Panel drei Mal mit dem gleichen auffälligen Stift eingekreist, mit dem er seine letzten Briefe nach Hause geschrieben hatte. Das Panel zeigt das letzte Gespräch zwischen Adrian Veidt und Dr. Manhattan. Nachdem das Mutantengehirn New York City zerstört hat, nachdem Dr. Manhattan Rorschach ermordet hat und Veidts Plan erfolgreich »die Welt gerettet« hat.

Veidt sagt: »Ich habe das Richtige getan, oder? Am Ende hat alles funktioniert.«

Und Manhattan antwortet, bevor er aus unserem Universum entschwindet: »Am Ende? Nichts endet, Adrian. Niemals.«

Der letzte Brief

Er konnte vor dem Ende noch nach Hause schreiben. Ein paar Karten mit schmissigen Platituden. Mir schrieb er auch eine, er nannte mich Count Fenring. Und empfahl die Strände in Azua, falls ich sie nicht schon kannte. Auch Lola schrieb er, nannte sie Meine liebe Bene-Gesserit-Hexe.

Und dann kam fast acht Monate nach seinem Tod ein Päckchen in dem Haus in Paterson an. Typisch dominikanische Expresslieferung. Zwei Manuskripte lagen darin. Das eine bestand aus weiteren Kapiteln seines unvollendeten Opus, einer vierteiligen Weltraumoper à la E. E. »Doc« Smith namens *Heimsuchung der Sterne*, das andere war ein langer Brief an Lola, offenbar das Letzte, was er geschrieben hatte, bevor er umgebracht wurde. In diesem Brief schreibt er von seinen Recherchen und dem neuen Buch, an dem er arbeitete, einem Buch, das er gesondert schicken wollte. Sie sollte nach einem zweiten Päckchen Ausschau halten. Darin ist alles, was ich auf dieser Reise geschrieben habe. Und ich glaube, alles, was du brauchen wirst. Du wirst es verstehen, wenn du zu meinen Schlussfolgerungen gelangst. (Es ist das Heilmittel für unser Leiden, kritzelte er an den Rand. Die kosmische DNA.)

Das Problem war nur, dass das verdammte Ding nie ankam! Entweder ging es bei der Post verloren, oder er wurde

ermordet, bevor er es aufgeben konnte, oder derjenige, dem er es anvertraut hatte, hatte vergessen, es loszuschicken.

Jedenfalls enthielt das Päckchen, das uns erreichte, erstaunliche Neuigkeiten. Wie sich herausstellte, hatte der palomo Ybon gegen Ende dieser siebenundzwanzig Tage doch noch von La Capital weglocken können. Ein komplettes Wochenende lang versteckten sie sich an einem Strand in Barahona, während der capitán auf »Geschäftsreise« war, und ratet mal: Ybon hat ihn tatsächlich *geküsst*. Und ratet, was noch: Ybon hat ihn tatsächlich *gevögelt*. Heil sei dem Herrn! Er berichtete, es hätte ihm gefallen, und Ybons ihr wisst schon was hätte nicht so geschmeckt, wie er es erwartet hatte. Sie schmeckte wie Heineken, bemerkte er. Er schrieb, dass Ybon jede Nacht träumte, der capitán hätte sie gefunden; einmal wachte sie auf und sagte mit purer Angst in der Stimme: Oscar, er ist hier, sie war fest davon überzeugt, und Oscar wachte auf und stürzte sich auf den capitán, aber es war doch nur der Schildkrötenpanzer, den das Hotel als Dekoration an die Wand gehängt hatte. Ich habe mir fast die Nase gebrochen! Er schrieb, Ybon wüchsen kleine Härchen bis fast hinauf zum Bauchnabel und dass sie zu schielen begann, wenn er in sie eindrang, aber was ihn wirklich umhaute, war nicht das Bamm- Bamm- Bamm beim Sex - es waren die kleinen Vertrautheiten, die er nie vorhergesehen hätte, etwa ihr das Haar zu kämmen oder ihre Unterwäsche von der Leine zu nehmen oder zu sehen, wie sie nackt ins Badezimmer ging, oder die Momente, wenn sie sich plötzlich auf seinen Schoß setzte und ihr Gesicht an seinem Hals verbarg. Die Vertrautheit, als sie ihm von ihrer Kindheit erzählte und als er ihr sagte, dass er sein Leben lang Jungfrau war. Er schrieb, er könnte nicht glauben, dass er darauf so verdammt lange warten musste. (Von Ybon kam der Vorschlag, er sollte

das Warten anders nennen. Ja, und wie? Vielleicht, sagte sie, nennst du es Leben.) Er schrieb: Das ist es also, wovon immer alle reden! Diabio! Hätte ich das bloß gewusst. Wie schön! Wie wunderschön!

Glossar

<i>A Be/i le salio ellobo.</i>	Beli wurde zur Furie.
<i>abrazo abuelolabuela</i>	Umarmung
<i>ajustamiento alguien</i>	Großvater/Großmutter
<i>ancianolanciana Ande</i>	Abrechnung
<i>el diablo! Aqui yo no</i>	jemand Gemand mit Bedeutung)
<i>quiero martcones.</i>	Greis/Greisin
<i>arroz con habichuelas</i>	Teufel auch!
<i>azabaches</i>	Ich will hier keine Schwuchteln haben.
	Reis mit Bohnen
	kleine Amulette aus Gagat, die Babys vor
	Unheil schützen sollen
<i>azuana</i>	Frau aus Azua
<i>bacalao</i>	Stockfisch
<i>bachatero</i>	Bachata- Tänzer
<i>bailarina cubana</i>	kubanische Tänzerin
<i>bakd</i>	umfassender Begriff für ein magisches Wesen (z. B. Gnom, Elfe, Erdgeist etc.); in jap. Animes und Mangas auch: dumm Frühgeburt
<i>bakini</i>	Stadtviertel
<i>barrio</i>	Morgenmantel
<i>bata</i>	unternehmenseigene Siedlung, in der
<i>batey</i>	Zuckerrohrarbeiter leben attraktive, erotische Frau
<i>beba</i>	Schurke
<i>bellaco</i>	schöne Frauen
<i>bellezas</i>	Fiesta, Party (dom. Wort)
<i>bembe</i>	

<i>Bendición</i>	Gottes Segen
<i>bendito</i>	Trottel
<i>bienpegao</i>	sehr nah, engumschlungen
<i>biscocho</i>	Kuchen
<i>blanquito</i>	weißer Junge
<i>bochinche</i>	Tratsch
<i>bochincheras</i>	Klatschweiber
<i>boricua borracho/</i>	Puerto- Ricanerin
<i>borracha bracero</i>	Säufer(in)
<i>bravo</i>	Handlanger, Tagelöhner
<i>bruja</i>	Draufgänger
<i>brutos</i>	Hexe
<i>buenmoso</i>	Scheusale, Idioten
<i>burro</i>	gutaussehend Esel
<i>caballero</i>	Kavalier
<i>caballo</i>	Heroin
<i>cabana</i>	Hütte
<i>cabezadura</i>	dickköpfig, stur
<i>cadenas</i>	Ketten (Schmuck)
<i>caldo de pollo</i>	Hühnerbrühe
<i>calieses</i>	Spitzel der Regierung (bes. im Trujillato)
<i>Cállate la boca.</i>	Halt den Mund.
<i>callejón</i>	Gasse
<i>campesino</i>	Bauer
<i>campo</i>	Land
<i>canClones</i>	Lieder
<i>candela</i>	du bist stark
<i>capaz</i>	fähig, zu etwas zu gebrauchen
<i>capitalenos</i>	Einwohner der Hauptstadt
<i>cara deculo</i>	Arschgesicht
<i>Caracaracol</i>	Deminan Caracaracol, ein Held der Taino
<i>carajito</i>	kleines Kind
<i>carajo</i>	zum Teufel, verdammt nochmal
<i>Casi la acabaron.</i>	Das wäre fast ihr Ende gewesen.
<i>caudillo</i>	AnRührer
<i>chabine</i>	schwarze Frau mit blondem oder rotem Haar und blauen oder grünen Augen
<i>chacabana</i>	bestimmte Form von Leinenhemd
<i>chanclas</i>	Sandalen, Hausschuhe

<i>cuerpazo</i>	Traumfigur
<i>cuerpo</i>	Körper
<i>Cuidate mucho.</i>	Pass gut auf dich auf.
<i>culo</i>	Hintern
<i>culo que jalaba mtis que una junta de buey. Dios mio!</i>	Ein Hintern, der mehr ziehen ,könnte als ein Ochsespann. Mein Gott!
<i>cursi</i>	kitschig, süß, gekünstelt
<i>Dale un galletazo.</i>	Knall ihr eine.
<i>dijame</i>	lass mich
<i>delincuencia</i>	los
<i>desgraciado</i>	Verbrechen
<i>diabluras</i>	Unglücksrabe, armer Hund
<i>Dios mio asesina.</i>	böse Streiche
<i>diosa dominicanos</i>	Etwa: Mein Gott, die ist zum Sterben.
<i>cultos</i>	Göttin
<i>donde dia se meti6 por susojos</i>	gebildete Dominikaner
<i>dulce de coco</i>	wo sie ihm aufgefallen ist
<i>dulces</i>	Kokospudding
<i>ellio en que me meti anoche</i>	Süßigkeiten
<i>enamorao</i>	was ich mir gestern abend eingebracht habe
<i>entiendes</i>	Liebhaber, Romantiker
<i>Es mejor tener cien niguas en un pie que un pie en Nigua.</i>	verstehst du
<i>escopeta</i>	Lieber hundert niguas (Sandflöhe) auf einem Fuß, als einen Fuß in Nigua.
<i>Ese ladr6n no va 'pa , ningtin la'o.</i>	Gewehr
<i>ese poco hombre,</i>	Dieser Nichtsnutz bringt es nie zu was.
<i>ese mamahuevo</i>	dieser Schwächling, dieser Schwanzlutscher
<i>esponja</i>	Schwamm, hier fig.: Säufer
<i>Este guaraguao ya no comerti mas pollito.</i>	Übertragen: Der hat nichts mehr zu lachen.
<i>esto</i>	das
<i>Esto aqui es un mal dito inferno.</i>	Das hier ist eine verdammte Hölle.
<i>exigente</i>	anspruchsvoll,fordern

<i>fea</i>	hässliches Mädchen
<i>fedora</i>	Filzhut
<i>figurin de mierda</i>	etwa: Drecksbalg
<i>flaca</i>	dünnes Mädchen, Bohnenstange
<i>flaquita</i>	dünnes Mädchen (Dimin.)
<i>Foro Po pu/ar</i>	Gesellschaftsspalte, Klatschspalte
<i>fud</i>	zack, peng
<i>fuera</i>	draußen
<i>fuera de serie</i>	außer sich sein irgendwer,
<i>fu/ano ganas</i>	Herr Soundso Lust
<i>gente de ca/idad</i>	vornehme Menschen dicklich,
<i>gordita</i>	stämmiges Mädchen etwa:
<i>gordo asqueroso</i>	widerlicher Fettsack dicker
<i>gordo azaroso</i>	Zauberer
<i>gringo/gringa</i>	Ausländer(in), bes. Nordamerikaner(in)
<i>guagua guangua</i>	Autobus
<i>guapo/guapa</i>	Zauber
<i>güey</i>	hübsch, attraktiv
<i>hamaca</i>	etwa: Kumpel, Alter, ursprgl. Idiot
<i>he/ado</i>	Hängematte
<i>hermana</i>	Eis
<i>hermanita hija</i>	Schwester
<i>de /a gran puta</i>	Schwesterchen
	etwa: verdammte Schlampe
	(hijo de la puta: Hurensohn; hier also
	das weibliche Äquivalent und
	verstärkt)
	Tochter deiner verfluchten Mutter
<i>hija de tu ma/dita madre</i>	Sohnffochter
<i>hijo/hija</i>	Schönling
<i>hijo be//o</i>	Dreckskerl
<i>hijo de /a porra</i>	angesehene, gut gestellte Männer
<i>hombres de ca/idad</i>	
<i>y posici6n</i>	
<i>imbeci/</i>	Schwachkopf
<i>infelices</i>	Unglückliche
<i>infierno</i>	Hölle
<i>ingenios</i>	Zuckermühlen
<i>jabao</i>	hellhäutig mit afrikanischen Zügen
<i>jibara</i>	traditionelle puerto-ricanische Bauern

<i>jipeta</i>	Jeep
<i>jiringonza</i>	seltsames, lächerliches Verhalten
<i>jodido</i>	beschissen, angeschissen
<i>jodienda</i>	Mist, Scheißdreck
<i>jojote</i>	bläss (noch heilhäutiger als jabao)
<i>jueguito</i>	etwa: Spielchen
<i>jurona</i>	weibl. Mungo
<i>k/erin</i>	selbstgebrannter Rum
<i>/a chica de mi escue/a</i>	das Mädchen an meiner Schule
<i>La negra esta encendida!</i>	Die Schwarze ist heiß!
<i>La zinic haitiana aqui</i>	Die einzige Haitianerin hier bist du, meine
<i>eres tU, mi amor.</i>	Liebste.
<i>/adronazo</i>	Dieb, Gauner
<i>/adrones</i>	Diebe
<i>/ambesacos</i>	Arschkriecher, Speichellecker
<i>/ana</i>	Zaster, Geld Autowaschanlage
<i>/avacarro</i>	Tut mir leid.
<i>Losiento.</i>	Verrückter/Verrockte
<i>/ocol/oca</i>	die über den Himalaya springen und auf die
<i>los que brincan las</i>	spanische Flagge scheißen
<i>Hima/ayas y cagan</i>	
<i>en /a bandera de</i>	
<i>Espafza</i>	
<i>Los que menos corren,</i>	Wer nicht läuft, fliegt.
<i>vue/an.</i>	
<i>madrina</i>	Taufpatin
<i>ma/apa/abras</i>	Schimpfwörter
<i>ma/criada</i>	verzogenes Gör
<i>ma/dito</i>	verdammte
<i>ma/ec6nes</i>	Molen, Damm
<i>Mama, me mataron a</i>	Mama, sie haben mein Kind umgebracht. Ich
<i>mi hijo. Estoy sofa,</i>	bin allein, ich bin allein.
<i>estoyso/a.</i>	
<i>mamajuana de marisco</i>	trad. Getränk aus Rum mit Meeresfröchten,
	angeblich mit heilenden Kräften
<i>mamando su ripio</i>	ihm den Schwanz lutschen
<i>mansa</i>	zahn, sanft
<i>maric6n</i>	Schwuler
<i>mariconcito</i>	kleine Schwuchtel
<i>mas fierte que</i>	stärker als

<i>media-campesina</i>	Landarbeiter (denen das Land gehört, das sie bearbeiten)
<i>mesera</i>	Kellnerin
<i>mettse</i>	flachlegen
<i>milagro</i>	Wunder
<i>moncadistas</i>	junge kubanische Pioniere
<i>mono/mona</i>	Affe/Äffin
<i>morenito</i>	Lateinamerikaner mit afrikanischen Vorfahren und dunkler Haut
<i>moreno/morena</i>	dunkelhäutige(r) Mann/Frau Mimose
<i>morir-vivir- Pflanze</i>	bisschen
<i>mota</i>	Stumme
<i>muda</i>	Schmeicheleien
<i>muelas</i>	e~a:fidelesMädchen
<i>mujer alegre</i>	eine sehr starke und sehr grausame Frau
<i>mujer bien fuerte y bien cruel</i>	
<i>mujeron total</i>	Granate, scharfes Mädchen
<i>nata</i>	Sahne
<i>negocio</i>	Geschäft, Betrieb
<i>no mtis</i>	nicht mehr
<i>No 10 pareces.</i>	Du siehst gar nicht so aus.
<i>Nomejodas. No me toques. No te preocupes.</i>	Erzähl mir keinen Scheiß. Rühr mich nicht an. Mach dir keine Sorgen. Ich bringe dich hin.
<i>Tetraigo. novio/ novia ojas de mamon</i>	Freund/Freundin
<i>Oye, parigüayo, y qui paso con esa esposa tuya?</i>	Kot He, parigüayo, wie läuft es mit deiner Frau?
<i>Gordo, no me digas que tU todav{a tienes hambre?</i>	Sag nicht, du hast immer noch Hunger, Dicker.
<i>pagina en blanco</i>	
<i>paja de arroz</i>	unbeschriebenes oder leeres Blatt
<i>pajaro</i>	Reisstroh
<i>palomo</i>	Schwuler
<i>pandeagua</i>	Junge, der keinen Erfolg bei Mädchen hat
<i>pana</i>	einheimisches Brot
<i>paquetes</i>	Freund Pakete

<i>parcha</i>	Passionsfrucht
<i>pastelitos</i>	Pastetchen mit Trockenfrüchten
<i>patio</i>	Hof
<i>patio de atrás</i>	Hinterhof
<i>patria</i>	Vaterland, Heimat
<i>peledista</i>	Anhänger der Juventud Peledeista
<i>pendejada</i>	Oltatsch, Dummheiten
<i>pendejolpendeja</i>	Junge, TrottelINutte, Idiotin
<i>pequena</i>	die Kleine
<i>perejil</i>	Pomp
<i>pericio ripiao</i>	typ. musikalischer Stil der DR
<i>persona je</i>	Persönlichkeit
<i>pescado frito</i>	gegrillter Fisch
<i>pinata</i>	geschmücktes Tongefaß mit Süßigkeiten für Kinder, das aufgeschlagen wird
	Vulva (vulg.)
<i>pipa</i>	Bananenhändler
<i>platanero</i>	meist abfällige Bezeichnung für (v. a. männliche) Dominikaner; nach dem spanischen Namen der Kochbanane, die Dominikaner dem Klischee nach massenhaft verspeisen
<i>pldtano</i>	Reife Bananen werden nicht wieder grün.
<i>Pldtano maduro no se vuelve verde.</i>	
<i>plepla</i>	Katastrophe
<i>pobrecita</i>	arme Kleine
<i>popola</i>	Muschi
<i>por supuesto</i>	natürlich
<i>Portate como un muchacho normal.</i>	Benimm dich wie ein normales Kind.
<i>prendas</i>	Kleidung
<i>prieta</i>	Frau mit dunkler Hautfarbe
<i>primavera</i>	Frühling
<i>pueblito</i>	kleines Dorf
<i>pueblo</i>	Volk (auch: Dorf)
<i>puerca</i>	Sau, Schlampe
<i>pulperia</i>	Kolonialwarenladen mit Ausschank
<i>pulpa</i>	Oktopus
<i>putolputa</i>	StricherlHure
<i>Que Dios te bendiga.</i>	Gott segne dich.

tu personalidad	(Wortspiel) Persönlichkeit: Persönlichkeit,
o toma	(Wortspiel) (ein Basst)
que se podría	was könnte ich
que te dio una pela	etw. die man nicht gut aussieht, dem übel
Quedate ahí con la	bleib bei mir, bei der Sexbombe
mierda, mami con.	Schwammle
que me da	Schwammle
que me da	weil wegen eines Mädchens?
querido	Liebster
¿Tu la llorando por una	wer ist
niña es	du der D. B. von gerade Menschen
¿mucha?	Schwanz
¿quisieron	sehr ernsthafter, gebildeter und gut
llover.	gebauter Mann, halb Dominikaner, halb Haitianer
Un hombre muy serio,	Penis
rayano	Würstchen
puédacato	eine ausgesprochen hübsche und anmutige
¿menhija plantado.	Schwammle, sehr schön (chulo=hübsch)
Son muy chuleria.	ein südamerikanischer Eintopf Kröte
¿son elegante, no?	ein Gewittersturm am frühen Morgen
¿son tormenta en la	Und jetzt ist Schluss.
madrugada	Heilige Woche, Karwoche
Semana Santa	Stoff, Zeug, Dings, Geschichte
¿Sientese aqui, seiiorita.	Setz dich bitte hierher, seiiorita.
Vamos a	Lass uns kämpfen.
sindicatos	Gewerkschafter Schamlosigkeit
¿Pelea? Vayanse	haut ab
¡vengan!	Sie sind sehr bequem.
Son muy cómodos.	Sie sind Kraken.
¿vendida?	König hier.
Son pulpos	Mistkerl, Schmutzfink
vergüenza	Scham, Verschämtheit
¿Viejo?	Ich träume, träume, träume, wie du heißt.
¿Sueño, sueño, sueño,	alter Mann
viejos	die Alten
¿como tu te llamas.	und dieser Vorbau
Y se tatato	Hab ich dich.
¿sueño.	Südländer, Bewohner des Südens
¿tacaña?	Annäherung.
Yo me llamo sumo de la	Pfennigfuchserin
tan	Ich bin zwar eine prieta, Yuni, aber ich bin
madrugada.	Fläche mal 6,28 cm ²
¿tacaña?	nicht dann. Ich bin zwar schwarz, aber
Yo soy prieta, Yuni, pero	hast du blöd.
no soy	kleines Boot, Jolle
bruta.	Klauder, Stammtisch, Abendgesellschaft,
yola	Gerätekreis
zafra	Zuckerbrot
¿zafra?	Schatz
zapatero	Faulenzlerin
Holtia	vollbusige Sexbombe
tirapiedra und ein	Schuster
quemagoma	Onkelffante
todologo	Krawallmacher Gemand, der Steine wirft und
	Gummi verbrennt)
	etwa: vielseitiger Mensch